Die

Freimünzer.

Roman

in drei Büchern

von

E. Mühler.

Dritter Band:

Der Crédit mobilier.

Leipzig,
Johann Friedrich Hartknoch.
1857.

Drittes Buch:

Der Crédit mobilier.

1.

Ein geheimes Tagebuch.

Am 5. Mai . . . .

Man hat mich seit meiner frühesten Kindheit, da ich eben erst denken und meine Gedanken in geschriebenen Worten wiederzugeben lernte, angehalten, ein Tagebuch zu führen, welches die Stelle einer immerwährenden Beichte vor Gott und Menschen vertreten sollte.

Ich bin dadurch an die Führung eines Tagebuches, also an das Niederschreiben aller meiner Gedanken, Empfindungen und Handlungen so gewöhnt worden, daß es mir zur zweiten Natur geworden ist. Ich kann es nicht mehr lassen.

Und wenn sich auch die Feder noch so sehr sträubt, Dinge niederzuschreiben, die mein Gefühl mir gebietet, vor mir selbst, und meine Klugheit, vor Andern zu verhüllen, sie wird dennoch unwillkürlich durch den zur Natur gewordenen Trieb dazu gedrängt.

Ich werde also ein Auskunftsmittel ergreifen. Ich

werde neben dem Tagebuche, welches mein künftiger Mann (mir graus't bei der Bezeichnung!) einzusehen berechtigt ist, ein anderes führen, welches keinem Auge zugänglich sein soll, als dem meinigen.

Am 18. Mai . . . .

Kann ich Pflichten haben gegen einen Mann, den man mir wider meinen Willen als Gatten aufdrängen will? Pflichten, noch während ich von dem Schwure frei bin, den ich ihm am Altare zu leisten habe?

Ich glaube nicht!

Dieser Mann ist ein Graf, und man will mich an einen Titel verkaufen. Er ist ein moralisches und physisches Ungeheuer, und man will, daß ich ihm Gattinn sein soll, ich, ein sechszehnjähriges, schönes, feuriges Mädchen, das sich danach sehnt, in die Mysterien der Liebe eingeweiht zu werden, aber zurückschreckt vor dem Centauren, der dazu auserfehen ist, mich in das Labyrinth zu locken.

Ich verabscheue diesen Mann, und doch sehne ich mich so sehr danach, einen Mann zu lieben!

Am 23. Mai . . . .

Meine Träume nehmen zu an sehnsuchtsvollen Momenten. — Wie gern möchte ich lieben und geliebt sein! —

Ich habe ihn heute Nacht im Traume gesehen, den Mann, der mich in's Paradies versetzen könnte, wenn er mich lieben wollte.

Aber wer ist er? — Ich kenne ihn nicht!

Seine Gestalt, wie der Traum sie mir vorspiegelte, steht lebhaft vor meiner Seele; — aber er selbst? —

Existirt er überhaupt auf der Welt? — Ist er in Petersburg? — Werde ich ihm begegnen?

Und wenn ich ihm wirklich begegnete: würde er mich lieben? würde er sich mir nur nähern?

Vielleicht gehört er einem niederen Stande an und wagt es nicht einmal, dem adligen Fräulein, der Gebieterinn von hundert leibeignen Menschen, seine Liebe zu gestehen! —

Ich würde ihn aufmuntern, vielleicht sogar auffordern müssen, die Scheu zu überwinden, die ihn angesichts der Standesschranken, welche zwischen uns stehen, erfüllen würde. —

Aber man zweifle nur nicht, daß ich es thun würde.

O, an dem Muthe dazu fehlt es mir wahrlich nicht.

Warum auch? — Warum sollte das Weib nicht eben so gut das Recht haben, einem Manne zu sagen: „ich liebe Dich!“ wie ein Mann das Recht hat, einem Weibe zu erklären, daß er es liebe?!

Wer hat denn eine solche widersinnige Sitte geschaffen? — Die Menschen! — Nun wohl, so kann sie auch von Menschen wieder abgeschafft werden.

Und wenn die übrigen es nicht thun, so will ich es wenigstens für meine Person allein ausführen.

Ich schaffe diese widersinnige Sitte ab, und dem ersten Manne, zu dem ich mich in Liebe hingezogen fühle, trete ich mit der Erklärung entgegen: „Du gefällst mir! Ich liebe Dich! Ich will Dich besitzen!“

O, mir schwindelt! Alles Blut drängt sich mir zu Kopf und Herzen, und die Gefäße haben nicht mehr Platz, es zu fassen; sie müssen zerspringen.

Am 24. Mai ....

Auch heut wieder geträumt von Ihm, dem unbekannten Gegenstande meines Verlangens!

Wie ist doch der Eindruck eines Traumgebildes so seltsam! Warum erscheint uns die Gestalt, welche wir im Traume sehen, um so viel liebenswürdiger, als wenn wir ihr im Wachen begegnen?

Jedes Mal am Morgen, wenn ich von ihm geträumt habe, werde ich von einer so schwärmerischen Sehnsucht erfaßt, daß ich mich von aller Welt zurückziehen möchte, um nur an ihn denken, ihn in Gedanken an meine Brust ziehen, und in der Phantasie durch seine Umarmungen mich berauschen zu können. —

Am 26. Mai ...

Warum ist die Natur so schön, und warum sind die Menschen so häßlich?!

Ich mußte heut Beides empfinden.

Der Graf Nesseloff scheint es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, mir durch Verstärkung seines Widerwillens gegen ihn Neigung einzuflößen.

Eine originelle Art!

Ich mußte mit ihm und dem Vater ausfahren. Er führte uns auf den schönsten Punkt, der die Aussicht auf das Meer bietet.

Gott, wie schön war diese Natur!

Und während mein Auge versunken war in alle diese Schönheit, da drängte sich zwischen mich und die Aussicht meines trunkenen Blickes eine menschenähnliche Gestalt, klein, krummbeinig, bucklig, einäugig, mit einer verschmitzten Teufelsfratze; — und dieser höllische Gnome, dessen Herz boshaft ist wie eine Katze, war — mein zukünftiger Gatte! —

Er soll ein sehr geschickter Diplomat sein, sagt mir der Vater, ein Diplomat, den der Kaiser mit seinem höchsten Vertrauen beehrt, und der die schwierigsten Missionen an den europäischen Höfen mit Geschick und Glück durchzuführen versteht. —

Was kümmert es mich? Habe ich Missionen an die europäischen Höfe? Ich habe nur eine Mission an die Herzen liebenswürdiger Männer, und dazu taugt mein Diplomat gewiß nichts!

Ich verabscheue ihn mehr als je!

Am 29. Mai ....

O Aphrodite! welch eine Wonne habe ich durchlebt! — Durchlebt? — Leider nein! Nur durchträumt! —

Ich sah Ihn abermals im Traume! lebhafter als je zuvor, — in der ganzen Fülle seiner edlen Mannheit!

Aber nicht blos gesehen habe ich ihn, nein, auch empfunden alle Lust, welche Liebe zu bieten vermag, wenn die Wirklichkeit eben so in den Wonnen wie in den Beängstigungen hinter dem Traume zurückbleibt. —

Ich habe in seinen Armen gelegen, dicht umschlungen von ihm an seinem Herzen geruht und mich in dem Nektar berauscht, den der Becher seines Mundes meinen dürstenden Lippen darreichte! —

Ich bin glücklich gewesen, unaussprechlich selig! Ich habe die Liebe kennen gelernt; und war es auch nur ein Traumgebilde meiner Phantasie: die entzückende Wirklichkeit soll und muß ihm folgen! —

Am 1. Juni ....

Welch ein Tag! Man hat mich dem Ungeheuer verlobt, das ich hasse; und ich habe den Engel gesehen, den ich liebe! —

Er existirt also; er ist hier; meine Träume haben nicht gelogen.

Wie schön er ist! Jung, kräftig und feurig! Noch sprudelt mein Blut in den Wallungen, die seine von Sinnlichkeit trunkenen Blicke aufregten, als seine Augen mich trafen.

Er muß mich errathen haben; denn seine Miene nahm den Ausdruck herausfordernder Kühnheit an, als ich ihn betrachtete.

Und doch steht er so tief unter mir!

Er ist der Sohn eines deutschen Banquiers und im Comtoir des Agenten des Grafen! — Ein Commis!

Aber was fragt die Liebe nach dem Stande; was fragt mein Verlangen nach einem Namen?!

Ich muß ihn wiedersehen, und bald!

Aber wie?

Es soll dies der Gegenstand meines Nachdenkens sein.

Am 5. Juni . . . .

Ich habe gewonnenes Spiel! Pawlowitsch, der Sohn meines reichsten Leibeigenen, der mir als Page dient, ist mir mit Leib und Seele ergeben. Ihm kann, muß und werde ich mich anvertrauen.

Am 7. Juni . . . .

Nie hätte ich dem jungen Pawlowitsch so viel Klugheit und Ergebenheit zugetraut. Fast noch ein Kind, und schon so gereift in Behandlung einer Intrigue!

Er will nicht, daß mein Geliebter eine Ahnung von meinem Stande haben soll.

Das Asyl, welches er für unsere Liebe aufgefunden hat, ist köstlich; und ich werde genießen, ohne compromittirt zu sein.

Mein Geliebter heißt Cäsar. Er ist also zum Sieger prädestinirt.

O, wie wonnig muß es sein, von ihm überwunden zu werden?!

Noch heut will ich ihm schreiben.

Aber was? aber wie? —

Doch wozu da lange nachsinnen? Zwei Zeilen genügen, um seine Neugierde zu reizen; und damit ist Alles gewonnen.

Hier ist mein Brief, zu welchem Pawlowitsch seine Hand leihen soll.

„Eine Dame, welche das größte Interesse an Ihnen nimmt, bittet Sie, dem Ueberbringer dieses Geständnisses zu folgen.“

Am 8. Juni . . . .

Er ist gekommen; und ich bin glücklich gewesen, unaussprechlich glücklich! Ganz Liebe und Feuer sank ich in seine Arme! —

Doch warum muß der Eintritt durch die Pforten des Paradieses dieses schmerzvolle Hinderniß finden, welches uns im ersten Augenblicke irre macht an der Seligkeit, zu der wir jenseit der Pforten berufen sind?!

Fast hätte ich ihn gehaßt, wenn ich nicht geahnet hätte, daß ich ihm würde danken müssen!

O, wie sehr danke ich ihm, daß er mir Führer war in das Allerheiligste des göttlich=menschlichen Mysteriums der Liebe?

Wie sehr liebe ich ihn?!

Schon nach der ersten Umarmung liebte ich ihn

so, daß ich in Versuchung gerieth, mich ihm zu entdecken.

Aber nein! Pawlowitsch hat Recht. Er darf keine Ahnung davon haben, wer das von ihm vergötterte Weib ist, das sich in den aufbrausenden Wogen seiner Zärtlichkeit badet, eine dicht verschleierte Nymphe.

Am 10. Juni . . . .

Wie sehr bat er mich heut, die Flormaske abzulegen, welche ihm meine Züge verbirgt! Wie sehr verschwor er sich, das Geheimniß unserer Liebe zu hüten!

Ich blieb unerbittlich und werde es in diesem einen Punkte immer bleiben.

Um wie viel reizender, ideeller und poetischer ist der Liebesgenuß, wenn er sich von dem Schleier eines Geheimnisses umwoben fühlt.

Ich schlürfe das Glück in heftigen, gierigen Zügen.

Ach, warum sind die Tage so lang für die kurzen Abende?!

Am 1. Juli . . . .

Meine Tage gleichen sich; denn nur die Abende sind meine Tage; und diese Abende verlaufen wie der Wonnebach meiner Liebeslust.

Ich habe nichts mehr zu schreiben; denn was ich jetzt empfinde und genieße, — das malt keine Feder! —

2.

Des Tagebuches Fortsetzung.

Am 20. Juli . . . .

Sollte es möglich sein, daß auch die Liebe monoton werden kann?

Mit Schrecken nehme ich wahr, daß ich anfange, mich zu langweilen in den Armen eines Mannes, dessen erste Küsse mich in den himmlischen Rausch der Liebesseligkeit versetzten.

Aber ist das auch ein Wunder?!

Diesem so schönen Körper fehlt der beseelende Strahl des Geistes, und außer seinen Umarmungen ist er nichts als eine kunstgerecht gemeißelte Statue.

Man nehme ihm das, was nur für den ersten Augenblick entzücken kann, die Form und die Jugend, und es wird nichts übrig bleiben, was der Mühe werth wäre, es zu besitzen. —

Am 26. Juli . . . .

Dieser Mensch ist ein lebendes Rechnenexempel, weiter nichts! Er ist zum Banquier prädestinirt.

Hat er mich doch heut eine volle Stunde damit unterhalten, daß er mir zu erklären versuchte, welche Vortheile aus den Actiengesellschaften für die Capitalmächte erwachsen.

Ich habe ihm geradezu in's Gesicht gegähnt;

aber er hat sich dadurch nicht abhalten lassen, seine Finanzweisheit mit Selbstgefälligkeit auszukramen.

Am 29. Juli . . . .

Heilige Mutter der Liebe! dieser Mensch ist dumm wie Holz!

Und kann es für ein Weib von Gefühl und Geist etwas Schrecklicheres geben, als einen Dummkopf in die Arme schließen zu müssen?!

Nebenbei ist er auch noch ein Geck! — Sein ganzes Drängen, mich ihm zu enthüllen, hatte keinen andern Zweck, als seine Eitelkeit an seiner Eroberung zu weiden.

Wie gut ist es, daß ich der Versuchung entging und seinen Bitten damals widerstand, als sie noch Einfluß auf mich hatten, weil mein Geist von dem Rausche der Sinne mit Nebelwolken umzogen war.

Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten; denn — ich liebe ihn nicht mehr!

Am 2. August . . . .

Ich bin fertig mit dem ersten Romane meines Lebens! —

Pawlowitsch hat wieder Recht, wenn er sagt: ich solle die Kette in derselben Weise sprengen, in welcher ich sie geschmiedet habe.

Ein Brief, so kurz wie der, welcher der Anfang meines Glückes war, soll das Ende meines Unglücks werden.

Denn mein Unglück ist es schon seit Tagen, mich

zu einer Empfindung hinaufschrauben zu müssen, von der keine Spur mehr in meiner Seele lebt.

Am 5. August . . . .

Heut hat der arme Tropf, der sich von mir geliebt wähnte, statt seiner maskirten Dame ein sehr unmaskirtes Billet vorgefunden von Pawlowitsch' Hand.

Es lautete:

„Sie werden die Dame, die Sie erwarten, nicht wieder sehen, denn sie liebt Sie nicht mehr."

Am 12. August . . . .

Gerade jetzt fügt es der Zufall, daß ich diesen Menschen, den ich mit jedem Tage mehr hasse, öfter sehen muß, als sonst, weil er in Geschäften zu den Eltern gesandt wird.

Wenn er eine Ahnung davon hätte, daß die junge Dame, der er so tiefe ungeschickte Bücklinge macht, dieselbe ist, welche — — —

Es lebe das Geheimniß!

Ein reizendes Gefühl, mich innerlich lustig machen zu können über den Gecken, der sich jetzt auf's amusanteste entwickelt.

Von der Mutter höre ich, daß er zu dem Vater von seiner mysteriösen Eroberung gesprochen hat, die ihm den Kopf verdreht, so weit ein solcher überhaupt auf seinen Schultern existirt. — Er schwört Stein und Bein, daß die Dame, welche ihm seit zwei Monaten so geheimnißvolle Stelldicheins gab, Niemand

anders sein könne, als die Großfürstinn ***, welche seit acht Tagen Braut ist und es deshalb für nothwendig gehalten habe, den reizenden Umgang mit dem Geliebten ihrer Seele für's erste abzubrechen.

Dieser Mensch ist also ein vollendeter Geck, und ich verachte ihn so sehr, so sehr, daß ich nicht einmal einen Ausdruck dafür habe.

Mein separates Tagebuch wird wohl zu Ende sein.

Am 15. August . . . .

Nein! mein separates Tagebuch ist noch nicht zu Ende.

Leider! denn ich werde ihm noch schreckliche Dinge anzuvertrauen haben, die ich keiner lebendigen Seele anvertrauen darf.

Heut, als ich ganz zufällig erfuhr, daß der Narr, den ich einst zu lieben wähnte, Petersburg verlassen hat, um nach seiner Heimath zurückzukehren, wohin ihn Familienangelegenheiten rufen, — heut gerade, da ich eine Ursache zur Freude gefunden hatte, muß ich eine Entdeckung machen, die mich mit Schrecken und Entsetzen erfüllt.

O, wie konnte ich darüber bisher so leichtsinnig hinweg sehen? wie konnte ich an diese Möglichkeit, an diese so wahrscheinliche Möglichkeit nicht denken?!

Jetzt ist es zu spät, gewiß zu spät! und ich bin verloren, wenn mein Scharfsinn mich nicht ein Rettungsmittel entdecken läßt.

Am 9. September . . . .

Es ist Alles vergebens, und der Verdacht ist zu einer fürchterlichen Gewißheit geworden.

Keine Hilfe, kein Ausweg, wohin ich auch spähe!

Ich bin Mutter! schon seit zwei Monaten Mutter! und eine jener unglückseligen Mütter, die ihr Kind nicht nur verbergen, sondern auch hassen müssen, doppelt hassen um seiner Existenz und um seines Erzeugers willen! —

Am 14. September . . . .

Das letzte Mittel, mich zu retten, ist fehlgeschlagen. Ich habe so discret wie möglich auf die Beschleunigung meiner Vermählung mit dem Grafen hinzudrängen versucht, aber zu meinem Entsetzen hören müssen, daß dieselbe erst zu Anfang des November festgesetzt sei, — was weiß ich, aus welchen diplomatischen, politischen oder staatsöconomischen Gründen.

Welch seltsam Spielwerk des Schicksals ist der Mensch! Noch vor wenigen Wochen würde ich vor Abscheu in Krämpfe verfallen sein, wenn man mir die Hochzeit in kurzer Frist angekündigt hätte, und heut — würde ich in Jubel ausbrechen, wenn man mir sagte, daß ich morgen an den Altar treten solle.

Ich will also betrügen? Ich will den ersten Schwur meines Lebens mit einem schon von vorn herein meineidigen Herzen schwören?

Ich will?

Nein, ich muß!

Der Betrug ist ein Verbrechen, ja! Der Meineid ist ein größeres, auch wahr! Aber der Selbstmord — so hat man mich gelehrt — ist das größeste aller Verbrechen; und zum Selbstmorde müßte ich greifen, wenn ich nicht betrügen und meineidig werden soll.

Habe ich nicht das Recht, bei der Nothwendigkeit, zwischen zwei Verbrechen zu wählen, für das kleinere zu entscheiden? Ja, habe ich nicht sogar die Pflicht dazu?! —

Doch, wehe mir! ich habe nicht einmal die Gelegenheit, zu dem rettenden Verbrechen zu greifen!

O, ich bin in einer schreckensvollen, entsetzlichen Lage!

Ist das eine Weisheit der Natur, uns unwiderstehliche Triebe einzupflanzen und zugleich der menschlichen Gesellschaft die Unvernunft zu lassen, daß sie die Hingabe an diese Triebe mit Schande brandmarkt? —

Oder hat das Blut und das Gehirn des Menschen zwei verschiedene Schöpfer, daß ihre Geschöpfe in einem unauflösbaren Widerspruche sich befinden können?

„Welcher Philosoph erklärt mir diesen Zwiespalt der Natur und ihres Urhebers? —

Am 3. October . . . .

Ich bin gerettet! — für den Augenblick wenigstens. — Und wer ist dieser so willkommene Retter?

Eine Mode! —

Das ist nun die Welt! —

Von Paris ist so eben die Mode eines Unterkleides angelangt, welches der weiblichen Gestalt jene für die Männer so verführerische Rundung giebt, die so geeignet ist, weibliche Geheimnisse zu verbergen. Gesegnet sei sein Erfinder! —

Am 10. October . . . .

Jetzt könnte ich einige Zeit ruhig meinen inneren Mutterschmerzen leben, wenn nicht der Tag meiner Vermählung heran rückte, den ich nun wiederum verabscheue.

Denn muß ich nicht fürchten, in kurzer Zeit Das entschleiern zu sehen, was die Mode des Tages so glücklich verborgen?!

Ich muß, ich muß auf einen Ausweg sinnen!

Am 21. October . . . .

Noch immer rathlos, ist mir ein Zufall zu Hilfe gekommen.

Der Graf hat von dem Minister ganz plötzlich eine diplomatische Mission erhalten, die ihn auf mehre Wochen entfernt.

Unsere Vermählung ist also bis zu Weihnachten verschoben.

Wie segne ich diese Mission!

Und da fällt mir zu gleicher Zeit ein: Ließe sich nicht eine solche Mission anwenden, um —

Ich muß einmal nachdenken.

Der Minister ist ein Mann, welcher mich schön findet.

Sollte er Anstand nehmen, aus Gefälligkeit für eine schöne Dame das zu schaffen, was ihn seine diplomatische Pflicht so oft schaffen läßt? — eine Mission zur rechten Zeit!

O, die Weltgeschichte hat, wie ich glaube, solcher Missionen eine Menge aufzuweisen.

Ich kann wohl ohne Sorgen sein.

Am 15. December . . . .

Der Graf ist wieder da. Aber mein Plan ist auch bereits fertig; ja er ist gewissermaßen schon ausgeführt.

Hätte ich doch nicht gedacht, daß ich so viel Talent zur Intrigue besitze.

Der Minister war heute bei uns zur Soirée, und es bedurfte meinerseits keiner großen Zuvorkommenheit, um ihn an meine Fersen zu fesseln.

Wir hatten in einem kleinen lauschigen Cabinet ungestört eine viertelstündige Unterredung von den gewichtigsten Folgen.

Ich will diese Unterredung mir wieder zurückrufen, um daran stets Hoffnung auf meine Rettung knüpfen zu können:

„Sie werden an Ihrem bevorstehenden Vermählungstage einige Glückliche machen, Fräulein: Ihren

Gatten, Ihre Eltern, Ihre Verwandten. Aber Sie werden auch einen Unglücklichen machen müssen."

„Und der wäre, Excellenz?"

„Die Excellenz selbst."

„Scherzen Sie?"

„Mit Ihnen nie."

„Und der Grund Ihres Unglücks?"

„Als wenn ich Ihnen den noch sagen müßte! Ist es kein Unglück, ein so himmlisches Wesen, wie Sie, das Eigenthum eines Andern werden zu sehen, wenn man dies Wesen selbst liebt und selbst zu besitzen wünschte?"

„Sie beneiden ihn also, der Ihnen diesen Besitz streitig macht?"

„Ob ich ihn beneide? So sehr, daß ich ihn hasse."

„So rächen Sie Sich!"

„Wie kann ich das?"

„Sollte der allmächtige Minister in unserm Reiche irgend Etwas nicht können?"

„Vielleicht nicht, wenn er wüßte, was er können soll."

„Sich eines Nebenbuhlers entledigen, fürwahr. Ich denke, darum handelt es sich."

„Reizendste Ihres Geschlechts, Sie sprechen dies Alles in einem so scherzhaften Tone, daß ich verzweifeln könnte, weil ich es so gern für Ernst nehmen möchte."

„„Gar hoher Ernst liegt oft im kind'schen Spiel!"" sagt ein deutscher Dichter."

„Darf ich diesen Worten trauen?"

„Darf sich Ihnen ein unglückliches Mädchen anvertrauen?"

„Bei meiner Ehre, ja!"

„Gut, so will ich es. Hören Sie mich an."

„Mit Ohr und Herz."

„Sie müssen es errathen, jedenfalls geahnt haben, daß man mich wider meinen Willen und an einen Mann verheirathet, den ich nicht liebe. Der Tag, an welchem ich nach Ihrer Idee einige Glückliche und einen Unglücklichen machen werde, wird zwei Unglückliche machen; denn ich werde der zweite sein. Mir graus't vor diesem Tage, weniger wegen der Pflichten, die er mir auferlegt, als wegen der Rechte, die er meinem Gatten giebt. Entfernen Sie ihn unmittelbar nach der Trauung so weit und so lange es möglich ist, und meine Dankbarkeit wird grenzenlos sein."

„Wirklich grenzenlos?"

„Nach meinen Kräften."

„Ich bin nicht uneigennützig, reizendes Mädchen."

„Ich erlaube Ihnen, ein wenig eigennützig zu sein."

„Nur ein wenig?"

„So viel es sich mit Ihrem Gewissen verträgt."

„O, ein Diplomat und Minister; was denken Sie?"

„Ich denke, daß Sie aus der Seltsamkeit meines Wunsches auf den Werth schließen werden, den seine Erfüllung für mich haben muß, und daß Sie wissen, wie der Dank für einen Dienst nur des Dienstes würdig sein kann."

„Ich verstehe Sie und bin zufrieden. Unser Geheimniß aber —"

„Bleibt unser Geheimniß! Ich kann also auf Sie rechnen?"

„Wie auf Sich selbst, und wie meine Liebe auf die Ihrige rechnen zu können hofft."

Der Minister küßte mir zärtlich und feurig die Hand, und wir begaben uns zur Gesellschaft, in welcher ich mich jetzt so heiter bewegte, wie König David ohne Zweifel gethan haben würde, als er den Herrn Urias mit dem bewußten Briefe abgeschickt hatte.

3.

Des Tagebuches Schluß.

Am 25. December . . . .

Heut also war dieser so wichtige Tag, dem ich so lange, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, entgegen gesehen hatte.

Doch er endete nach Wunsch. Eine einzige Stunde hat mich zugleich zur Frau und zur Strohwittwe gemacht.

Als die Trauungsfeierlichkeit vorüber war, erschien ein kaiserlicher Feldjäger und übergab dem Grafen, meinem neuen Gemahle, ein großes versiegeltes Schreiben, auf dessen Couvert mit dicken Buchstaben geschrieben stand: „Sogleich zu eröffnen."

Der Graf, welcher hier eine kaiserliche Gratulation muthmaßen mochte, säumte keinen Augenblick, den Brief zu entsiegeln, wahrscheinlich in der Hoffnung, den schmeichelhaften Inhalt der Gesellschaft vortragen zu können.

Allein schon beim Lesen der ersten Zeilen legte sich seine Stirn in Falten und die Farbe entwich seinen Wangen.

Dann trat er auf mich zu und ließ mich, ohne ein Wort zu sprechen, den Brief lesen, so daß ich schon fürchtete, er möge einen Verdacht haben in Bezug auf die Quelle, aus welcher dieser so unwillkommene Brief entsprungen sei.

Es war ein kaiserliches Handschreiben und lautete ungefähr folgendermaßen:

„Mein lieber Paul Gregorewitsch! Aus der Inlage Meines Ministers wirst Du ersehen, welch eine wichtige und schleunige Mission Dich angesichts Dieses, ohne eine Stunde zu versäumen, nach Madrid ruft. Da zufällig heut gerade Dein Hochzeitstag

ist, zu welchem Ich Dir aufrichtig gratulire, so hat Mein Minister in seiner Freundschaft für Dich ein Hinderniß gefunden für die Ausübung seiner Pflicht, Dir den Befehl zur sofortigen Abreise selbst zugehen zu lassen. Diese Discretion respectirend, habe Ich Mich entschlossen, Dir aus kaiserlicher Gnade die Ordre Allerhöchstselbst zuzufertigen, womit Ich Dir in Erwartung schleunigen Gehorsams auch für die Folge wohl gewogen bleibe."

„Was werden Sie thun, mein Gemahl?" fragte ich, als ich den Brief gelesen.

„Was zu thun mir allein übrig bleibt!" antwortete der Graf. „Ich werde in einer Stunde Petersburg hinter mir haben."

„Und ich?" fragte ich kleinlaut in der Furcht, er möchte den kaiserlichen Befehl auch auf mich ausdehnen wollen.

„Ich hatte," erwiederte er mir, „im ersten Augenblicke daran gedacht, ob es wohl möglich sein würde, daß Sie mich begleiteten."

„O, wäre es möglich!" rief ich mit heuchlerischer Innigkeit des Tones aus.

„Aber leider ist es nicht möglich, — wollen Sie sagen."

„So ohne alle Vorbereitung. — Doch ich werde ja nachkommen können, nicht wahr?"

„Je schneller es sein wird, desto glücklicher werden Sie mich machen."

Es war mir bei diesen Worten des Grafen ein Stein vom Herzen gefallen.

Das unterbrochene Hochzeitsfest wurde nicht fortgesetzt. Die Gäste hatten unser Haus verlassen. Eine Stunde nach dem Eingange des kaiserlichen Befehls war der Graf Nesseloff auf dem Wege nach der Grenze. Ich war allein und frei.

Welch ein Glück! —

Am 28. December . . . .

Ich habe mir den Mantel für meine Schande mit einem Preise erkauft, der mich vor mir selbst erröthen macht.

Ich habe den Preis bezahlt! und nun denke ich, werde ich mit dem Schicksale bald quitt sein.

Am 16. Januar . . . .

Ich habe einen Brief des Grafen erhalten, in welchem er mir meldet, daß die Mission, die ihn nach Madrid gerufen, näherer Einsicht zufolge der Art sei, daß er vor fünf Monaten nicht an die Rückkehr denken könne.

Ich wußte dies vorher. Waren doch diese fünf Monate bei dem schmählichen Handel mit einbedungen worden.

Gott, wie tief kann ein Weib sinken, dessen Natur mit den Vorurtheilen der Welt in einem so grellen Contrast steht.

Der Graf wünscht, daß ich nach Empfang seines Briefes eiligst aufbreche, „um ihn in den Genuß seiner Rechte zu setzen.“

Welch eine brutal keusche Wendung! — Ich hasse ihn immer mehr!

Das Nächste wird sein, daß ich mich krank mache, und daß mir der Arzt das Reisen verbietet.

Am 20. Februar . . . .

Der alberne Graf bedauert meine Krankheit wie ein legitimer Ehemann aus der spießbürgerlichen Sphäre.

Was ich dieses Ehewesen hasse! dieses Pachten — — —

Es gewährt mir eine wahre Genugthuung, in jedem Worte, in jeder Handlung des Grafen einen Grund zu finden, ihn verachten zu können. — Um so weniger verächtlich erscheint mir meine Handlungsweise gegen ihn.

Er geht in seiner Zärtlichkeit so weit, unserm Arzte zu befehlen, mich in spätestens acht Tagen gesund zu machen; und der arme Doctor ist in Verzweiflung, daß meine Krankheit, der er alle möglichen lateinischen Namen giebt, sich so hartnäckig zeigt.

Thatsache ist, daß er mich nicht eher gesund machen wird, als bis es mir nothwendig erscheint, von Petersburg eben so entfernt zu sein, wie von Madrid.

Am 30. März . . . .

Morgen werde ich reisen. Es ist, wie ich glauben muß, die höchste Zeit dazu.

Niemand wird mich begleiten, als meine vertraute Kammerfrau und Pawlowitsch.

Die Erstere weiß natürlich Alles; aber ich kann mich auf Iwanowna verlassen.

Pawlowitsch weiß noch Nichts; aber er soll Alles auf der Reise erfahren; denn ich bedarf seiner Hilfe, und er ist verschwiegen wie das Grab.

Am 9. April . . . .

Es ist geschehen! Es ist vorüber! Ich bin frei von Allem! —

Bei dem Umspannen der Extrapost in einem Dorfe (wir sind in Deutschland!) unweit der Residenz wurde ich von den Vorboten des so lang gefürchteten und doch wieder ersehnten Moments erfaßt.

Ich mußte bleiben und für plötzlich erkrankt gelten.

Doch bald war die Wahrheit nicht mehr zu verbergen.

Was schadete es auch? Ich bin eine Frau, wie eine andere. Die guten Leute im Dorfe haben ja keine Ahnung von dem, was ich sonst noch sein kann und sein muß.

Meine Entbindung war überaus glücklich. Aber seltsam! Ich bin Mutter geworden, Mutter eines hübschen Knaben, und ich habe keine Muttergefühle empfunden.

Als mich das Kind anlächelte, blieb ich so gefühllos, als ob es eine meiner Leibeigenen geboren hätte. Ja, ich glaubte nicht eher Ruhe und Frieden zu finden, als bis ich das arme Würmchen nicht mehr zu sehen brauchte.

Bin ich denn eine so furchtbare Anomalie der menschlichen Natur? —

Aber was kann ich dafür? Habe ich mich denn selbst dazu gemacht?

Was der Mensch ist, ist er durch seine Organisation oder seine Erziehung, oder die Verhältnisse, oder alles dies zusammen.

Pawlowitsch hatte erfahren, daß sich in der Residenz ein Findelhaus befindet.

Als ich den Tag nach meiner Entbindung meine Reise fortsetzte, geschah es Abends spät, und als wir in der Residenz anlangten, schlich sich Pawlowitsch mit dem kleinen Wesen, das ihm Iwanowna übergab, vom Wagen fort, um es im Findelhause niederzulegen.

Er hat mir gesagt, daß Alles glücklich von Statten gegangen ist.

Iwanowna hat dafür gesorgt, daß es kein Erkennungszeichen trägt. Denn ich will nie in meinem Leben etwas von diesem Kinde wissen! Es ist gegen meinen Willen entstanden; warum sollte ich Gefühle für es haben müssen, die ich nun einmal nicht habe?!

Ich bin eine Rabenmutter, es ist wahr! Aber warum hat mich die Natur zu einer Rabenmutter gemacht?! —

* * *

Hier war das geheime Tagebuch der Gräfinn Nesseloff zu Ende, und später werden wir sehen, welche Rolle es zu spielen bestimmt war.

4.

Die Geldsucht.

Es war genau in demselben Hotel und in denselben Zimmern dieses Hotels zu Heimburgshöh, in welchen wir vor etwa zwei Jahren Morawsky und den Baron von Hartenfels eines Nachts den Plan zur Sprengung der privilegirten Bank aushecken sahen, einen Plan, der so außerordentlich wichtige Folgen hatte und für die Zukunft der socialen Welt noch weit wichtigere Folgen haben sollte.

Heute handelte es sich zwischen den beiden Männern abermals um einen Plan von fast ähnlicher Art; nur daß es keine Bank zu sprengen, sondern einen Parteikampf auszukämpfen galt, der um ein für unermeßlich gehaltenes Vermögen geführt wurde.

Um dies zu verstehen, wird es genügen, das Zwiegespräch zu belauschen, welches sich zwischen dem Baron von Hartenfels und dem Grafen Morawsky, wie unser Russe jetzt hieß, entsponnen hatte.

„Sie können mir glauben, mein Freund," sagte der Erstere, „daß ich noch niemals in meinem Leben so unzufrieden mit mir selbst war wie jetzt."

„Glauben kann ich es wohl, aber nur nicht begreifen!" erwiderte Morawsky.

„Und doch möchte Ihnen Nichts begreiflicher sein, wenn Sie meinen Charakter kennten!" replicirte unser Held. — „Es ist wahr, ich habe der Gesellschaft aus Gründen, die mir vollkommen gerechtfertigt scheinen, den Krieg erklärt, und ich bin dadurch in den Augen dieser Gesellschaft, wenn sie mich als ihren Feind kennte, ein Verbrecher geworden. Sie sehen ein, daß mir dies herzlich gleichgiltig sein kann, so lange ich nicht ein vom Arm des Gesetzes zu erreichender, und so lange ich überhaupt nicht ein Verbrecher in meinen eigenen Augen bin. Allein hier sitzt nun eben der Knoten. Ich hatte mir für meinen Kampf gegen die Gesellschaft feste Principien gemacht, eine Art Kriegsrecht, von welchem aus mein Krieg ein durchaus vorwurfsfreier war; und nun finde ich, daß dieser Standpunkt mir unter den Füßen verrückt worden ist, und daß ich dadurch auf eine sehr glatte schiefe Ebene gedrängt worden bin,

an deren unterem Ende das Verbrechen der gemeinen Art mich zu verschlingen lauert."

„Wodurch aber ist dieser Standpunkt verrückt worden?" fragte Morawsky, der Nichts von dem Allen zu begreifen schien.

„Das will ich Ihnen sagen!" antwortete der Baron. „Ich bin einer Krankheit unterlegen, die wohl schon ein Jahrhundert alt ist, aber niemals so sehr grassirt hat, wie in unserer Zeit: der Geldsucht. Wie es gewisse Getränke giebt, die, indem sie den Durst löschen, sehr wesentlich dazu beitragen, ihn zu erzeugen, so giebt es auch in der Sucht nach Geldgewinn einen Moment, in welchem diese Sucht anfängt, mit jedem Male, daß wir sie zu befriedigen wähnen, sich zu erneuern, und was das Schlimmste ist, sich in immer größerem Maße zu erneuern. — Dieser Moment tritt zumeist dann ein, wenn wir mehr Geld gewonnen haben, als wir zur Befriedigung aller unserer Bedürfnisse zu verwenden im Stande sind. Alsdann hört das Geld naturgemäß auf, Mittel für uns zu sein; es wird Zweck; und von diesem Augenblicke an muß der Durst nach Geld ein unersättlicher werden. Ich glaube daher, daß der Staat — wie es in einem der Staaten des Alterthums der Fall war — ein Recht hätte, den Erwerb von Geld über ein gewisses Maximum hinaus als mit dem Zwecke des Staats und dem Zwecke

des individuellen Lebens im Widerspruche stehend zu verhindern."

„Eine seltsame Idee!" fiel hier der Russe ein.

„Möglich!" erwiederte Hartenfels; „aber deshalb weder unvernünftig noch unausführbar. Ich wenigstens würde alsdann nicht von dem Dämon erfaßt worden sein, der mich jetzt in seinen Klauen hält und unbarmherzig in die Tiefe zieht. Meine ursprüngliche Absicht war rein, ich darf vielleicht sogar sagen, edel. Allein der Gelddurst hat sie zu Boden gedrückt; und jetzt fühle ich, daß ich jeder That fähig wäre, um diesen Gelddurst — nicht zu befriedigen, — denn es ist keine Befriedigung denkbar! — sondern ihm zu fröhnen und immer wieder zu fröhnen. Welche Pläne gähren in meinem Schädel?! Sie werden es sehen, Morawsky, daß ich der wahre Vampyr für die Menschheit sein werde, der ihr das Geld bis auf den letzten Heller aussaugt, um sich alsdann an den Qualen der lebenden Leichen zu weiden!"

„Sie sind gräßlich, Baron!" rief hier Morawsky aus, der sich von allen Mitgliedern des Freimünzerordens noch das meiste Gemüth bewahrt hatte. „Kehren Sie um! Es liegt jeder andere, bessere Weg vor Ihren Füßen."

„Nein!" entgegnete der Baron, und seine Stirn legte sich in dichte, drohende, menschenfeindliche Falten. „Ich kann es nicht, und ich will es auch nicht.

Habe ich einmal die Bahn des Verbrechens betreten, so soll sie mich auch mit dem Muthe und der Consequenz eines Mannes bis zum Ziele führen."

„Und dies Ziel?" fragte der Russe.

„Die Herrschaft über die Welt oder — der Tod!" antwortete Felix in dumpfem Tone.

Dann ließ er eine Pause eintreten, während welcher ihn sein Genosse mit einer Art bewunderungsvollem Entsetzen anblickte. Endlich fuhr er, weich geworden, mit sanfter Stimme langsam fort:

„Was wäre denn auch mein Leben, wenn es mir nicht diese Befriedigung gewährte. Ich bin ja die ganze Zeit meines Daseins über so arm gewesen, so arm an Freuden des Herzens, wie ich es noch vor wenigen Jahren an irdischen Gütern war. O, Sie wissen noch lange nicht Alles von mir, mein Freund! Glauben Sie mir, mein Leben, so einfach es auch sein mag, ist ein großer Roman, nur leider von der schrecklichen Art, bei welcher der Dichter schwarz in schwarz malt, und dessen Ende Tod und Verdammniß ist. — Selbst dasjenige Gefühl, was für jeden Wurm der Schöpfung da ist: — ich bin darum betrogen worden: die Liebe! Als ich dieses Gefühls fähig war, hat man mir das Glück desselben mit Geld gestohlen, und als ich jede Liebe mit Gold aufzuwägen im Stande war, — da fand ich mich bankerott an dem Gefühl. — O, Freund: wissen Sie, was das größte Elend in diesem fürchterlichen Leben

ist? — Nicht mehr lieben zu können! Und das ist mein Loos! Beklagen Sie mich!"

Felix hatte bei den letzten Worten sein Gesicht in seine Hände gedrückt und ein unzweideutiges Schluchzen deutete seinem Genossen an, daß sich Thränen aus seinem Auge hervor drängten, schwere, bittere Thränen, wie sie nur Männer weinen können.

Der Russe befand sich hier in einer ihm so fremden Situation, daß er nicht wußte, ob und welche Trosteswerte er spenden sollte. Er schwieg deshalb ganz still und wartete ab, bis der Paroxysmus seines Freundes wieder in's Fallen käme.

Plötzlich aber richtete sich der Baron hoch auf und warf seine glühenden Augen nach oben, als wollte er damit den Himmel herausfordern.

„Aber," rief er aus, „habe ich nicht für das mir gestohlene Gefühl der Liebe die Wollust der Rache eingetauscht?! Und ist dieser Tausch nicht ein vortreffliches Geschäft, da diese durch die Hingabe wächst, während jene dadurch sich vermindert? — Hahaha!" — und hierbei wurde das Aussehen des Lachenden wahrhaft dämonisch; „welchen Jubel mein Herz anschlagen wird, wenn mich dereinst alle meine Opfer mit Flüchen umkreisen werden! Schafft mir Opfer herbei, immer neue Opfer! Der Tag ist ein verlorener in meinem Leben, an welchem ich nicht einen Reichen zu einem Bettler gemacht habe! — Schaffen Sie mir ein Opfer, Morawsky; denn seitdem ich

den Goldmann zerschmettert habe, bin ich faul gewesen in meiner Pflicht, und ich fürchte, daß mein Dolch verrostet, wenn ich ihn noch länger in der Scheide lasse."

Der gute Russe wußte durchaus nicht, was er aus diesem ganzen Zustande des Barons machen sollte, und er fing bereits an zu muthmaßen, daß sich hier die ersten Spuren eines Wahnsinns zeigten, als es ihm einfiel, auf die Veranlassung zu der Generalversammlung der Freimünzer anzuspielen, die — wie man bereits wußte — in einem großen, noch nie dagewesenen industrieritterlichen Projecte bestehen sollte.

„Es ist wahr," sagte der Baron mit einer merkwürdigen Ruhe; „dies Project wird die Opfer zu Hunderttausenden machen; es werden ihm ganze Länder und Völker zur Beute fallen, und die Hyder der Revolution und Anarchie, welche die Staaten zerfleischt, wird wie ein geharnischter Mann daraus hervorspringen. Allein damit ist nichts für mein augenblickliches Bedürfniß gewonnen. Ich muß ein persönliches Opfer haben; ich muß ein Individuum zu Grunde richten, welches sein Geld auf eine schändliche Weise gewonnen hat und auf eine schmähliche verwendet. Und sehen Sie, ein solches Subject habe ich mir bereits auserſehen, und nur das bringt mich zur Verzweiflung, daß an ihm meine Kunst scheitert, daß ich bei ihm keine Handhabe finden kann, um

den Flaschenzug einer industrieritterlichen Intrigue anzuhaken."

„Sie machen mich neugierig!" fiel hier Morawsky ein, froh, daß das Gespräch einen objectiven und positiven Charakter annahm, statt der bisherigen Exclamationen, durch welche es der Baron unterhalten hatte. — „Wer ist dies Subject?"

„Hier am Orte ein reicher Filz, Engländer seiner Abstammung, Millionär, aber von einem Geize, wie er bisher wohl schwerlich jemals vorgekommen ist. Diesen Menschen zu Dem zu machen, was er scheint, nämlich zu dem ärmsten Lumpensammler, ist eine Caprice für mich geworden, der ich Tag und Nacht nachhänge. Aber ich fürchte, ich werde scheitern. Denn dieser Mensch hat außer dem Geize selbst keine einzige Schwäche, keine einzige Leidenschaft, und Nichts will sich mir zeigen, was mir bei ihm zur Unterlage eines Planes dient. Sein Geiz geht so weit, daß er nicht einmal einen Gulden riskiren würde, um sein Vermögen zu verdoppeln, weil dieser Gulden verloren gehen könnte. Papiere, welcher Art sie auch seien, haben in seinen Augen nicht den geringsten Werth; und er würde für den besten Wechsel der Welt eben so wenig zehn Gulden geben, wie er seinen in baarem Gelde bestehenden Schatz gegen englische Banknoten umsetzen würde. Mit einem Worte, dieser Harpagon ist so unnahbar, daß ich ihn geradezu bestehlen müßte, um ihm seinen

Mammon abzunehmen. Und das eben bringt mich zur Verzweiflung."

„Hm!" meinte der Russe, „da sehe ich doch noch keinen Grund zur Verzweiflung."

„Wie?" fragte der Baron von Hartenfels.

„Ja, ja, mein Freund," gab Morawsky zurück; „Sie müssen schon ein Mal gestatten, daß ich ausnahmsweise ein wenig weiter sehe, als Sie. Das macht hier mein Alter; denn es giebt gewisse Dinge, die man absolut nicht anders kennen lernen kann, als durch die Erfahrung, und die Erfahrung ist ja der einzige Vorzug, den das Alter vor der sonst in jeder Hinsicht beneidenswerthen Jugend hat."

„Reden Sie, mein Freund, reden Sie!" drängte der Baron.

5.

Erinnerungen.

„Wenn dieser Mann" — fuhr Morawsky fort — „weder Leidenschaften noch Schwächen hat, so hat er doch vielleicht Erinnerungen."

„Ah, ich fange an zu verstehen!" meinte der Baron.

„Gut denn!“ sagte der Russe; „so brauche ich mich nicht näher zu erklären.“

„Und Sie glauben, daß solche Erinnerungen mächtig genug sind, um damit gegen Leidenschaften zu Felde zu ziehen?“

„Ich weiß es.“

„Wiederum aus Erfahrung?“

„Aus Erfahrung. Und das führt mich denn endlich auf den Hauptgegenstand unserer ganzen Unterhaltung.“

„Ich höre.“

„Sie wissen, daß die Gräfinn Nesseloff, der wir in gewisser Beziehung alles Das zu danken haben, was wir sind und besitzen, — daß diese Gräfinn eine der enragirtesten Spielerinnen war, die sich irgend denken lassen.“

„Ich weiß! ich weiß!“

„Sie wurde von dieser Leidenschaft geheilt; und wissen Sie, wodurch?“

„Nun?“

„Durch eine Erinnerung!“

„Darf ich mehr davon wissen?“

„Vielleicht.“

„Reden Sie weiter. Wohin zielen Sie?“

„Hören Sie mich an: Ich sagte, daß die Gräfinn durch eine Erinnerung von ihrer Spielsucht geheilt wurde. Allein leider verfiel sie in eine andere Krankheit.“

„Und die ist?“

„Die Frömmigkeit.“

„Wie verstehe ich das?“

„Die Gräfinn ist in der Zerknirschung ihres Herzens nach Rom gereis't, hat sich dem Papste zu Füßen geworfen, hat sich in die katholische Kirche aufnehmen lassen, und liegt nun in den Netzen der Jesuiten, welche keinen anderen Zweck verfolgen, als das unermeßliche Vermögen der Gräfinn ihrem Orden zu erwerben. Die Gräfinn stand bereits auf dem Punkte, ein Kloster zu erbauen und demselben ihr Vermögen zu überliefern.“

„Teufel, das muß verhindert werden!“ rief der Baron aus; und seine Augen leuchteten von Kampfesmuth wie die eines Schlachtrosses beim Klange der Fanfaren.

„Das ist auch meine Ansicht gewesen!“ bemerkte Morawsky. „Ich hasse diese Pfaffenbrut zu sehr, als daß ich ihr den Sieg gönnen könnte, ganz abgesehen von dem großen Zufluß, den unser Orden durch die Güter der Gräfinn erlangen würde; denn ihr Vermögen ist Ihnen ja bekannt.“

„Und Ihr Plan? Denn zuverlässig haben Sie Sich bereits einen Plan gemacht.“

„So ziemlich. Nur bedarf ich dazu eines passenden jungen Mannes; und der, Baron, könnten Sie sein.“

„Sie wissen, daß ich Ihnen zu Diensten stehen muß, wenn ich auch nicht wollte.“

„Ja; aber ich brauche Ihrer in ausgedehnterer Weise. Sie müssen den Plan ausführen.“

„Und warum das?“

„Weil es mir, wie ich fürchte, hierbei an Muth fehlt; denn die Gräfinn ist meine Wohlthäterinn.“

„Aber wie ich glaube, ist ja der ganze Plan nicht gegen sie, sondern gegen die Jesuiten gerichtet.“

„Richtig; nichtsdestoweniger handelte es sich dabei darum, die Gräfinn zu täuschen, zu betrügen; und dagegen sträubt sich Etwas in meinem Innern.“

„Gehen Sie! Sie sind noch kein echter Freimünzer; und ich würde Ihnen nach dieser Probe nicht den Grad zuerkennen, den Sie besitzen.“

„Möglich, aber man ist immer noch Mensch.“

„Nein! man ist nicht mehr Mensch, wenn man Freimünzer ist. Das Geld hat das Satanische, daß es das Menschliche vom Menschen abstreift. Habe ich nicht selbst Theil genommen an Handlungen, gegen welche sich mein Gefühl sträubt. Habe ich nicht ein junges, liebenswürdiges Weib um ihr ganzes Vermögen bringen helfen, und einen der reichsten Banquiers Deutschlands ruinirt, noch gar nicht einmal zu reden von dem großen Betruge, den ich den größesten Banquiers Europa's durch unsern Wechselcoup zugefügt habe?“

„Ich glaube, daß das Letztere zu sehr in der

Tendenz unseres Ordens liegt, als daß es zu Gewissensscrupeln Anlaß geben dürfte."

„Richtig! Denn die Börse ist nur eine andere Spielhölle; und jeder Schlag, der ihren Mitgliedern versetzt wird, ist ein getreues Abbild des Coup, den wir vor Jahren hier ausführten. Indeß waren wir dabei immerhin mehr der Gefahr ausgesetzt, von dem eisernen Arme des Strafrechts erfaßt und erdrückt zu werden; und Gewissensbisse sind ja im Grunde genommen nichts Anderes, als die Schläge des Gerichtsboten an die Thür unserer Seele. Wir würden kein Gewissen haben, wenn wir kein Strafrecht hätten."

„Wie, Sie glauben nicht, daß das Gewissen dem Menschen angeboren ist?"

„Welch ein Gedanken! Das Gewissen ist uns anerzogen wie die Gespensterfurcht. Man hat uns von früher Jugend an gesagt: Dies darfst Du thun, jenes nicht! Dies bringt Dir Strafe ein, jenes keine; und daraus entsteht bei uns der Begriff von Unrecht und Recht. Mag späterhin auch der Verstand noch so sehr das vermeintliche Unrecht als ein Recht erkennen, das anerzogene Gefühl behauptet seine Natur; und das Gewissen wird uns bei der, philosophisch betrachtet, gleichgiltigsten Handlung beunruhigend schlagen, gleichwie wir trotz der größten Freigeisterei unseres Verstandes stets ein Grausen empfinden werden, wenn man uns um Mitternacht in

ein Grabgewölbe schickt, weil wir von Jugend auf mit Mitternacht und Grabgewölbe den Begriff eines gespenstischen Schreckens verbunden haben."

„Hm! hm!" machte Morawsky, dem diese Beweisführung keineswegs schlagend erschien.

„Sie zweifeln noch an der Richtigkeit meiner Ansicht?" fuhr der Baron fort. „Sie sollen sogleich auf's vollständigste überzeugt werden."

„Da bin ich begierig."

„Nicht wahr, wenn das Gewissen dem Menschen angeboren wäre, wenn wir in ihm eine absolut richtige, von Gott ausgehende Warnungs- oder Rachestimme erkennen sollten, so müßte es allen Menschen gleichmäßig eigen sein; es dürfte nicht eine und dieselbe Handlung bei dem einen Menschen Gewissensbisse, bei dem andern aber Gewissenslohn erzeugen."

„Das ist richtig."

„Schön! Nun ist es aber eine Thatsache, daß das Gewissen bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Ländern ganz verschieden spricht, in dem einen belohnend für dieselbe Handlung, gegen welche es in dem andern bestrafend auftritt."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, wir nehmen das Verbrechen der Bigamie. Sie sind als Christ auf dem linken Ufer der Donau geboren und heirathen zwei Frauen, so wird Ihnen Ihr Gewissen keine Ruhe lassen, und bei jedem Klopfen an Ihre Thür werden Sie an

die Polizei denken, die da kommt, Sie zur Verantwortung zu ziehen. Aber lassen Sie Sich auf dem rechten Ufer der Donau als Muhamedaner geboren sein, so werden Sie vier Frauen heirathen, und Ihr Gewissen wird Sie einen ganz ehrenwerthen Mann nennen."

„Das scheint schlagend."

„Es ist schlagend! Noch mehr. Nehmen wir den Diebstahl, der so ziemlich in der ganzen Welt für ein Verbrechen gilt. Allein gehen Sie nach den Ladronen und naturalisiren Sie Sich, und nach dem ersten mit Geschick ausgeführten Diebstahl werden Sie Ihr Gewissen in derselben belohnenden Weise zu sich sprechen fühlen, in welcher die innere Stimme zu den spartanischen Knaben sprach, wenn sie einen Spitzbubenstreich ausgeführt hatten und dabei nicht erwischt worden waren."

„Fast bin ich überzeugt."

„Sie werden es sogleich ganz sein. Gehen Sie hin und schlagen Sie einen Menschen todt, der Sie beleidigt hat, und Sie werden die strafende Stimme Ihres Gewissens zeitlebens mit Sich herumschleppen. Aber ziehen Sie in den Krieg und schlagen Sie dort die Menschen, welche Ihnen nie Etwas zu Leide gethan haben, zu Dutzenden todt, und Sie werden Sich dieser That zeitlebens rühmen, ohne daß Ihnen Ihr Gewissen den geringsten Vorwurf macht."

„Entsetzlich, daß Sie Recht haben!"

„Ei, glaubten Sie denn, daß ich Verbrecher aus Schwäche oder aus Eigennutz sei? Wahrhaftig nicht! Ich bin Verbrecher aus Grundsatz und habe die Aufgabe, der Welt zu zeigen, daß sie ein großes Narrenhaus ist, in welcher jeder Narr seine Kappe liebt.“

„Sie werden also vor Nichts zurückbeben?“

„Vor Nichts! Stellen Sie mich auf die Probe! Seitdem mich die Dummheit, die Bosheit und der Egoismus der Welt zum Verbrecher gemacht haben, giebt es kein Verbrechen, vor welchem ich zurückbebe, wenn es meinen Zwecken entspricht. „„Der Zweck heiligt die Mittel!““ — Man hat viel Scandal gemacht über diesen Grundsatz der Jesuiten; aber am Ende ist es nur der Grundsatz, nach welchem die ganze Welt vom Höchsten bis zum Niedrigsten lebt und handelt. Sollten wir Freimünzer scrupulöser sein, als die Jesuiten, diese großen Lehrer der Welt, die von Allen geschmäht, aber von Allen nachgeahmt werden?! — Lassen Sie also hören, auf welche Weise wir in unserm Interesse einen siegreichen Kampf mit diesem so großen Orden aufnehmen können, um seiner würdig zu sein.“

„So hören Sie denn!“ begann Morawsky nach kurzem Nachdenken. „Ich habe das Geheimniß, ohne durch einen Eid oder selbst nur durch ein Versprechen gebunden zu sein, dreißig Jahre bewahrt; aber es ist jetzt die Zeit, es uns nutzbar zu machen; und

darum möge es Ihnen enthüllt werden. — Die Gräfinn Nesseloff, über deren seltsamen Charakter sich alle Welt den Kopf zerbrach, besonders seitdem sie sich mit einem so unweiblichen Fanatismus dem Spiel ergab, lebte bis vor etwa zehn Jahren in einer Ehe, die keineswegs glücklich, aber auch nicht gerade unglücklich war. Sie hatte auf alles Glück der Liebe Verzicht geleistet und fand ihren Lebensgenuß nur noch in der Ehre ihres Standes und in einer aus diesem Stande entspringenden politischen Wirksamkeit. Man konnte sich kein Weib denken, welches ehrgeiziger war als sie; aber die Ehre, welche mit diesem Ehrgeize in Verbindung stand, war an ihren Stand als Gattinn des Grafen Nesseloff geknüpft. Es war, als habe sie ihr früheres Leben ganz und gar vergessen, dies Leben, aus welchem wenigstens eine Erinnerung ihr hätte bleiben sollen; — Sie werden sogleich hören, welche."

„Da fügte es eines Abends der Zufall, daß in dem Zimmer der Gräfinn während ihrer Abwesenheit ein Brand ausbrach, weil sie ein Licht auf ihrem Secretair hatte brennen lassen. Der Graf eilte herbei und fand den Secretair in Flammen. In dem Bestreben, dem Umsichgreifen des Feuers Einhalt zu thun, ließ er den Secretair, nachdem er alle Papiere und Kostbarkeiten zu retten versucht hatte, zertrümmern; und hierbei entdeckte sich denn ein ganz

geheimes Fach, in welchem sich nichts befand, als ein dünnes Heft Papiere."

„Der Graf, im höchsten Grade begierig, was dies so sorgsam bewahrte Heft enthalten konnte, zog sich in sein Zimmer zurück, öffnete das Siegel, womit das Cahier sorgfältig verschlossen war, und fand — — ein Tagebuch mit den für ihn furchtbarsten Enthüllungen. Denn nicht allein, daß er daraus erkannte, wie sehr seine Gattinn ihn schon vor der Heirath gehaßt, verabscheut und verachtet hatte, so erfuhr er auch, daß sie wenige Monate nach seiner zwar geschlossenen, aber noch nicht vollzogenen Ehe mit ihm die Mutter eines Knaben geworden war, den sie heimlich geboren und einem Findelhause anvertraut hatte."

Bei dem Worte Findelhaus horchte der Baron von Hartenfels hoch auf.

„Weiter!" sagte er, „weiter!"

„Sie können nun denken, was geschah," fuhr Morawsky fort. „Es erfolgte die Trennung zwischen beiden Gatten; und von diesem Augenblicke an ging eine merkwürdige Charakter-Umwandlung mit der Gräfinn vor: Sie wurde von einer wegen ihrer Plötzlichkeit ganz unerklärlichen Sehnsucht nach dem Kinde erfaßt, dessen sie sich vor 20 Jahren entäußert hatte; und dennoch that sie nicht den allergeringsten Schritt, um den Aufenthalt dieses Kindes zu erforschen, von welchem sie nicht einmal erfuhr,

ob es noch am Leben sei. Es gewann den Anschein, als ob sich in ihrem Innern die Liebe zu dem Sohne und ein Haß gegen ihn um den Vorrang stritten; und um diese widerstreitenden Gefühle in einer neuen Leidenschaft aufzulösen, wurde die Gräfinn — Spielerinn!"

„Jetzt bin ich nach dem, was sie mir bei unserm letzten Zusammentreffen in Paris eröffnet hat, fest überzeugt, daß sie ihr ganzes Vermögen darum geben würde, wenn sie ihren verlorenen Sohn wieder fände."

„Und wenn wir ihr" — fiel der Baron ein — „diesen verlorenen Sohn, gleichviel ob den rechten oder einen falschen, zuführen können, so wird sie unser sein?"

„Unbedingt!" bestätigte Morawsky.

„Gut denn!" sagte der Baron nach einer Pause des eifrigsten Nachdenkens. „Sorgen Sie dafür, daß die Gräfinn binnen acht Tagen hier ist. Ich werde für den Sohn sorgen!"

6.

Die Schatzkammer.

Die noch immer sehr zahlreich anwesende Kurgesellschaft von Heimburgshöh konnte es an Nichts

merken, daß sich in ihrer Mitte mehr als zwanzig Personen befanden, die einer geheimen Verbrüderung angehörten, und zwar einer Verbrüderung, welche über Geldmittel disponirte, die in solcher Größe vielleicht noch nie einer Corporation und ganz gewiß noch niemals einem Individuum zur Disposition gestanden hatten.

Wir sagen, die Kurgesellschaft von Heimburgshöh konnte das Vorhandensein eines solchen Wesens an Nichts merken. Denn selbst das Erkennungszeichen an der Kleidung, welches, wie wir wissen, aus den Dollar-Westenknöpfen bestand, und welches ausdrücklich nur für die Begegnungen in der weiten Welt eingeführt worden war, existirte in Heimburgshöh nicht, weil es hier unbedingt ein Aufsehen erregen mußte, welches der Orden zu vermeiden Ursache hatte.

Ohnedies wurde es für die Verbrüderung nachgerade nothwendig, den immerhin gefährlichen Charakter eines Geheimbundes aufzugeben, und dies erschien um so leichter, als die Gesellschaft bereits so viele Mittel besaß, daß ihre weiteren Operationen sich nicht mehr in den Schleier der Nacht zu verhüllen brauchten.

Es ist bekannt, daß man nur die kleinen Diebe hängt, die großen aber nicht allein laufen, sondern auch weiter dieben läßt; und es gehörte mit zu den Tendenzen des Barons Hartenfels, dies der Welt an einem recht eclatanten Beispiel zu zeigen.

Das Industrieritterthum, welches dieser seltsame Mann in jeder Operation erkannte, die den Zweck hatte, ohne directe oder indirecte Productivität Geld zu machen, — dies Industrieritterthum sollte jetzt am hellen Tage vor aller Welt Augen ganz unter dem Schutze der Gesetze in ein welterschütterndes System gebracht werden; und der bisher geheime Orden der Freimünzer, indem er die Bahn der verbotenen Geldmachinationen verließ, um sich auf die der völlig erlaubten zu begeben, sollte die Natur und das Wesen einer öffentlich concessionirten anonymen Gesellschaft annehmen.

Die Mitglieder der Verbrüderung kannten sich bis jetzt untereinander noch nicht alle persönlich; denn meist waren die neu geworbenen nur Denjenigen bekannt, durch welche sie in den Bund aufgenommen worden waren.

Es kam jetzt darauf an, sich gegenseitig genau kennen zu lernen, und dazu sollte zugleich die Generalversammlung dienen, welche auf die uns bekannte, im Uebrigen aber geheimnißvolle Weise ausgeschrieben worden war. Sie hatte den Erfolg, daß kein einziges der dem Bunde angehörigen Glieder fehlte.

Es war am späten Abende eines regnerischen Tages.

Die Administration des Kurhauses hatte einen kleinen Ball veranstaltet, auf welchem es sehr lebhaft, heiter und vergnügt zuging.

Alle Mitglieder des Freimünzerbundes nahmen daran Theil; nur diejenige Person nicht, welche den eigentlichen Nerv der ganzen neuen Schöpfung in Händen hielt: der Banquier Mainzer.

Wenn wir in dessen uns bekannte kleine Behausung treten, so finden wir, daß sich dieselbe nur wenig verändert hat. Noch immer gelangt man von der Straße aus durch die Glasthür in das kleine Geschäftszimmer des fleißigen Mannes.

Auch die Schaufenster sind noch da; nur liegen darin nicht mehr Pretiosen und Werthpapiere zur Schau aus, sondern sie dienen zu nichts Anderem, als dem Gemache größere Helle zu verleihen.

Ein einziger Gehilfe besorgt die laufenden Geschäfte der von Mainzer begründeten Creditbank, und dieser Gehilfe ist der ehemalige Banquier — Silberschmidt.

Er hatte die wenigen Tausend Gulden, welche ihm nach der Sprengung der Bank geblieben waren, dazu verwendet, um im Verein mit den ruinirten Bankhaltern in einem kleinen deutschen Badeörtchen eine neue Spielbank zu etabliren.

Allein kaum eingerichtet, hatte einer der Freimünzer ihre Spur aufgefunden, und sie mit Hilfe der uns bekannten Martingal-Operation binnen wenigen Tagen aufgesaugt.

Die beiden Bankhalter waren endlich dem Schicksale verfallen, welches sie so vielen andern Menschen

bereitet hatten, d. h. sie hatten sich nach einigem bettelnden Umhertreiben das Leben genommen.

Silberschmidt, dem es zu dem letzteren Radicalmittel an Muth gefehlt, hatte den sauren Schritt gethan, auf das ihm schon früher von Mainzer gethane Anerbieten zurück zu kommen. Dieser war ihm edelmüthig entgegen getreten, und so hatte denn Silberschmidt die Geschäftsführung der Creditbank und dadurch eine sehr anständige Subsistenz erhalten.

Mit der Geschäftsführung des Freimünzer-Ordens hatte Silberschmidt indeß nicht das Geringste zu thun; ja, diese Verhältnisse blieben ihm trotz seines täglichen Zusammenseins mit dem Banquier in ein völliges Dunkel gehüllt.

Denn Mainzer besorgte die hier einschlagenden Geschäfte entweder selbst oder durch seine Frau, auf deren Discretion und Kenntniß er unbedingt rechnen durfte.

Die Bücher lagen stets unter seinem Verschluß und eben so die Gelder.

Was die letzteren betraf, so finden wir den Banquier gerade an dem Abende, von welchem wir reden, damit beschäftigt, sie zu ordnen. Aber um ihn selbst zu finden, sind wir zu einem Gange genöthigt, auf welchem wir ohne einen ganz eingeweihten Wegweiser nicht zum Ziele kommen würden.

Man wird sich freilich denken können, daß die großen Geldmassen, welche Mainzer zu hüten hatte,

in unterirdischen Kellerräumen liegen mußten. Aber man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß man, um dahin zu gelangen, vom Erdgeschoß aus irgend wo hinabzusteigen hätte.

Denn so wenig sich das Haus des Banquiers im Aeußern verändert hatte, so groß war die bauliche Umwälzung gewesen, welche mit dem Hause im Innern und namentlich in dem hintern Theile desselben vor sich gegangen war.

Wenn man sich in dem Hinterhause, zu welchem man aus dem Geschäftszimmer durch einen schmalen Gang gelangte, auf den obersten Bodenraum begab, so befand man sich an der Stelle, von wo aus man allein in den Geldkeller gelangen konnte, — sobald man nämlich die Wege wußte.

Und diese Wissenschaft besaßen in der ganzen Welt nur drei Personen: Mainzer, seine Frau und der Baron von Hartenfels.

Doch daß wir nicht lügen: auch wir besitzen ja diese Wissenschaft.

Und da durchaus keine Gefahr dabei ist, wenn wir sie dem Leser mittheilen, so wollen wir uns dieser unserer Pflicht sofort entledigen, um unsern Freunden den Beweis zu liefern, daß wir ihnen für den Fall, daß sie auch dereinst einmal Schätze zu hüten hätten, einen guten Rath über die beste Art dazu nicht vorenthalten.

An einer ganz unscheinbaren Stelle in dem Ge-

täfel der Wand einer Bodenkammer befanden sich mehre Bilder, welche an Nägeln mit messingnen Knöpfen hingen. Wenn man an einem bestimmten dieser Nägel drückte, so drehte sich eine Thür in Federn, und die dadurch entstandene Oeffnung war groß genug, um einen Menschen hindurch zu lassen.

Dieser Mensch gelangte nun in einen kleinen, viereckigen und durchaus finsteren Raum.

Aber wehe ihm, wenn er diesen Raum als Uneingeweihter ohne Licht und sonstige Vorsicht betrat! — Denn der erste Schritt würde ihn in einen steilen Schacht gestürzt und so zwar zu den ersehnten Schätzen, aber in einem Zustande gebracht haben, der es ihm ganz unmöglich gemacht hätte, von den entdeckten Schätzen den geringsten Nutzen zu ziehen; denn er würde nur zerschmettert bei ihnen angelangt sein.

Der Eingeweihte, welcher den dunklen Ort nur mit einer Blendlaterne betrat, wandte sich sogleich zur linken Seite, wo er das Geländer einer Wendeltreppe fand, die indeß so schmal war, daß nur ein einziger Mensch hinab- und hinaufsteigen konnte.

Wenn es dem Eingeweihten darum zu thun war, irgend eine Summe zu erheben, welche so schwer war, daß er sie die Treppe hinauf nicht wohl zu tragen vermochte, so mußte er, bevor er hinab stieg, eine Kugel an einem Faden in den Schacht hinunterlassen und das Ende dieses Fadens an einen Haken

hängen, der sich an einer neben dem Schacht stehenden Maschinerie befand.

Begleiten wir den Eingeweihten nach Vornahme dieser Maßregel die Wendeltreppe hinab, so gelangen wir zunächst in ein Stockwerk, welches uns nichts zeigt als einen langen, etwas gewundenen dunklen Gang.

An einer Stelle desselben, die der Eingeweihte mittels seiner Laterne findet, ist ein kleines, kaum merkbares Plättchen, welches beim Fingerdrucke darauf nachgiebt und abermals eine Oeffnung erzeugt, durch welche ein Mensch hindurch kriechen kann.

So gelangen wir wieder an eine Wendeltreppe, die uns abermals in ein Stockwerk mit einem langen, dunklen Gange führt. Dieselbe Manipulation wie vorhin bringt uns endlich mittels einer dritten Wendeltreppe in ein ziemlich geräumiges Kellergewölbe, welches zwar keinem Sonnenstrahle, aber doch durch mehre Röhren, die in verdeckte Gänge des Hofes ausmünden, der frischen Luft den Zutritt gestattet.

In diesem Gewölbe nun stehen verschiedene eiserne Kisten mit so künstlichen Schlössern, daß nur dem Eingeweihten das Oeffnen möglich ist, in dem Boden und an den Wänden eingemauert.

Einige hölzerne Transportkisten und Fäßchen stehen umher, wenn es sich darum handelt, einen Theil des Inhalts der eisernen Behälter zu Tage zu fördern.

Denn diese eisernen Behälter bewahren theils in Werthpapieren, theils in Goldbarren, theils in geprägtem Gold und Silber das Vermögen des Freimünzerordens.

Unser Führer, der Banquier Mainzer, welcher heut Abend an die Mitglieder des Bundes eine Baarsumme vertheilen muß, hat so eben ein kleines Fäßchen mit Ducaten gefüllt, und wir sind nun sehr begierig, zu sehen, wie er dasselbe zu Tage fördern wird, da es offenbar zu schwer ist, um die Wendeltreppen hinauf mitgenommen zu werden.

Wir erinnern uns zwar des Schachtes. Allein das Gewölbe ist von allen Seiten geschlossen und eine Verbindung mit dem Schachte gar nicht sichtbar.

Doch Mainzer wird schon Bescheid wissen, und siehe da, er weiß Bescheid.

An einer Stelle in der Mauer am Boden befindet sich eine kleine eiserne Thür, welche sich durch einen Schlüsseldruck öffnet. Mainzer faßt mit der Hand hindurch und zieht an einem Riegel, worauf sich sofort die Steinplatte am Boden so weit senkt, daß man bequem hinunter steigen und das Fäßchen nachheben kann.

Nachdem dies geschehen ist, rollt Mainzer das Fäßchen zur Seite und befindet sich nun mit demselben an einer Stelle, wo ein Tau liegt und eine an einem Faden herabhängende Kugel sichtbar ist.

Wir sind also an dem Schachte.

Mainzer schlingt das eine Ende des Taues um das Fäßchen, befestigt das andere an dem Faden und verläßt sodann den Ort.

Die Steinplatte hebt sich wieder, und das kleine eiserne Thürchen wird geschlossen.

Wir steigen die Wendeltreppen hinauf und gelangen an den obern Eingang des Schachtes.

Hier zieht Mainzer den Faden herauf, bis er das Tauende in seinen Händen hält. Dann heftet er dasselbe an einen Haken der vorhin erwähnten Maschinerie, dreht an einer kleinen Kurbel, die sich bei geringer Kraft in Bewegung setzt, und so kommt das Fäßchen aus der Tiefe in die Höhe.

Nachdem es abgenommen ist, wird das Tau wieder hinab gedreht und so gelös't, daß es wieder ganz in den Schacht hinein fällt.

Wir rollen unser Fäßchen in die Bodenkammer, schließen die Thür und haben unsern Schatz wie der beste Bergmann der Welt zu Tage gefördert.

Man wird bekennen müssen, daß die Schätze des Freimünzer-Ordens nicht minder sicher aufbewahrt waren, als die des Berges Sesam. Nur wer die Zauberformel kannte, war im Stande, sie zu heben. Die Gewalt allein, auch die mächtigste, reichte dazu nicht aus.

Man wird vielleicht einwenden, daß der Baumeister des Ganzen um das Geheimniß gewußt haben

müsse, und daß es daher kein Geheimniß gewesen sein könne.

Allein man wird gewiß überzeugt sein, daß Mainzer bei der Anlage seines Planes eben so viel Scharfsinn besaß, wie der geehrte Leser bei der Betrachtung der ausgeführten Idee entwickelt.

Demzufolge hatte Mainzer den Riß seines Baues selbst entworfen und die einzelnen Theile desselben von ganz verschiedenen Arbeitern ausführen lassen, die er von um so weiter her verschrieb, je näher ihre Arbeit der Entdeckung der Schatzkammer selbst lag. Der Grundstein des Gebäudes war von Arbeitern aus Brasilien gelegt worden, den Schacht hatten Maurer aus New-York erbaut, die Wendeltreppen waren von Zimmerern aus Rußland, Schweden und Dänemark hergerichtet worden.

Es ist wahr, daß der ganze Bau dadurch den dreifachen Kostenbetrag verursacht hatte; allein der dadurch erlangte Vortheil überstieg den Kostenbetrag mindestens um das Tausendfache, und so hatte sich denn Mainzer auch hierin wieder als ein gewiegter Geschäftsmann erwiesen.

Bleiben wir noch ein wenig bei ihm, um vielleicht noch zu erfahren, wie hoch die Gesamtsumme sich belief, zu deren Hüter und Verwalter dieser so reelle Finanzmann bestallt war.

Nachdem er das Geschäftszimmer wieder betreten

hatte, sagte er zu Silberschmidt, welcher, da es Feierabend war, in einem Buche las:

„Ich muß heut Ihre Hilfe ausnahmsweise in Anspruch nehmen. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, sie mir zuzusagen?"

„Sie wissen, Herr Mainzer," entgegnete Silberschmidt in einem Tone, der keine Spur mehr von der früheren Feindschaft zeigte, „Sie wissen, daß Sie stets über mich verfügen dürfen."

„Ich danke Ihnen," fuhr Mainzer fort. „Haben Sie also die Gefälligkeit, aus meinem Schlafzimmer unter meinem Bette hervor ein kleines Geldfäßchen zu holen. Dies Fäßchen enthält 12,000 Stück Ducaten. Machen Sie daraus 24 Rouleaux, jedes zu 500 Stück, und siegeln Sie sie mit diesem Petschaft."

Damit legte Mainzer ein Petschaft vor ihn hin, welches auf guillochirtem Grunde ein einfaches lateinisches F. zeigte.

Silberschmidt, der schon manchmal, wenn es große Geldsendungen zu machen gab, einen ähnlichen Auftrag erhalten hatte, begab sich sogleich in das bezeichnete Schlafzimmer, wo er unter dem Bett das Fäßchen fand, dessen Hebung aus dem Schoße der Erde wir vorhin beigewohnt haben.

Offenbar ging in Silberschmidt — das sah man an seinem Gesichte — ein Prozeß großer Verwunderung vor:

Es hatten sich in diesem Hause schon öfter ganz

plötzlich große Geldsummen vorgefunden; er selbst hatte dergleichen manchmal von demselben Orte entnehmen müssen, und doch konnte er nicht der Wünschelruthe auf die Spur kommen, mittels welcher sie herbei gezaubert wurden.

Hätte er im Mittelalter gelebt, so würde er seinen Principal, seinen ehemaligen Nebenbuhler, dem Gericht als Zauberer und Hexenmeister denuncirt haben.

So aber, als aufgeklärter Jude des neunzehnten Jahrhunderts, der sogar Schweinefleisch aß und sich an der Reformbewegung mit einem Beitrage von 24 Kreuzern betheiligt hatte; — das ging nicht! Er mußte sich in Geduld fassen und abwarten, ob er nicht einmal durch Zufall die Henne entdeckte, welche dort unter dem Bette die goldenen Eier legte.

Inzwischen nahm er das Fäßchen, schleppte es in das Geschäftszimmer und begab sich an die ihm überwiesene Arbeit.

Mainzer saß bereits über einem ziemlich kleinen, aber in ganz besonderer Art gebundenen und auf dem Deckel mit einem F. gezeichneten Contobuche.

Dies Contobuch enthielt nicht mehr als 24 Namen, deren größter Theil auf mehr oder minder hohe adlige Würden deutete.

Mainzer machte sich aus dem Contobuche einige Notizen, und bei dieser Gelegenheit erspähen wir, daß alle Conti auf der Soll-Seite 0, auf der Seite

des Haben aber erstaunlich hohe Summen zeigten, die um so höher erschienen, als die ganze Buchführung auf der französischen Einheitsmünze, nämlich auf Francs, basirt war.

Als Mainzer endlich das Haupt-Conto der ganzen Gesellschaft aufschlägt, finden wir im Haben einen Baarbestand von 435 Millionen Francs in runder Summe, während sich als Anhang noch 396,593 Francs und 15 Centimes vorgemerkt zeigen.

Die 15 Centimes beweisen uns, mit welcher Genauigkeit Mainzer seine Rechnungen führt; und wenn wir ihm jetzt auch noch in ein zweites kleines Büchelchen blicken, welches das Schatzkammerbuch der Gesellschaft ist, so sehen wir, daß dasselbe in seinem Total genau die Summe von 435,396,593 Francs 15 Centimes aufweis't.

Mainzer konnte also auftreten und sagen: „Dieses stimmt!"

Es kam nur noch darauf an, ob bei der bevorstehenden Generalversammlung alle die einzelnen Posten, welche sich in der Einnahme- und Ausgabe-Rubrik vorgemerkt fanden, von der Gesellschaft für richtig befunden werden würden.

7.

Die Generalversammlung der Freimünzer.

Um Mitternacht war der Ball zu Ende.

Die verschiedenen Paare und Einzelwesen, welche sonst weiter keinen Zweck hatten, begaben sich in ihre respectiven Behausungen.

Nur diejenigen Personen, welche noch eine besondere Einladung erhalten, lauter Männer, zogen sich, von den Andern unbemerkt, in einen auf der ersten Etage des Kurhauses belegenen kleinen, aber sehr kostbar eingerichteten Saal zurück.

An der Thür dieses Saales befand sich ein Individuum, welches wir erst vor kurzem unter dem Namen eines Grafen von der Krim kennen gelernt haben.

Aber trotz dieses sehr respectablen Titels versah dies Individuum hier nur die Stelle eines Billetabnehmers. Der Graf ersuchte jeden Eintretenden mit den höflichsten Worten von der Welt oder — was dasselbe sagt — im gewandtesten Französisch, ihm die Eintrittskarte vorzuzeigen.

Es gab Niemanden, der sich dieser Forderung zu entziehen suchte, denn jeder der Eintretenden befand sich im Besitz einer Karte, welche auf seinen Namen lautete und als Unterschrift eine Chiffre trug, die ein vielfach verschlungenes F. vorstellte.

So weit würde die Sache gar nichts Geheimes gehabt haben.

Es spielten keine Masken oder sonstige Vermummungen eine Rolle; und eben so wenig gab man sich durch besondere Losungsworte gegenseitig zu erkennen.

Und dennoch nahm die sich sehr schnell bildende Gesellschaft den Charakter einer geheimnißvollen, ja einer gespensterartigen an durch den Umstand, daß der Saal beim Eintritte jedes Einzelnen in das dichteste nächtige Dunkel gehüllt war, und eine Gestalt des Eingetretenen Hand erfaßte, um ihn nach einem Stuhle zu führen.

Es waren bereits mehr als zwanzig Personen auf diese Weise in dem Saale anwesend, ohne daß man von einem von ihnen den geringsten Laut hörte.

Man hätte glauben sollen, um Mitternacht in einem Grabgewölbe zu sein, wo die Leichen ihre Särge verlassen hatten, um gespenstisch Rath zu halten.

Endlich als der Graf von der Krim vierundzwanzig Karten in seinen Händen hatte, trat er selbst in den Saal, nachdem er die Thür sorgsam verschlossen hatte, und zog eine Uhr aus seiner Tasche.

Diese Uhr ließ er repetiren. Sie gab zwölf hell klingende Schläge an; und so groß war die Stille in diesem mit Menschen erfüllten dunklen Saale, daß

jeder Schlag von jedem der Anwesenden deutlich gehört wurde.

Als der letzte der zwölf Schläge verhallt war, ließ sich eine Stimme vernehmen, welche also sprach:

„Die Mitglieder der Freimünzer-Verbrüderung sind vollzählig anwesend. Der Bund ist bis jetzt auf vierundzwanzig Glieder angewachsen, und nach dem Plane, der der Versammlung noch heut vorgelegt werden soll, wird er sich auch nicht mehr vergrößern, da er im Gegentheile sich auflösen wird, um in einer öffentlichen Association von weit höherer und umfassender Bedeutung aufzugehen. Bevor dies aber geschieht, erscheint es rathsam, daß der Orden der Freimünzer in sich selbst noch Alles, was ihn an die Vergangenheit knüpft, in's Reine bringe. Der Ordensmeister fragt daher jetzt, da die meisten der Glieder sich persönlich noch nicht bekannt sind, und hier, wo dichte Finsterniß uns umgiebt: ob Jemand unter uns ist, der eines der Mitglieder einer Handlungsweise anzuklagen hat, welche geeignet ist, die Staatsgewalt zu einem inquisitorischen Einschreiten gegen den Bund zu veranlassen?"

„Lord Blackfield in London ist an Gift gestorben!" antwortete eine Stimme, in deren Eigenthümer wir den jungen Kraczewsky erkennen würden, welcher jetzt den deutschen Namen Baron K r e i s l e r führte.

„Aber sein Tod," entgegnete die Stimme des

Grafen von Wrsowecz, „ist nicht das directe Werk des Freimünzer-Ordens, sondern der Leidenschaft seiner Gattinn für einen jungen Menschen, der erst nachher in den Orden aufgenommen wurde, um ihn schadlos zu halten für das an die Verbrüderung verlorene Vermögen der Frau. Da dieselbe ohnedies seine Gattinn geworden ist und sich Beide im besten Wohlsein befinden, so lastet weder auf dem Orden im Ganzen, noch auf einem seiner Mitglieder der geringste Vorwurf."

„Giebt sich der Ankläger mit dieser Erklärung zufrieden und verspricht er, dem Orden auf Grund seines geleisteten Eides ferner anzugehören?"

„Ja!" antwortete die Stimme des Barons Kreisler.

„Ist auch die Gesellschaft mit dieser Erledigung der Angelegenheit einverstanden? Wer noch eine Einwendung zu machen hat, der rede!"

Es blieb Alles stumm.

„Hat sonst Jemand" — nahm der Ordensmeister wieder das Wort — „noch eine Anklage oder ein Bedenken vorzubringen?"

„Die Wechselangelegenheit des Herzogs von Brassetôt" — sagte eine Stimme, die dem Ritter von Waldenburg angehörte — „hat bereits angefangen, die Polizei mehrer Länder in Bewegung zu setzen."

„Es giebt keinen Herzog von Brassetôt!" nahm die erste Stimme wieder das Wort; „oder es giebt

ihrer wenigstens ein halbes Dutzend. Und ohnehin sind wir hier in kurzer Zeit dem Wesen nach die Souveraine des Landes, welches im Stande ist, allen Brassetôts der Welt ein Asyl zu gewähren. — Seien wir darüber ganz ruhig! Hier, wo Jahre hindurch das Raub- und Betrugsystem einer privilegirten Spielbank unter dem Schutze des Gesetzes ihr Wesen trieb, wird Niemand wegen eines Wechselcoups irgend Etwas zu fürchten haben. — Im Uebrigen bleibt auch nach Auflösung des Freimünzer-Ordens der Eid vollendetster Verschwiegenheit über die Vergangenheit bestehen, und Jeder, der ihn verletzte, würde sich einem eben so gewissen wie furchtbaren Tode aussetzen."

Da nach dieser Rede Niemand mehr das Wort ergriff, so öffnete der Baron von Hartenfels ein Nebencabinet, in welchem mehrere Armleuchter mit angezündeten Kerzen standen.

Dieselben wurden hereingebracht und auf den Tisch gesetzt.

Das Gemach war dadurch vollkommen erhellt; und diejenigen Mitglieder, welche sich bis jetzt noch nicht persönlich als Ordensbrüder kennen gelernt hatten, machten durch gegenseitige Vorstellungen Bekanntschaft miteinander, wobei es sehr natürlich war, daß Jeder diejenigen industrieritterlichen Thaten, durch welche er der Gemeinschaft nützlich geworden, zur Geltung und Anerkennung zu bringen suchte.

Wir haben uns im Laufe unserer Erzählung bemüht, einige dieser Thaten ausführlicher darzulegen; und wir begnügen uns daher damit, zu bemerken, wie die nicht erzählten Coups derjenigen Freimünzer, welche wir aus den Augen verlieren mußten, ganz in ähnlicher Weise vor sich gegangen waren.

Von dem Augenblicke an, da Jeder über den Besitz einer bedeutenden baaren Geldsumme zu verfügen gehabt hatte, war es keine schwere Arbeit gewesen, dieselbe stets zu verdoppeln, sobald man es mit der Moralität der Handlungen, mittels deren es geschah, nicht allzu genau nahm.

Während dieses Intermezzo in der Generalversammlung der Freimünzer vertheilte der Banquier Mainzer an die Mitglieder des Ordens die baare Summe, welche er heut der Schatzkammer enthoben hatte. Es erhielt jedes Mitglied 500 Stück Ducaten zur Bestreitung seiner Ausgaben während der Dauer des Aufenthalts in Heimburgshöh; und es wurde allen angedeutet, mit dem Gelde in der Stadt selbst ein wenig um sich zu werfen, um sich bei den Bewohnern populär zu machen.

Nach Verlauf einiger Zeit gab der Baron von Hartenfels, der sehr natürlich die Sonne war, um welche sich das ganze Firmament des Freimünzer-Ordens drehte, das Zeichen zur Fortsetzung der Sitzung, deren nächster Zweck die Rechenschaftsablegung von Seiten des Kassirers der Gesellschaft war.

Mainzer zeigte sich hier in seiner Glorie.

Alles, was die Kunst der Rechnungslegung Bewundernswerthes haben kann, förderte er hierbei zu Tage.

Bis auf den Centime erfuhr jedes Mitglied, was es der Kasse eingebracht und abgeführt hatte, was von ihm durch den Banquier bezogen worden war, endlich, was von dem Kassirer für die Zwecke der Gesellschaft verausgabt worden, — Posten, deren Verwendung durchweg für so zweckmäßig erkannt wurden, daß von keiner Seite her irgend eine Beanstandung sich geltend machte.

Das ganze Geschäft nahm über zwei Stunden Zeit hinweg.

Aber obgleich die Verhandlung an und für sich zu den trockensten gehörte, welche sich denken lassen, so erhielt sie doch die Gesellschaft in der größesten Spannung, weil es Jedem im höchsten Grade interessant war, zu hören, welche bedeutenden Summen für seine Rechnung, also zu seinem Nutzen, ohne sein eigenes Zuthun gewonnen worden waren.

Kammern, welche Summen verrechnen hören, die sie größtentheils nicht selbst herbeigeschafft haben, und von denen sie jedenfalls keinen directen Vortheil für sich sehen, mögen über dem Bericht ihrer Budget-Commission einschlafen. Allein Männer, welche Geldposten aufzählen und verrechnen hören, die sie oft unter großer Angst und Gefahr erworben haben,

und die ihnen nur vorgerechnet werden, damit sie sich sagen können: diese Geldsummen sind mein! — solche Männer sind die Aufmerksamkeit selbst; und es ist eine Thatsache, daß der ganze Rechenschaftsbericht des Banquier Mainzer nicht ein einziges Mal vom Gähnen oder Schnarchen unterbrochen wurde.

Im Gegentheile hörte man, als er geendet hatte, und schließlich das disponible Vermögen der Gesellschaft auf 435 Millionen, 396,593 Francs und 15 Centimes angab, ein freudiges Ah! verbunden mit einem Applaus, der den besten Schauspieler der Welt stolz gemacht haben würde.

Nachdem dies Geschäft in so glücklicher Weise beendet worden war, ergriff der Baron Hartenfels als Präsident der Versammlung das Wort und sprach:

„Schon vorhin habe ich darauf hingedeutet, daß der Verbrüderung der Freimünzer eine große Veränderung bevorstehen dürfte, die einer Auflösung gleich kommen möchte. Ich setze dabei natürlich die Genehmigung der Gesellschaft voraus, die aber begreiflicherweise nicht fehlen wird, wenn ich Ihnen bemerke, daß wir in Folge einer von einem unserer Genossen, dem Grafen von der Krim, concipirten und von mir weiter ausgebildeten Idee im Stande sein werden, der Grundtendenz unserer Verbrüderung gemäß die Welt durch die Gewalt des Geldes zu beherrschen, ohne zu solchen Handlungen zu schreiten, welche von

irgend einem Standpunkte aus als verdammlich betrachtet werden.

„Unser Endziel wird also dasselbe bleiben, nur die Mittel werden wesentlich andere, sie werden für uns ungefährliche, ganz gesetzliche und von keiner Gewalt der Welt antastbare werden. — Wir treten also dadurch in einen sehr entscheidenden Vortheil; und darum glaubte ich, behaupten zu können, daß die Zustimmung der Gesellschaft schon im voraus gewiß sei.“

„Reden Sie! reden Sie!“ riefen einige Stimmen.

„Theilen Sie uns das Project geschwind mit!“ ließen sich andere vernehmen.

„Es sei!“ antwortete der Baron Hartenfels. „Hören Sie mich ruhig an, womit indeß nicht gesagt sein soll, daß Sie keine Einwendungen machen dürften. Im Gegentheil, es wird mir lieb sein, dergleichen zu vernehmen, um sie sofort widerlegen zu können.

„Zur Sache denn!

„Nach den Statuten des Ordens gehört von den erworbenen Summen der vierte Theil dem Erwerber eigenthümlich, während die übrigen drei Viertel der Gesellschaft gemeinschaftlich verbleiben. Vertheilen wir nun 135 Millionen Francs und den kleinen Ueberschuß nach Maßgabe des Erwerbes an die Erwerber, so bleibt der Gesellschaft die Summe von 300 Millionen Francs übrig. Diese Summe soll den Stamm einer zu begründenden Bank bilden, der

wir den euphemistischen Namen einer Creditbank geben, nicht etwa, weil sie dazu dienen wird, Denjenigen Credit zu verschaffen, die keinen haben, sondern weil sie dazu dienen wird, mit Hilfe des Credits und zugleich des Zinswesens unsere Capitalmacht zu verzehnfachen."

„Wie das?" fragte der Baron von Staël-Holstein, der von allen das meiste Verlangen nach einer Vermehrung des Gesellschaftsfonds an den Tag legte, obgleich oder besser weil er von allen am wenigsten erworben hatte.

„Ich werde es sogleich erklären!" entgegnete der Baron von Hartenfels. „Wenn wir eine solche Bank gründen, so wird dies nur unter der Form einer Actiengesellschaft geschehen. Wir setzen das Capital dieser Actiengesellschaft auf vorläufig 3000 Millionen Francs fest, was eine Anzahl von drei Millionen Actien zu eintausend Francs giebt, welche unter die Mitglieder der Gesellschaft gleichmäßig vertheilt werden. Auf diese Actien wird der zehnte Theil des Nominalwerthes baar eingezahlt, was die uns zur Disposition stehende Baarsumme von 300 Millionen giebt. Da aber unsere Bank ein Capital von 3000 Millionen repräsentirt, so lassen wir im Betrage dieser 3000 Millionen Francs Banknoten anfertigen, welche wir auf verschiedene speculative Weise in den Verkehr werfen, um sie sich verinteressiren zu lassen. Es ist also klar, daß wir, die wir

eigentlich nur 300 Millionen besitzen, mit 3000 Millionen arbeiten, d. h., daß wir unser Capital verzehnfacht haben; oder was dasselbe sagt, daß wir aus unserm Capital von 300 Millionen statt der üblichen 5 Procent ihrer 50 ziehen, woraus wiederum folgt, daß sich unser Capital in je zwei Jahren stets verdoppeln muß. Eine einfache Rechnung ergiebt nun, daß nur 24 Jahre dazu gehören, um aus unserm Capital mehr als eine Billion Francs zu machen, eine Summe, welche so ziemlich die Geldkraft Europa's erschöpfen wird, und uns also zu wirklichen Herren der Welt machen muß."

Der Baron hielt hier inne, um die Wirkung seines Prospects auf die Gesellschaft zu beobachten.

Diese Wirkung war eine so gewaltige, daß sie sich nur durch stumme Geberden auf den Gesichtern der Anwesenden kund zu thun vermochte.

Endlich ließ sich eine Stimme mit den drei Worten vernehmen:

„Es ist ungeheuer!"

Es war der Freiherr von Schwarzschild, der dies Zeichen seines Daseins von sich gegeben hatte.

„Aber richtig!" antwortete ihm der Doctor Böhm, welcher die Angelegenheit sogleich von der rechten Seite erfaßt hatte.

„Ich muß mir hierbei erlauben, ein Bedenken geltend zu machen," hob Lairitz an, der sich früher einmal mit socialistischen Studien beschäftigt hatte.

„Reden Sie!“ munterte ihn der Baron Hartenfels auf.

„Würden sich,“ fuhr Lairitz fort, „die geldbesitzenden Klassen gegen eine solche Bank, welche ihnen die Möglichkeit raubt, ihr Geld sich verinteressiren, also sich unproductiv vermehren zu lassen, nicht ganz entschieden auflehnen?“

„In wie fern denn?“ fragte der Graf von Wrsowecz.

„In so fern!“ antwortete Lairitz. „Wir können unser Geld in Wirklichkeit nur durch die Zinsen vermehren, die wir aus demselben ziehen, Zinsen, welche — beiläufig gesagt! — von den producirenden Klassen durch ihre Arbeit aufgebracht werden müssen. Es ist also nöthig, daß wir unser Geld überall dorthin werfen, wo solche Zinsen zu ziehen sind. Wir müssen es daher auf Grundstücke legen, oder in großen industriellen oder commerciellen Unternehmungen anlegen oder den Staaten darleihen. Wenn wir uns nun aller dieser Gelegenheiten, Zinsen zu ziehen, ganz allein bemächtigen, was wir um so entschiedener thun müssen, je größer unser Capital durch das Anwachsen wird: so entziehen wir dadurch den kleineren Capitalisten die ihnen bisher gebliebene Gelegenheit, ihr Capital zinsenbringend anzulegen, und dadurch werden sie unsere Widersacher werden müssen.“

„Was der geehrte Redner sagt,“ — nahm der Baron Hartenfels das Wort, — „hat sehr viel für

sich; und ich gestehe, daß der von ihm voraus gesehene Fall viel Bedenkliches haben würde, wenn ich nicht gerade durch meine Ausbildung des ursprünglichen Projects auf eine Beseitigung dieses Uebelstandes gekommen wäre. — Es handelt sich nämlich darum, die kleineren Capitalmächte — bis zum Besitzer von tausend Francs herab! — für diese Art, den Credit auszubeuten, dadurch zu gewinnen, daß wir sie an der Gesellschaft betheiligen. Der Creditwucher — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — wird sich daher über einen großen Theil des Volkes verbreiten; es wird gewissermaßen einen beweglichen Charakter annehmen, und darum wird man ihn den Crédit mobilier nennen."

„Es lebe der Crédit mobilier!" riefen einige Stimmen.

„Nicht so hitzig, meine Herren!" ließ sich Lairitz vernehmen, der in dieser Materie seltsam beredt wurde. „Ich prophezeihe Ihnen Unheil aus dem Plane, großes Unheil!"

„Was für Unheil?" riefen die Ersteren wieder, worauf Lairitz sich erhob und mit allem Aufgebot seiner Stimmkraft antwortete:

„Die Spaltung des Volkes in Reiche und Arme, in Herren und Sclaven, in Verzehrer und Ernährer."

„Ist das ein Unheil?" fragte der Ritter von Waldenburg.

„Ein großes Unheil!" betheuerte Lairitz; „denn

es wird alsdann die rechte Mitte, die Wohlhabenheit durch Arbeit, fehlen. Das Volk, genöthigt, die furchtbar angewachsene Rente der vielen Reichen durch seine Arbeit aufzubringen, wird überbürdet werden mit Lasten, die es nicht zu tragen im Stande ist; die Geldmassen werden einen Preis der Lebensmittel erzeugen, der für den Reichen unfühlbar, für den Armen aber eine Theuerung sein wird; und die endliche Folge davon wird die gräßlichste Hungersnoth neben dem übertriebensten Luxus sein. Was aber daraus entstehen muß, das können Sie Sich selber denken. Ich also stimme nicht für den Plan. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sagen Sie aber, wann es endlich geschehen ist: ich habe es prophezeiht!"

„Holla! holla!" rief hier der Baron Hartenfels, welcher dem Redner aufmerksam gefolgt war, mit leuchtenden Blicken aus, indem er sich erhob, „das ist's ja, was ich gewollt habe, was ich noch will, was wir Alle wollen: Die Menschheit, die Nichts mehr anerkennt, Nichts mehr achtet, Nichts mehr anbetet, als das Geld, durch das Geld in's Verderben stürzen! Es lebe der Crédit mobilier!"

„Es lebe der Crédit mobilier!" rief die ganze Gesellschaft tumultuarisch nach.

„Après nous le déluge!" fügten Einige hinzu.

Die Gründung der Actien-Credit-Bank war beschlossen.

Der Orden der Freimünzer hatte sich in seine Consequenz aufgelös't.

8.

Liebeswahn.

Was der Baron Hartenfels dem Grafen Morawsky über seinen unwiderstehlichen Trieb gesagt hatte, den englischen Geizhals, der Mr. Dickens hieß, zu ruiniren, war buchstäblich wahr.

Er konnte den langen, dicken, stets im abgeschabtesten Anzuge einherwatschelnden Engländer niemals sehen, (und er sah ihn täglich mehre Male!) ohne von einer wahren Gier erfaßt zu werden, diesen Harpagon zu einem wirklichen Bettler zu machen.

Hier war es nicht mehr Geldgewinnsucht, was ihn zu einem industrieritterlichen Coup anreizte, sondern einzig und allein der Haß gegen den Geiz, welcher Letztere unserm Helden als eine noch größere Wurzel des socialen Uebels erschien, denn das Spiel in allen seinen Nuancen.

Mr. Dickens sollte seine Schätze, die auf die schmählichste Weise, nämlich durch den Sclavenhandel, erworben worden waren, verlieren, und zwar durch den Baron, ohne daß dieser den geringsten Vortheil davon haben wollte. Ja, er würde für

die glückliche Ausführung seines Projects noch eine bedeutende Summe dazu gegeben haben, wenn dies nothwendig gewesen wäre.

Während der Baron die nöthigen Schritte that, um die Gründung der beabsichtigten Creditbank vorbereiten zu lassen, wobei er sich vorzugsweise der Hilfe des Banquiers Mainzer, des Freiherrn von Schwarzschild und des Barons von Staël-Holstein bediente; — während dessen sann er unabläßig darüber nach, auf welchem Wege dem englischen Geizhalse beizukommen sei.

Er hatte ihn bereits durch Lairitz und Kraczewsky, welche ihm bei dieser Angelegenheit die brauchbarsten Helfershelfer zu sein schienen, beobachten und ausspioniren lassen; aber noch immer wollte sein Gehirn kein Mittel erfinden, den Geizhals seiner Schätze auf eine Weise berauben zu lassen, die den Machinationen des Industrieritterthums entsprach.

Daß sich die Erfindungsgabe des Barons gerade hier so bankerott zeigte, brachte ihn fast zur Verzweiflung, und oft sah ihn seine Geliebte, welche inzwischen den Namen einer Baroninn von Hartenfels angenommen hatte, mitten in der Nacht aus seinem Bette aufspringen und, mit der Hand seine Stirn reibend, wie ein Irrsinniger im Zimmer auf und nieder gehen, ohne daß sie den Muth gehabt hätte, ihn nach der Ursache seines seltsamen Beginnens zu fragen.

Es bestand überhaupt zwischen dem ehemaligen Herzoge von Brassetôt und der ehemaligen Fürstinn von Hérad ein gar eigenthümliches Verhältniß.

Von dem Augenblicke an, da sie ihm in der Goldmann'schen Angelegenheit den von ihm begehrten seltsamen Beweis der Liebe gegeben hatte, ohne sich selbst im geringsten bloßzustellen, betrachtete sie ihn kurzweg als verpflichtet, sie zu lieben; und es fiel ihr durchaus nicht ein, danach zu fragen, ob er auch die Fähigkeit dazu habe.

Mit der größten Offenheit und Sorglosigkeit hatte sie ihm auf der Ueberfahrt von Neapel nach Marseille ihre ganze Geschichte erzählt. Und obgleich sie nun wußte, daß er sie als eine bloße Abenteurerinn kannte, so fiel es ihr doch nicht im entferntesten ein, zu fürchten, daß er sie von sich weisen könne.

Sie besaß ein ganz unerschütterliches Vertrauen in seiner Liebe zu ihr, obgleich er diese Liebe durch Nichts mehr bewies, als ehedem; es sei denn, daß man die Zärtlichkeit schwacher und müßiger Stunden als solche Liebesbeweise gelten lassen wollte.

Aber gerade hieran klammerte sich Hermine fest, und sie überredete sich, daß das ganze Verlangen des Herzogs an jenem Abende nichts Anderes gewesen sei, als eine Probe — nicht ihres Gehorsams, sondern im Gegentheil ihrer Treue, deren glänzende Bewährung trotz der Erfüllung seines Nebenzweckes ihr endlich seine Zärtlichkeit zugewendet habe.

Sie fand sich in dieser Ansicht noch mehr bestärkt durch den Wunsch ihres Geliebten, daß sie ihre Vertraute — Alma — unter einem schicklichen Vorwande für immer von sich entfernen solle.

„Er will sie nicht sehen," hatte sie sich gesagt, „theils um keine Vergleiche anstellen zu müssen zwischen ihrer und meiner Schönheit, theils um nicht daran erinnert zu werden, daß er mir einst zumuthen konnte, ihm untreu zu sein."

Deshalb hatte sie Alma eine sehr bedeutende Summe und alle auf ihren falschen Rang bezüglichen Papiere eingehändigt mit der Vollmacht, von Beiden für ihr Lebensglück Gebrauch zu machen.

Alma, die sich hierdurch mit einem Male auf den Gipfel aller ihrer Wünsche erhoben sah, hatte das Anerbieten dankbar angenommen und sich Rom zum Tummelplatze ihres weiteren stürmischen Lebens ausersehen. Dort führte sie sich als Fürstinn von Hérad so geschickt und erfolgreich ein, daß sie unter der höheren Geistlichkeit sehr bald für eine moderne Marozia galt.

Hermine ihrerseits wollte jetzt Nichts mehr sein, als die geliebte, wenn auch nicht angetraute Gattinn des Mannes, den sie als französischen Herzog kennen gelernt hatte und der jetzt die Marotte besaß, ein deutscher Baron sein zu wollen.

Was es damit für eine Bewandtniß hatte, darum kümmerte sich Hermine nicht im mindesten.

Und wenn sie auch in ihrer Neugierde einen Sporn gefunden haben würde, die Verhältnisse ihres Geliebten zu erforschen, so hätte sie doch die Scheu und die Furcht vor seinem Mißfallen davon abgehalten.

Denn in Allem, was außerhalb ihrer Leidenschaft für Felix lag, stand sie ihm so fremd gegenüber, wie am ersten Tage ihres Zusammentreffens; und nie war es zwischen Beiden zu einer jener Herzensergießungen gekommen, welche in der Ehe die Gleichberechtigung der beiden Gatten bezeugen.

Hermine war mehr die Odaliske des Barons, als seine Frau; aber sie fühlte sich in ihrem Innern glücklich mit diesem Range, und was die Außenwelt betraf, so genügte es ihr, seine Frau zu heißen.

Aus all' diesem geht hervor, daß Hermine, deren Schicksal es war, stets getäuscht zu werden, auch jetzt wieder als das Opfer einer Täuschung erschien: sie wähnte sich geliebt und war es nicht.

Ein solcher Wahn aber konnte von den bittersten Folgen für sie und den Mann ihres Herzens werden!

Für Felix war eben die Zeit der Liebe noch nicht wieder gekommen.

Der Speculationsgeist hatte sein Herz vertrocknet, was durchaus nicht befremden kann, da dies der Speculationsgeist mit allen Herzen, auch den allerbesten, so macht.

Jetzt vollends, da er das erwähnte Ziel mit einer gewissen Hartnäckigkeit verfolgte, schien er auch im innigsten Umgange mit seiner Frau jedes Gefühllebens baar zu sein.

Ja, er hatte sich schon oft mit dem Gedanken getragen, sich dieses Weibes auf irgend eine gute Manier zu entledigen; allein da sich eine solche „gute Manier" nicht sogleich finden wollte, und der Baron Ursache zu haben glaubte, einen Eclat zu scheuen, so ließ er die Sachen vor der Hand gehen, wie sie wollten, ganz zufrieden, daß Hermine so viel Scheu und Furcht vor ihn hatte, um ihn nicht weiter zu belästigen, als ihre Leidenschaft solches bedingte.

Diese Leidenschaft aber konnte er um deswillen leicht ertragen, weil er seinerseits keine andere empfand, welche sie ihm unerträglich machte.

So stand es mit dem Verhältnisse dieser beiden so schönen, noch jungen und in mancher Beziehung genialen Leute, als Felix die Beraubung des Mr. Dickens unter allen Umständen und um jeden Preis in Angriff zu nehmen beschloß.

9.

Der Geizhals und sein Schatz.

Der Baron von Hartenfels bewohnte neben dem Hause des Banquiers Mainzer ein palaisähnliches

Gebäude, welches er eigens für sich hatte ankaufen und einrichten lassen.

Hier finden wir ihn eines Nachmittags in seinem hintersten Privatgemache in Gesellschaft des Barons Kreisler und des Lairitz beim Kaffee.

Die bequeme Situation der Herren auf den Divans und in den Causeusen, der Kaffee, in dessen Schlürfen man begriffen war, endlich der Dampf kostbarer Havannah=Cigarren, welche man rauchte, — alles dies hätte glauben lassen müssen, daß man sich in der Conversation über die gleichgiltigsten Dinge der Welt befände.

Und doch war die Unterredung von einem solchen Gewicht, daß an ihrem Ausfall die Existenzen mehrer Menschen zu Grunde gehen konnten.

Es handelte sich nämlich um ein Complot gegen den Schatz des Geizhalses.

„Also ist es Ihnen wirklich gelungen, ihn in seinem Allerheiligsten zu beobachten?" fragte der Baron Hartenfels, mit dem Kopfe gegen den Baron Kreisler gewendet, den wir indeß nach wie vor mit seinem wahren Namen Kraczewsky nennen wollen.

„Wie ich Ihnen sage, Herr Baron!" erwiederte dieser.

„So erzählen Sie uns Alles!" bat der Erstere wieder.

Kraczewsky begann:

„Die Wirthinn des Geizhalses ist die Wäscherinn

meiner Frau, der armen Lady Mary, die sich freilich mit ihrem Schicksale endlich ausgesöhnt hat, als sie sah, daß — —"

„Sie schweifen ein wenig allzu sehr ab, Herr Baron!" unterbrach ihn Felix, der den Grundsatz hatte, nie auf geschehene Dinge zurückkommen zu lassen.

„Es ist wahr! Pardon!" sagte Kraczewsky, sich entschuldigend. „Also, um bei der Sache zu bleiben, so hat meine Frau die Wirthinn des Geizhalses zur Wäscherinn angenommen, als sie erfuhr, daß dieselbe, eine noch ziemlich rüstige Wittwe, sich diesem Erwerbszweige widmete. Es konnte nun nicht fehlen, daß zwischen uns von dem originellen Mr. Dickens oft die Rede war, und dabei konnte sich die wackere Frau nicht enthalten, auch ein wenig davon zu schwatzen, daß der lange, dicke Oeconom nicht ganz unempfindlich gegen die Reize seiner hübschen Wirthinn geblieben sei."

„Ah!" fiel hier der Baron Hartenfels lebhaft ein; „sollte sich da keine Schlinge anknüpfen lassen?"

„Ich glaube kaum," entgegnete Kraczewsky. „Denn im weiteren Verfolg der Unterhaltung erfuhren wir, daß dieser Anflug von Leidenschaft bei dem großen Oeconomen noch nicht einmal stark genug gewesen war, ihn zu bestimmen, eine durch den Hagel in seinem Fenster zerschlagene Scheibe für eigne Rechnung machen zu lassen. Er hatte sie zwar dem Glaser

mit 24 Kreuzern bezahlt, aber diese Summe bei der nächsten Miethe seiner geliebten Wirthinn in Anrechnung gebracht, indem er der Quittung des Glasers, welche über 24 Kreuzer lautete, noch 4 Gulden 36 Kreuzer hinzufügte. Später erfuhr die Frau sogar von dem Glaser, daß derselbe nur 23 Kreuzer erhalten habe, weil Mr. Dickens bei Bezahlung der Rechnung gefunden, daß ihm ein Kreuzer an der Summe fehle, und er gesagt habe: der Meister könne sich ganz gut einen Kreuzer abziehen lassen, da man einen Kreuzer ja oft einem armen Manne schenke und er, Mr. Dickens, ein sehr armer Mann sei."

Die beiden Zuhörer konnten sich bei der Erzählung dieses Charakterzuges eines Lächelns nicht erwehren, welches Lächeln indeß in Felix' Antlitz einen Beisatz von Ingrimm erhielt.

Kraczewsky fuhr fort:

„Sie können Sich wohl denken, daß unter solchen Umständen die Wirthinn nicht besonders gut auf ihren Miether zu sprechen war, und daß sie von ihm Alles sagte, was sie irgend wußte. — Das war freilich nicht viel. Als wir sie fragten, ob es denn wahr sei, was die ganze Stadt erzähle, daß dieser Mann früher ein Sklavenhändler gewesen und dadurch so reich geworden sei, daß man ihm eine Million Gulden zuschreibe? — da bekannte sie, daß er ihr in seinen zärtlichen Augenblicken wohl von großen Seereisen gesprochen, die er unternommen; daß

er aber stets behauptet habe, ein armer Mann zu sein, der von einer kleinen Pension lebe und das Seinige gar sehr zu Rathe halten müsse. Er ließe auch Niemanden auf sein Zimmer kommen, das stets sorgsam verschlossen sei; und während der wenigen Minuten, die sie zum Reinigen des Gemaches brauche, hüte er jede ihrer Bewegungen, so daß sie nicht einmal untersuchen könne, ob und wo er besondere Schätze habe. Es stehe zwar unter seinem Bett eine ziemlich große Kiste; allein als er dieselbe einst geöffnet habe, während sie gerade im Zimmer gewesen sei, so habe sie bemerkt, daß diese Kiste mit alten seidenen Lappen bedeckt war, und er habe ihr gesagt, daß er in dieser Kiste eine Menge seltener Steine aufbewahre, die er früher am Meeresufer gesammelt habe und jetzt an einen Liebhaber verkaufen wolle, sobald sich einer finde."

„Diese Kiste wird ohne Zweifel den Schatz des Geizhalses enthalten," bemerkte Lairitz.

„Ohne Zweifel!" bestätigte der Baron.

„Das dachte ich auch," fuhr Kraczewsky fort, „und Sie werden Sich sogleich überzeugen, meine Herren, daß unsere Muthmaßung begründet ist."

„Sie haben diesen Schatz gesehen?" fragte Hartenfels.

„Sogleich sollen Sie hören, auf welche Weise!" entgegnete der Pole. „Da ich der Wäscherinn das neugierigste Verlangen zu erkennen gab, den origi-

nellen Mann ein Mal in seinen vier Wänden zu belauschen, und nebenbei andeutete, daß ich für dies Vergnügen gern ein Paar Louisd'ors geben würde, so rückte die Wirthinn nach kurzem Besinnen mit dem Geständniß hervor, daß Sie mir dazu eine Gelegenheit verschaffen könne, nämlich durch ein Loch in dem Rouleaux seines Fensters und mittels einer Leiter vom Hofe aus."

„Ueber den Plan sehr bald einig geworden, paßten wir die Stunde ab, zu welcher der Geizhals mit militairischer Regelmäßigkeit nach Hause kommt. So wie er sein Zimmer betrat, stand ich unten an der Leiter. Es ist nun seine Gewohnheit, sogleich das Rouleaux herabzulassen, alsdann sein kleines Lämpchen zu nehmen und es — zur Ersparung eines Schwefelhölzchens — im Zimmer seiner Wirthinn anzuzünden. Sobald er am Abend — es war gestern! — mit der brennenden Lampe eintrat, stand ich auf der Leiter an dem Loch im Rouleaux, welches mir den Ueberblick über das ganze kleine und sehr ärmlich möblirte Zimmer gestattete."

„Der Harpax verschloß unmittelbar nach seinem Eintritte sehr sorgfältig die Thür des Gemaches, entledigte sich seines Ueberrockes, den er mit einer Flanelljacke, und seiner Stiefeln, die er mit einem Paar Filzsocken vertauschte, und begab sich alsdann an sein Bett, über welchem ein Paar Pistolen und ein Säbel hingen."

„Nachdem er einen Blick auf diese Schutzwaffen geworfen hatte, zog er unter dem Bette eine hölzerne, aber stark mit Eisen beschlagene Kiste hervor, an welcher ein mittelgroßes Vorlegeschloß hing. Er nahm alsdann von seinem Halse einen an einer Schnur hängenden kleinen Schlüssel, manipulirte ein wenig an dem Schlosse, (woraus ich muthmaßte, daß dasselbe ein Chiffreschloß sei!) und steckte alsdann den Schlüssel ein, worauf sich das Schloß mit leichter Mühe öffnete.

„Nachdem er den Deckel der Kiste gehoben, setzte er sich auf einen Schemel davor hin, stellte die Lampe ganz in die Nähe, und ich sah nun richtig, daß oben auf in der Kiste seidene Lappen ausgebreitet lagen. Als aber der Harpagon diese Lappen entfernte, da glänzte mir die ganze Fläche in lauter Goldstücken entgegen, Reihe an Reihe geordnet.

„Der Anblick hatte etwas Frappantes für mich, und ich war äußerst gespannt darauf, wie diese Scene sich entwickeln würde.

„Es wurde ein stummes Monodram.

„Mr. Dickens, über dessen Gesicht sich beim Anblick seines Schatzes ein seliges Lächeln verbreitete, verharrte in diesem Anblicke förmlich regungslos. — Man würde ihn, der Minute an Minute verrinnen ließ, ohne sich im mindesten zu regen, für eine sitzende Statue gehalten haben, wenn die vor Wonne leuch-

tenden Augen nicht gesagt hätten, daß dieser Leib Leben und diese Brust Empfindung habe.

„Ich muß gestehen, daß mir im fortwährenden Anschauen dieses fast unbeweglichen Bildes endlich die Zeit lang zu werden anfing. Vergebens hoffte ich, daß der Mann wenigstens einige der Goldstücke mit seinen Fingern erfassen, sie heraus nehmen und in der Nähe mit ihnen liebäugeln würde, was doch einige Abwechselung in das monotone Schauspiel gebracht hätte, — aber nein! Der ganze Genuß dieses schrecklichen Mannes lag in dem Anschauen dieser goldgepflasterten Fläche, vor der er mit gefalteten Händen saß, wie in Anbetung versunken."

„Ja," fiel der Baron Hartenfels ein; „er war das lebende Symbol unserer Zeit, die ja auch in Anbetung des goldenen Kalbes versunken ist!"

„Und wie lange dauerte dieser Zustand der Verzückung?" fragte Lairitz.

„Etwa eine Stunde!" gab Kraczewsky zur Antwort. „Denn als der Harpax diesen seinen stummen und doch so beredten Abendsegen vollendet, die seidenen Lappen wieder auf seinen Götzen gelegt, die Kiste verschlossen und sich zum Zu=Bett=gehen angeschickt hatte, und ich nun, von meiner Leiter herab gestiegen, nach der Uhr sah, da fand ich, daß ich volle fünf Viertelstunden mit dem ganzen Werke der Beobachtung hingebracht hatte."

„Die Mühe war nicht zu groß für den Preis,

den wir dadurch gewonnen!" bemerkte Baron Hartenfels. „Wir wissen jetzt schon sehr viel, aber freilich noch immer nicht genug. Denn wir wissen vor allen Dingen die Hauptsache nicht: nämlich auf welche Weise es möglich sein wird, den Geizhals seines Schatzes zu entheben. — Ich habe mir das Hirn zermartert, um ein Mittel zu finden von der Art, die der Freimünzer erlaubt nennt; aber diesem Manne ist in solcher Weise nicht beizukommen. — Ist einer von Ihnen, meine Herren, glücklicher gewesen, als ich?"

Kraczewsky zuckte die Achseln.

„Was mich betrifft," sprach Lairitz laut und fest, „so habe ich gefunden, daß wir ihm sein Geld stehlen müssen."

„Stehlen?" riefen die beiden Andern mit den sichtbarsten Zeichen innern Widerstrebens.

„Stehlen! sagte ich," bestätigte Lairitz mit der ruhigsten Miene von der Welt, „und ich halte dies nicht blos für das beste Mittel, (was es schon in seiner Eigenschaft als einziges ist), sondern auch für die beste That, die ein Freimünzer jemals vollbracht hat. Vor meinem Gewissen wenigstens will ich sie schon verantworten."

„Ich glaube, Sie haben Recht, Lairitz," bemerkte der Baron Hartenfels. „Und sehen Sie, meine Herren, da kommt mir jetzt auf einmal eine Idee, die ich Ihnen mittheilen werde, sobald ich alle Vor-

bereitungen zur Ausführung getroffen habe. — Ich kann auf Sie rechnen, nicht wahr?"

„Zu jeder That!" betheuerte Lairitz.

„Wie auf Sich selbst!" versicherte Kraczewsky.

„Nur morden möchte ich nicht!" fügte Lairitz seiner Betheuerung hinzu.

„Wer denkt an Morden?" rief Hartenfels ein wenig unwillig.

„Nun denn" — sagte Lairitz — „den Diebstahl übernehme ich!"

„Nein, mein Freund," wehrte der Baron ab, indem seine Augen vor Begierde leuchteten; „die *Wonne* dieses Diebstahls lassen Sie mir! Ich will *ihn* bestehlen, diesen Menschen, der ein noch größerer Fluch ist für die Welt, als Diejenigen, welche dem Geldgewinn leben, um ihn zu verprassen. Sie lassen sich doch am Ende von dem arbeitenden Volke nur füttern; der Geizhals aber läßt das arbeitende Volk verhungern. Diesen Menschen, der eigentlich kein Mensch mehr ist, habe ich mir zur Beute ersehen, mit ihm will ich mein Werk als Freimünzer krönen! Ihn lassen Sie mir:"

„Gut denn, gut!" riefen die Genossen des Barons. „Sagen Sie uns nur, was wir thun sollen."

„Morgen, meine Freunde!" antwortete Hartenfels. „Ihr sollt mir hilfreiche Hand leisten, das ist Alles; und indem Ihr mir die Ehre der That laßt, mögt Ihr den Vortheil haben, oder vielmehr, ich

werde mir jene Ehre (andere Menschen mögen es Schande nennen!) dadurch erkaufen, daß ich Euch das Geld, was ich stehlen werde, aus meinem Vermögen überweise. Denn was jenes gestohlene Geld betrifft, so habe ich damit einen anderen Plan."

„Ei!" erhob sich Kraczewsky, „wer verlangt so Etwas? Besitzen wir nicht Geld genug?"

„Und ist der Plan ein guter," ergänzte Lairitz, „so wär's nicht schlimm für uns, auch ein Wenig dazu beizusteuern."

„Nun, wie Ihr wollt, meine Freunde," sagte der Baron, indem er sich gleichfalls erhob. „Ich danke Euch. Morgen um diese Zeit sehen wir uns hier wieder. Dann theile ich Euch Alles mit, und Ihr mögt urtheilen."

Die beiden Genossen eines neuen und so seltsamen Verbrechens, mit welchem unser Held sich zu belasten entschlossen war, nahmen Abschied von ihm und entfernten sich.

Felix blieb zurück und versank in ein eifriges Grübeln.

Da trat aus dem Nebenzimmer Hermine herein, leise auf den Fußspitzen, als fürchte sie, ihre Anwesenheit zu verrathen.

Felix hörte sie auch wirklich nicht.

Und doch wollte sie eigentlich gehört sein.

„Störe ich Dich, mein Geliebter?" fragte sie mit ihrem sanftesten und liebevollsten Tone.

„Ja — nein — was willst Du?" entgegnete Hartenfels, mühsam seinen Unmuth unterdrückend.

„Nichts, mein Geliebter," erwiederte das schöne Weib, ohne durch sein unwirsches Wesen verletzt zu sein; „Nichts als —"

„Nun, als —"

„Einen Kuß!"

Felix reichte ihr seine Lippen hin, ohne seine Miene zu verändern.

„Ich will ihn nicht nehmen, Felix; ich will ihn bekommen!"

„Nun da, Du Quälgeist!"

„Und Du liebst mich doch!" rief Hermine jubelnd aus, indem sie ihm den empfangenen Kuß zurückgab. — „Was Du auch thust und unterläßt: Du liebst mich doch!"

Damit sprang sie zur Thür hinaus.

Der Baron verfiel wieder in sein früheres Grübeln; und in der nächsten Minute schon hatte er es wieder vergessen, daß er ein himmlisch schönes Weib besaß, welches ihn liebte und sich von ihm geliebt wähnte.

10.

Das Kaufgeschäft.

Es war der Abend eines der folgenden Tage.

Die Wirthinn des Mr. Dickens hatte in ihrem Zimmer ein wenig aufgeräumt, den Tisch mit einem weißen Tischtuche belegt und noch manche andere Einrichtungen getroffen, die darauf schließen ließen, daß sie Besuch erwartete.

Und es war ein hoher, vornehmer Besuch, der ihr von ihrem Gönner, dem Baron Kreisler, angekündigt worden war.

Der Director der neuen großen Bank, von der man bereits in der Stadt und auch in den Zeitungen so viel sprach, der steinreiche Baron von Hartenfels, wollte, was ihr Gönner vermittelt hatte, das kleine Haus der Wittwe kaufen, um es niederreißen und auf dem Platze ein Gebäude für die Geschäftslokale der neuen Bank errichten zu lassen.

Der Baron hatte das Haus Tags zuvor bereits in allen seinen Theilen untersucht und es handelte sich bei seinem für heut Abend angezeigten Kommen nur noch darum, über den Preis einig zu werden.

Baron Kreisler, der Gönner der Wäscherinn, hatte ihr den freundschaftlichen Rath gegeben, einen ziemlich hohen Preis zu fordern, da der Bankdirec-

tor, wie er versicherte, durch besondere Umstände gezwungen sei, gerade dieses Haus zu wählen.

Das war der Wittwe denn auch eben recht. Denn da auf dem kleinen Grundstücke eine so starke Hypothek lag, daß sie von dem Besitze des Hauses ohnehin nicht mehr hatte, als ihre freie Wohnung, so konnte sie durch einen vortheilhaften Kauf nur gewinnen.

Ueberdies war ihr zugesagt worden, daß sowohl sie selbst, wie ihr Miether, der Mr. Dickens, noch bis zum Frühjahr in dem Hause wohnen bleiben könne, wenn sie nur den Kellerraum abtreten wolle, *wohin* noch heut Abend beim Abschlusse des Geschäfts mehre Kisten mit der Bank zugehörigen Effecten gebracht werden sollten.

Die Wäscherinn war natürlich mit Allem auf's freudigste einverstanden und harrte ihres reichen Gastes.

Etwa um halb neun Uhr traf derselbe ein, und zwar in Begleitung einiger Mitadministratoren der Bank, in denen wir Kraczewsky, Lairitz und den Doctor Böhm erkennen.

Ein Diener des Barons folgte den Herren mit einem Flaschenkorbe und sonstigen zu einem Imbiß nothwendigen Requisiten, darunter auch ein halbes Dutzend Weingläser.

Als die Wäscherinn sah, daß die Herren bei ihr essen und trinken wollten, schlug sie voll Verwun-

derung über diese Ehre die Hände über dem Kopfe zusammen.

Ihr Gönner aber erklärte ihr, daß der Baron Hartenfels durchaus nicht stolz sei und an dem alten Brauche festhalte, einem Geschäfte durch den sogenannten Weinkauf das Siegel aufzudrücken. Und da nun der Baron ganz gewiß sei, mit ihr einig zu werden, so habe er das Nöthige zu sothanem Weinkaufe gleich mitbringen lassen.

Die Wäscherinn begriff endlich und gab sich Mühe, die Wirthinn zu machen, indem sie den Tisch arrangirte.

Dabei war ihr der Doctor Böhm namentlich dadurch behilflich, daß er die Flaschen und Gläser aufsetzte, die ersteren entkorkte und die letzteren vor jeden der Anwesenden hinstellte. Da der Personen fünf waren, so fand er das sechste Glas überflüssig und stellte es auf eine kleine Commode in der Nähe.

Bei dieser Beschäftigung brauchte er indeß ein wenig mehr Zeit, als man gewöhnlich dazu zu gebrauchen pflegt.

Auch würde ein genauer Beobachter bemerkt haben, daß er in das Glas eine wasserhelle Flüssigkeit schüttete, dieselbe einige Male darin herum schwenkte, so daß sie die innere Fläche des Glases benetzte, dann den Rest heraus hinter die Commode goß und das Glas auf derselben stehen ließ.

Inzwischen war die Wirthinn mit dem Arrange-

ment ihrer Teller, Butterbrote, Braten und Kuchen fertig geworden, und die kleine Gesellschaft nahm Platz.

Es wurde eingeschenkt; man aß und trank und fing an, von dem Geschäfte zu sprechen.

„Nun, meine liebe Frau,“ hob Baron Hartenfels an, „Sie wissen, zu welchem Zwecke ich hier bin. Was ist Ihnen Ihr Haus werth? Sprechen Sie frei, wie es Ihnen um's Herz ist! Ich bin kein Knauser, wie Ihr Miethsmann, von dem mir mein Freund hier so merkwürdige Dinge erzählt hat.“

„Ah, von der Fensterscheibe gewiß!“ meinte die Frau, welche gewissermaßen froh war, daß sie noch Zeit gewann, ehe sie die verhängnißvolle Zahl aussprechen mußte, von welcher sie bald fürchtete, daß sie zu groß sein möchte, und bald wieder hoffte, daß sie noch größer sein könnte.

„Ganz recht, von der Fensterscheibe,“ bestätigte der Baron.

„Und auch von dem ersparten Schwefelhölzchen,“ fügte Kraczewsky hinzu.

„Richtig,“ sagte Hartenfels. „Er kommt also jeden Abend, um seine Lampe zur Ersparung eines Schwefelhölzchens bei Ihnen anzuzünden?“

„Ei,“ meinte die Wirthinn, die bereits anfing, ein wenig aufgeräumt zu werden, „er kommt auch wohl noch aus einem andern Grunde.“

„Um Ihnen seine Huldigungen darzubringen?“ fragte Lairitz, der niemals sehr discret war.

„I nun, das wohl eben nicht,“ meinte die Wirthinn mit einem Lächeln, welches ganz so aussah, als sollte es das Gegentheil ihrer Worte ausdrücken.

„Nun, weshalb denn?“ forschte der Doctor Böhm. „Das interessirt mich vielleicht als Arzt.“

„O, gehen Sie,“ sagte die Wirthinn, „wie kann das den Arzt kümmern? Die Sache ist nämlich die, daß ich mir manchmal des Abends nach der Mühe des Tages ein kleines Gläschen Grogk mische, — wir Wäscherinnen lieben das, oder vielmehr, wir brauchen es, da wir so viel im Wasser zu thun haben.“

„Das ist ganz medicinisch, und zwar allöopathisch!“ fiel der Doctor mit Lachen ein.

„Und zu diesem Grogk trägt Master Dickens wahrscheinlich eine kleine Zuneigung?“ warf Lairitz hin.

„Ja, von der See her, wie er sagt,“ bestätigte die Wirthinn. „Da er aber zu arm sei, wie er gleichfalls sagt, um sich Rum und Zucker zu kaufen, so thut er wohl manchmal bei mir ein Schlückchen, blos zur Erinnerung an glücklichere Zeiten, wie er sagt.“

„O, zur Erinnerung an diese Zeiten“ — bemerkte der Baron Hartenfels — „würde er auch

wohl ein Glas Burgunder, wie diesen hier, nicht verschmähen. Meinen Sie nicht, Frau Wirthinn?"

„Freilich meine ich das, Herr Baron," erwiederte die Gefragte. „Er verschmäht überhaupt nichts, nicht einmal meine weggeworfenen Zwirnsfäden, die er sich sammelt, um Dochte für seine Lampe daraus zu drehen. Die brennten viel heller, als die Dochte vom Kaufmann, sagt er immer.

„Nun, so wird er wohl auch" — muthmaßte der Baron — „von uns ein Glas annehmen, wenn er heute kommt."

„O, gewiß schlägt er das nicht aus," versicherte die Wirthinn.

„Ich bin wirklich begierig," fuhr der Baron fort, „die persönliche Bekanntschaft dieses Originals zu machen. — Doch versäumen wir darüber nicht unser Geschäft. Also Ihre Forderung, meine werthe Frau Wirthinn?"

„Ach Gott," stotterte die in die lang gefürchtete Verlegenheit Versetzte, „ich weiß wirklich nicht, was ich fordern soll. Das Haus ist für die Herren vielleicht viel mehr werth, als für mich, und dann — sehen Sie — —"

Da die Frau hier ganz entschieden in's Stocken gerieth, so ergriff der Baron wieder das Wort, indem er sagte:

„Nun, meine liebe Frau, ich will Ihnen ein

wenig helfen und Ihnen sagen, was das Haus für mich werth ist.“

„Ach ja, das wird gewiß das Beste sein.“

„Wenn Ihnen alsdann der Preis zu niedrig sein sollte, je nun, so kommt es mir einer braven Wittwe gegenüber auf ein paar Tausend Gulden mehr auch nicht an.“

„Auf ein paar Tausend Gulden mehr? Ach, lieber Herr Baron, was reden Sie da? Das ganze Haus ist ja kaum ein paar Tausend Gulden werth! 1500 Gulden sind darauf eingeschrieben, und wenn ich noch 500 Gulden dazu kriegte, so wäre ich im dritten Himmel.“

„Nun, sehen Sie, da sind wir ja schon beisammen. Wenn ich Ihnen also baar auf dem Brett vier Tausend Gulden zahle, so ist das Haus mein, nicht wahr?“

Die Frau wollte ihren Ohren nicht trauen.

„Ist's denn wirklich wahr, lieber Herr Baron?“ rief sie einmal über das andere aus: „Sie wollten mich wirklich so glücklich machen?“

„Nun, schlagen Sie ein!“ sagte Hartenfels, „und Sie werden sogleich sehen!“

Die Frau schlug mit ihren beiden Händen in die dargebotene Rechte des Barons.

„Aber zwei Bedingungen sind dabei. Erstens muß das Geschäft noch heute ganz in's Reine gebracht werden: Abfassung des Kaufcontracts vor

meinem Notar und Zahlung des Geldes. Ich liebe es, dergleichen Geschäfte schnell und gleich vollständig abzumachen, so daß ich am andern Morgen nicht mehr daran zu denken brauche. — Zweitens müssen Sie mir gleich jetzt den Keller überweisen und die Schlüssel dazu einhändigen, weil ich noch heute Effecten hinein stellen zu lassen habe."

„Alles soll geschehen, wie es der Herr Baron wünschen!" rief die Frau aus, die sich von ihrem freudigen Erstaunen über das ihr proponirte vortreffliche Geschäft noch immer nicht erholen konnte. — „Hier sind die Schlüssel zum Keller!"

In diesem Augenblicke hörte man vor der Thür ein heftiges Keuchen und Pusten.

„Es ist mein Miethsmann, der zu Hause kommt!" sagte die Wäscherinn. „Soll ich ihm sagen, daß ich das Haus dem Herrn Baron verkauft habe?"

„Warum nicht?!" erwiederte der Baron. „Sagen Sie ihm aber auch gleich zu seiner Beruhigung, daß er noch wenigstens sechs Monate ruhig bei Ihnen wohnen bleiben kann."

Es war in der That Mr. Dickens, aus dessen vom Treppensteigen echauffirter Brust das Keuchen und Pusten sich hören gelassen hatte.

Als dieser würdige Apostel der Privatöconomie sein gewöhnliches Geschäft in seinem Zimmer verrichtet, nämlich das Rouleau herabgelassen und die

Lampe genommen hatte, begab er sich mit der Letzteren an die Thür seiner Wirthinn.

Dort angekommen, stutzte er ein wenig; denn er hörte in dem Zimmer männliche Stimmen, und dies schien ihm aus mehr als einem Grunde bedenklich.

Anfangs mochte er den Entschluß fassen, nicht einzutreten, sondern sich seine Lampe bei sich selbst anzuzünden. Allein mochte nun der Trieb, ein Schwefelholz zu sparen, oder eine entfernte Regung von Eifersucht, oder endlich der Reiz der Neugierde ihn von diesem Entschlusse abbringen: genug, er wurde davon abgebracht.

Da er indeß nicht wissen konnte, was da geschehen mochte, und wer die Gäste seiner Wirthinn waren, so schloß er zuerst sorgsam die Thür seines Zimmers zu und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Hierauf trat er, wie gewöhnlich, ohne anzuklopfen, in das Gemach seiner Wirthinn.

Beim Anblicke der vier Männer war er anfangs ein wenig betreten. Als er sie aber näher betrachtete und in ihnen jene reichen und vornehmen Herren erkannte, von denen die ganze Stadt sprach, fühlte er sich sehr wesentlich erleichtert.

Ohnedies half ihm auch seine Wirthinn sogleich aus der Verlegenheit, indem sie ihm sagte:

„Herr Dickens, diese Herren hier werden mein Haus kaufen, haben aber schon die Güte gehabt zu

erklären, daß wir es noch bis zum Frühjahr ungestört bewohnen können."

„Ist gut!" war das einzige Wort, welches sich nach dieser Eröffnung aus dem Munde dieser riesigen und dicken Menschenmaschine hören ließ.

Desto beredter aber waren die Augen derselben, welche mit sehnsüchtigem Ausdrucke über diese halb geleerten Gläser und noch zum Theil belegten Teller flogen.

„Darf ich auf das Vergnügen rechnen," fragte ihn der Baron von Hartenfels auf englisch, „daß Sie ein wenig Theil nehmen an dieser kleinen Collation, welche unser eben abgemachtes Geschäft begleitet?"

„Es wird mir eine große Ehre sein, Sir!" antwortete der ehemalige Sklavenhändler leuchtenden Blickes, „mit einem so ausgezeichneten Manne ein Viertelstündchen an demselben Tische zu sitzen."

Auf dieses Wort rollte Lairitz eine Art Großvaterstuhl aus einer Ecke herbei, den er dem neuen Gaste mit großer Artigkeit anbot.

Zu gleicher Zeit hatte der Baron von Hartenfels gefragt:

„Es ist ja wohl noch ein Glas da?"

Worauf der Doctor Böhm sich auf seinem Stuhle umgedreht und das Glas von der Commode gelang hatte.

Er setzte es mit einer artigen Verbeugung vor

Mr. Dickens hin, während der Baron von Hartenfels die zweite, bereits angetrunkene Weinflasche ergriff, um dem Gaste einzuschenken.

Das Glas selbst war rein, klar und trocken, und schien den dunkelrothen Strom des Burgunders ordentlich einzuladen, sich hinein zu ergießen, als Mr. Dickens es dem einschenkenden Baron mit einer Verbeugung hinhielt.

Als das Glas bis zum Rande gefüllt war, erhob der Baron das seine, welches er gleichfalls aus der Flasche gefüllt hatte, und sprach, sich zum Anstoßen mit dem Engländer anschickend:

„Wir trinken dieses Glas auf einen Zug dem Wohle unserer Wirthinn, die so bereitwillig war, uns die Hand zu einem beiderseitig vortheilhaften Geschäfte zu bieten!"

Damit trank der Baron sein Glas bis auf die Nagelprobe aus, und Mr. Dickens folgte diesem Beispiele, nicht ohne einen verliebten Blick auf die erröthende Wirthinn zu werfen.

Der Baron füllte das Glas des Engländers sogleich zum zweiten Male, und das Gespräch nahm wieder einen allgemeinen Charakter an, besonders da sich Mr. Dickens sehr eifrig damit beschäftigte, die vor ihm stehenden Teller ihrer Last zu entledigen.

Endlich, nach Verlauf einer Viertelstunde, als Mr. Dickens anfing, die Augen zu schließen, um sich — wie es schien — contemplativen Gedanken hin=

zugeben, sagte der Baron von Hartenfels, indem er nach der Uhr sah:

„Nun, meine liebe Frau, es ist spät, und meine Leute werden bald kommen, um die Kisten in den Keller zu schaffen. Unser Geschäft muß vorher rechtskräftig abgemacht sein. Geben Sie also meinem Freunde hier —" er zeigte dabei auf Kraczewsky — „Ihren Arm. Er wird Sie zu meinem Notar führen, wo Sie den Kaufcontract unterschreiben, und sodann zu meinem Banquier, wo Sie die 4000 Gulden sogleich baar in lauter schönen Doppel-Friedrichsd'ors in Empfang nehmen können, 200 Stück."

Die Frau, entflammt von der Aussicht, 200 Stück Doppel-Friedrichsd'ors binnen einer Stunde in ihren Händen halten zu können mit dem Bewußtsein, daß sie ihr rechtmäßiges Eigenthum seien, sprang freudig in die Höhe und hatte kaum Zeit genug, ihr Umschlagetuch aufzusuchen.

„Eilen Sie Sich ein wenig," fügte der Baron hinzu, „damit Sie uns bei der Zurückkunft noch hier in der Gesellschaft des sehr ehrenwerthen Master Dickens antreffen, welcher bereits schläfrig zu sein scheint."

Mr. Dickens war in der That schon so schläfrig, daß er bei der Nennung seines Namens nur ein kurzes Grunzen hören ließ.

11.

Der Diebstahl.

Als die Wirthinn sich in Begleitung des Barons von Kreisler, ihres hohen Gönners, entfernt hatte, war Mr. Dickens aus dem Zustande der Schläfrigkeit in den eines so tiefen Schlafes übergegangen, daß er beim Rütteln durch den Doctor Böhm nicht das geringste Lebenszeichen mehr von sich gab.

Der Doctor zog seine Uhr und sagte: „Er wird eine volle Stunde in dieser Lethargie verbleiben, also genau bis 10³/₄ Uhr.“

„Schön!“ erwiederte der Baron, „und genau so lange wird Kreisler zu seinem Geschäft mit der Wirthinn brauchen. — Wir haben also hinlänglich Zeit. Schließen Sie die Hausthür, lieber Lairitz, wenn unsere Leute die Kiste mit dem Sande und den kleinen Kästchen gebracht haben, und machen wir uns sodann an's Werk!“

Während sich Lairitz hinunter in den Hausgang begab, beschäftigten sich der Baron und der Doctor mit dem wie leblos in dem Sessel liegenden Mr. Dickens.

Sie durchsuchten zuerst seine Taschen und fanden dort einen Stubenschlüssel.

Dann lös'ten sie ihm das Halstuch und nahmen

von seinem Nacken eine darum geschlungene Schnur, an welcher sich ein kleiner Schlüssel befand.

Mit dieser Beute begaben sie sich an das Zimmer des Engländers, öffneten die beiden Thüren desselben und standen nun an dem Orte des Schatzes, den sie zu heben beschlossen hatten.

Sie fanden Alles genau in dem Zustande, den ihnen Kraczewsky beschrieben, namentlich die Hauptsache, die große Kiste unter dem Bett.

Sie war allerdings von einer unglaublichen Schwere, allein auch mit einer bequemen Handhabe versehen, die ihr Hervorziehen zu einem leichten Stück Arbeit machte.

Die Hauptschwierigkeit blieb das Oeffnen des Vorlegeschlosses. Denn wie Kraczewsky richtig gemuthmaßt, war es ein künstliches Chiffreschloß, in welches der Schlüssel erst dann einzubringen war, wenn man zwei mit Buchstaben versehene messingene Ringe in die richtige Lage zu einander gebracht hatte.

Der Doctor Böhm, in allen geheimen Künsten wohl erfahren, hatte es übernommen, die Lösung des Räthsels zu finden; aber es war bereits eine Viertelstunde vergangen, und noch immer war er nicht so glücklich gewesen, sein Wort halten zu können.

Lairitz hatte inzwischen schon eine Menge kleiner Kästchen in der Form von Chatoullen herauf gebracht, und endlich auch mit Hilfe des Barons eine

große, mit feinem Sande angefüllte Kiste von dem Hausgange aus in das Zimmer geschleppt.

Die Diebe fingen an, rathlos zu werden, und Lairitz äußerte bereits das Verlangen, das Schloß durch Schlagen zu zersprengen, was indeß dem ganzen Zwecke, den der Baron bei dem Diebstahl hatte, zuwider und nebenbei auch gefährlich gewesen wäre.

Da kam Hartenfels auf die allerdings sehr nahe liegende Idee, die Ringe des Schlosses nach dem Namen Dickens zu stellen, und siehe da! der Schlüssel paßte.

Die drei Männer konnten sich bei dieser Entdeckung eines Ausrufes der Freude nicht erwehren. Denn nun war ihr Werk gethan.

Der Deckel der Kiste wurde geöffnet, die Masse der seidenen Lappen entfernt, und vor ihnen lag die goldene Fläche, deren Anblick — wer weiß, wie lange schon! — der Hochgenuß des Geizhalses gewesen war.

„Nun wohl,“ sagte Hartenfels mit Emphase, „wir wollen ihm diesen Hochgenuß nicht rauben; wir lassen ihm denselben, und wir haben ihm Nichts gestohlen!“

Schon wollte Lairitz mit seiner Hand in die Goldfläche hineingreifen, als ihn der Baron daran hinderte, indem er sagte:

„Halt, mein Freund! Wir müssen uns die Lage

der Goldstücke genau ansehen, damit auch daran keine Veränderung zu bemerken ist."

Die beiden Genossen des Verbrechens erkannten die Weisheit dieser Vorsicht, und als man die Lage der Goldstücke genau untersuchte, fand sich, daß dieselbe in der That eine durchaus systematische war:

Die Goldstücke waren lauter englische Sovereigns und so geordnet, daß immer die eine horizontale Reihe das Wappenbild in aufrechter Stellung, die andere den Kopf eben so zeigte.

Da die Köpfe von verschiedenen Herrschern waren, und sich sehr wohl annehmen ließ, daß der Geizhals bei den langen Studien, die er im Anschauen der Goldfläche gemacht haben mochte, die Lage jedes einzelnen Goldstückes vollkommen inne hatte, so beschloß man, die beiden obersten Goldstückschichten so abzuheben, daß man sie genau wieder auflegen konnte, wie sie gelegen hatten.

Als dies geschehen war, wurden die übrigen Schichten durcheinander herausgenommen, und mit den Goldhaufen die Chatoulle-Kästchen gefüllt. Es war dies das Werk einer guten Viertelstunde.

Ganz unten auf dem Boden lag eine Decke von schwarzem Wachstuch, und unter derselben fand man eine Urkunde, welche sich als Master Dickens „letzter Wille" präsentirte.

Derselbe lautete in englischer Sprache kurz und bündig folgendermaßen:

„Mein letzter Wille ist, daß man mir diese Kiste mitsamt ihrem Inhalte, der mein rechtmäßiges Eigenthum ist, und auf den Niemand als Erbe Anspruch hat, mit in's Grab giebt. Man soll in der Sohle meines Grabes eine Grube machen und die Kiste hineinstellen, so daß mein Sarg auf ihr ruht, wie mein Bette stets über ihr gestanden hat. — Wehe Denen, die den letzten Willen eines Todten nicht ehren und fremdes Eigenthum rauben. — Charles Dickens."

Die Diebe hatten nicht Zeit genug, über dies Testament des Geizhalses Glossen zu machen. Nur trug dasselbe sehr wesentlich dazu bei, etwaige Gewissensregungen in ihnen zum Schweigen zu bringen.

Man mußte sich beeilen, die Arbeit zu Ende zu schaffen.

Der Sand aus der mitgebrachten Kiste wurde in die Schatzkiste des Geizhalses geschüttet, so daß er die Stelle der geraubten Goldstücke einnahm. Dann legte man den letzten Willen des Beraubten darauf, bedeckte die Fläche sehr sorgsam mit dem Wachstuche und legte nun die beiden Goldstückschichten genau wieder so auf, wie sie gelegen hatten.

Als dies geschehen war, bedeckte man die wiederhergestellte Goldfläche mit den seidenen Lappen, schloß den Deckel der Kiste, der man das künstliche Schloß wieder vorlegte, und schob sie sodann wieder unter das Bett.

Inzwischen hatte man die Chatoulle-Kästchen mit dem geraubten Golde und ebenso die mitgebrachte Sandkiste in den Kellerraum gebracht; und als nun der Doctor Böhm mittels eines Besens der Waschfrau jede Spur von Unordnung im Zimmer des Geizhalses entfernt und die Thür wieder vorsichtig zugeschlossen hatte, fand man, daß die so inhaltreiche Stunde beinahe verflossen war.

Die Diebe begaben sich, nachdem Lairitz den Keller sorgsam verschlossen und die Hausthür wieder geöffnet hatte, in das Zimmer der Wirthinn, wo Mr. Dickens, noch immer in seine Lethargie versenkt, regungslos schlief.

Nur aus seinem Pulse erkannte der Doctor, wie er sagte, daß er in fünf Minuten erwachen werde.

Man beeilte sich daher, ihm den kleinen Schlüssel um den Hals zu hängen, die Cravatte wieder sorgsam umzubinden und den Schlüssel in diejenige Tasche zu stecken, aus welcher er genommen worden war.

Alsdann setzten sich die drei Diebe wieder an den Tisch, um mit dem kleinen Souper da fortzufahren, wo es vor dem Diebstahl stehen geblieben war.

Fast in demselben Moment, als Kraczewsky in Begleitung der Wirthinn zurückkehrte, und diese ihre Freude ausdrückte über den kleinen Beutel voll Gold-

stücke, den sie in der Hand trug, gab Mr. Dickens die ersten Symptome des Erwachens von sich.

Er streckte seine riesigen Glieder, schüttelte sich etwas, brachte alsdann die Hände zu den Augen, rieb sich dieselben eine Minute lang und schlug sie alsdann auf mit der Frage:

„Ich war wohl ein Bischen eingedufelt? Entschuldigen Sie, meine Herren. So Etwas passirt einem armen Manne, der solche Leckereien nicht gewohnt ist.“

„O, es hat gar nichts zu sagen!“ versicherte der Baron Hartenfels; „wir haben die Zeit sehr angenehm zugebracht, denn wir haben den Plan zu einem guten Werke entworfen. — Aber jetzt, da Alles in Richtigkeit ist, und ich auch schon unten meine Leute höre, welche meine Kisten bringen, will ich mich nebst meinen Freunden empfehlen. Gute Nacht allerseits!“

Damit stand der Baron auf; seine Genossen folgten ihm, und Mr. Dickens, noch immer etwas schlaftrunken, suchte seine Lampe hervor, um sie anzuzünden, und sodann zu Bett zu gehen, wie er ausdrücklich bemerkte.

Während die Genossen des Barons die inzwischen wirklich angekommenen Träger anwiesen, die Kisten in den Keller zu bringen, und sich alsdann damit beschäftigten, die mit Gold gefüllten Chatoulle-Kästchen in diese Kiste zu verschließen, — begab sich

unser Held in den Hof, um mittels der Leiter und des Loches im Rouleau das heutige Verfahren des Geizhalses zu beobachten.

Er fand Alles genau so, wie Kraczewsky es mehre Tage vorher gesehen und ihm beschrieben hatte.

Auch heut trotz seiner Müdigkeit ging Mr. Dickens nicht zu Bette, ohne sich mit seinem Abendsegen versehen, d. h. ohne sich an dem Anblicke der Goldfläche seiner Schatzkiste gelabt zu haben. Er hatte nicht die leiseste Ahnung davon, daß unter dieser Goldfläche, wo er immer neue Goldflächen wußte, Nichts war als gelber Sand.

Er war um eine ungeheuere Summe, um fast sein ganzes Vermögen bestohlen worden; aber er war noch so reich wie früher, denn er legte sich mit dem Gefühle, so reich zu sein, zum Schlafen nieder; und nur dies Gefühl allein war ja der Zweck seines Reichthums.

Der Diebstahl hatte ihn um Nichts ärmer, also auch um Nichts unglücklicher gemacht!

12.

Ein gutes Werk.

Am folgenden Abende ließ der Baron von Hartenfels aus dem Keller des von ihm angekauften

Hauses eine der dort hingebrachten Kisten wieder abholen und in die Wohnung des Banquiers Mainzer bringen.

Es war die Kiste, welche das dem Geizhalse gestohlene Geld enthielt.

Der Banquier stattete Tags darauf dem Baron Bericht ab, daß das ihm übersandte Geld die Summe von 420,000 Gulden ausmache.

Der Baron berief die drei Männer zu sich, welche ihm bei dem Diebstahle hilfreiche Hand geleistet hatten, und sprach zu ihnen:

„Meine Herren! Der Diebstahl, den ich unter Ihrem Beistande begangen habe, ist nach der maßgebenden Ansicht der staatsbürgerlichen Gesellschaft unter allen Umständen ein Verbrechen. Er widerspricht sogar den Principien des Ordens, dem wir früher gemeinschaftlich angehörten. Es ist möglich, daß ich, der ich der Urheber dieses Verbrechens bin, Gründe finde, die mich vor meinem eigenen Gewissen rechtfertigen; aber ich finde diese Gründe nur dann, wenn ich das durch den Diebstahl gewonnene Geld zu einem guten, durchaus humanen Zweck verwende. Diese meine Ansicht soll noch heut ausgeführt werden.

„Ich erachte nämlich für die allerunglücklichsten Geschöpfe der Welt diejenigen Wesen, welche schon von der Geburt an vater- und mutterlose Waisen sind, dadurch, daß sie von unnatürlichen Eltern dem

Findelhause überantwortet werden. Denn man stößt sie nach kaum vollendeter mangelhafter Erziehung völlig mittellos in die Welt hinein, wo sie entweder zu Grunde gehen oder Verbrecher werden müssen. Es ist daher mein Entschluß, das von mir gestohlene Geld, welches die Summe von 420,000 Gulden ausmacht, dem Findelhause zu B***, an welches mich besondere Erinnerungen fesseln, anonym als eine Stiftung zu übermachen, von deren Interessen die entlassenen Kinder ein kleines Capitalvermögen erhalten sollen. — Dies schließt indeß natürlich nicht aus, daß Ihnen Ihr Anspruch auf Ihren Antheil an der Beute verbleibt, und ich werde Ihnen daher aus meinem Privatvermögen Jedem 140,000 Gulden auszahlen lassen."

„Nur mir nicht!" rief Kraczewsky sehr bewegt aus. „Ich will auch meinen Antheil an dem guten Werke haben, wie ich meinen Antheil an dem Diebstahle genommen."

„Unser Freund spricht mir aus der Seele!" sagte der alte Lairitz. „Auch ich verzichte auf meinen Antheil zum Besten des guten Zweckes!"

„Ich nicht!" rief der Doctor Böhm. „Es thut mir leid, meine Herren, Ihren Edelmuth nicht nachahmenswerth zu finden. Allein wenn Sie die Geschichte meiner Schicksale wüßten, so würden Sie es begreiflich finden, daß ich mir einst den Schwur

ablegte, niemals eine gute That ohne egoistisches Interesse zu thun."

„O, mein Herr Doctor," erwiderte der Baron Hartenfels; „es bedarf durchaus keiner Entschuldigung unter uns; denn Jeder ist vollkommen frei in seinen Handlungen und Meinungen, und Jeder wird selbst am besten wissen, welche Gründe ihn zu unserm Kampfe gegen die Gesellschaft bestimmten, und wie weit er sich, in diesem Kampfe zu gehen, berechtigt hält. — Der Banquier Mainzer ist angewiesen, Ihnen 140,000 Gulden für meine Rechnung zu zahlen."

„Ich werde sie dazu verwenden," sagte der Doctor, „um einem armen Teufel von Chemiker die Ehre einer Erfindung abzukaufen, die ich schon lange vergebens gesucht habe."

„Darf man fragen, worin diese Erfindung besteht?" fragte Kraczewsky.

„O, warum nicht?!" erwiderte der Doctor. „Es ist eine Flüssigkeit, mit der man — wenn man sie durch eine Spritze über ein ganzes Regiment Soldaten ausgießt — dies ganze Regiment binnen einer Minute zu Leichen macht. — Ich möchte die Ehre haben, in der Weltgeschichte als Vertilger des Menschengeschlechts genannt zu werden!"

Die Zuhörer schauderten innerlich bei dieser Rede. Der Baron Hartenfels aber bewunderte in gewisser Hinsicht diesen Mann, der es im Menschenhasse noch

weiter trieb als er; und jetzt zum ersten Male seit seiner Bekanntschaft mit ihm wurde er begierig, die Geschichte dieses Menschenfeindes zu kennen.

Er verschob indeß die Befriedigung seines Verlangens bis zu einer gelegeneren Zeit.

Noch an dem Tage dieser Unterredung sandte der Banquier Mainzer mit der Post mehre Fäßchen ab, in welchen sich laut Declaration 420,000 Gulden oder 240,000 Thaler in Sovereigns befanden.

Das Geld war adressirt an die Direction des Findelhauses zu B*** und von folgendem Briefe begleitet:

„Die beigehende Summe wird von mir im Auftrage dreier unbekannt zu bleiben wünschender Geber übersandt, um einen Fond zu bilden, aus dessen Zinsen die aus der Anstalt scheidenden Findlinge nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten mit einem kleinen Capitalvermögen versehen werden sollen. — Die notarielle Stiftungsurkunde wird demnächst durch mich erfolgen. Heimburgshöh, den . . . . S. Mainzer, Banquier."

13.

In der Kajüte.

Wir müssen uns jetzt wieder nach unserm Touristen-Kleeblatt umsehen, der unermüdlichen Miß Anna

Edwards, der melancholischen Gräfinn Hedwig und dem alten Kurd', welcher letztere sich seit seinem Wanderleben vollständig überzeugt hatte, daß alle Länder der Welt gar nicht der Mühe werth wären, darin zu leben, und daß es auf der ganzen Erde nur einen einzigen Ort gäbe, wo man ein vernünftiges Glas Aepfelwein trinken könne, nämlich Sachsenhausen, notabene, wenn Felix auch mit dabei wäre.

Wir verließen dies unser Kleeblatt — nebenbei bemerkt, die einzigen, wahrhaft guten und liebenswürdigen Wesen unserer Erzählung, die eben darin der Welt gleicht, daß die Guten und Liebenswürdigen die Minderzahl ausmachen! — wir verließen sie in Neapel, als sie eben auf Kurd's lakonische Ordre den Entschluß gefaßt hatten, nach Marseille zu gehen, wo sie — nach Kurd's unwiderleglicher Behauptung, wenn auch nicht den Felix selbst, so doch — die Spur von ihm finden würden.

Sie nahmen denn auch wirklich die Gelegenheit des ersten nach Marseille bestimmten Schiffes wahr, um diese Reise zu beginnen.

Anfangs, als sie das Fahrzeug betraten, glaubten sie die einzigen Passagiere des Salon zu sein, und sie freuten sich darob, weil sie so Hoffnung hatten, die ganze Fahrt über recht ungestört über den einzigen Gegenstand sprechen zu können, der jetzt für alle drei das gleiche Interesse hatte.

Allein kurz vorher, ehe der Dampfer die Anker lichtete, fanden sich noch drei Passagiere ein, seltsamerweise auch ein Mann und zwei Frauen.

Nur schien zwischen diesem neuen Kleeblatt ein wesentlich anderes Verhältniß obzuwalten, als zwischen unserm alten.

Die eine der Damen, eine Frau, scheinbar an den Fünfzigern, sehr einfach und fast wie eine barmherzige Schwester gekleidet, war offenbar die Gebieterinn der beiden andern Personen; denn diese benahmen sich gegen sie mit unterwürfiger Zuvorkommenheit, wozu freilich sehr viel beitragen mochte, daß die Dame in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrem Wesen und Benehmen, trotz der demüthigen Kleidung eine erhabene Würde zeigte, die dem Adel häufig so eigen ist, als sei sie wirklich ein Vorzug der Geburt.

Ganz offenbar war die Dame von hohem Stande.

Das zweite Frauenzimmer, vielleicht zehn Jahre älter, ließ sich nach kurzer Beobachtung als die Kammerfrau der Dame erkennen, aber als eine solche Kammerfrau, die durch vieljährigen Umgang mit ihrer Herrschaft ganz von selbst in ein gewisses Verhältniß von Vertraulichkeit zu ihr gekommen ist.

Was den Herrn betrifft, der sich mehr als Ehren- denn als Schutzwache der Frauen gerirte, so würde man beim ersten Anblick sehr schwer aus ihm

klug geworden sein, in Ansehung der Stellung nämlich, die er in der Welt einnehmen mochte.

Er war unstreitig jünger als er schien, ein Mann von 35 bis 40 Jahren, dabei aber von einem finsteren Aussehen, scheuem Blick und einem auffallend kriechenden Wesen.

Seiner Kleidung nach hielt er die Mitte zwischen einem Geistlichen und einem Schullehrer; und ein Mensch, der sich in seinem Urtheile von dem ersten Eindrucke bestimmen gelassen hätte, würde sofort gesagt haben: der Mann da ist ein Jesuit.

Die drei Personen, welche wir zuletzt geschildert haben, beobachteten gegen die uns bekannten ersteren drei anfangs eine sehr sorgsame Zurückhaltung, deren sie indeß nicht bedurft hätten, wenn ihnen der stolze Charakter der Miß Anna eben so bekannt gewesen wäre wie uns.

Miß Anna hielt sich unter allen Umständen für eben so viel wie irgend eine Prinzessinn der Welt; und sie, die einem genialen Manne, welcher ihr als ein Hilfsbedürftiger entgegen getreten war, durch halb Europa nachlief, würde nicht einen Schritt gethan haben, um sich dem Kaiser der Franzosen oder der Königinn von Spanien zu nähern.

Als sie daher bemerkte, daß die alte Dame, die Gebieterinn des unbekannten Kleeblattes, jede Berührung mit den Mitpassagieren des Salon zu meiden suchte, da war sie es, welche sogar jeder zufälligen

Gelegenheit zu einer solchen Berührung sorgsam aus dem Wege ging.

Betrat die alte Dame nebst ihren Begleitern die Kajüte, so begab sich Miß Anna mit den ihrigen auf's Verdeck; und ließen sich jene auf dem Verdeck blicken, so stieg diese in die Kajüte hinunter.

Die Antagonisten unsrer Freunde hatten also hinlänglich Muße, sich über ihre eigenen Angelegenheiten zu unterhalten.

Diese Unterhaltung wurde fast ausschließlich zwischen der alten Dame und dem jesuiten-ähnlichen Herrn geführt und betraf immer nur einen Gegenstand: den Entschluß der Dame, in ein von ihr zu gründendes Kloster zu gehen.

Belauschen wir einmal eine Periode dieser Unterhaltung blos zu dem Zwecke, um uns mit den betreffenden Personen ein wenig näher bekannt zu machen.

„Fühlen Sie noch immer nicht, Frau Gräfinn," — sagte der Herr, — „daß Sie Unrecht thun, Rom und die Nähe des heiligen Vaters zu verlassen?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte die alte Dame; „aber eine innere Stimme treibt mich noch einmal nach Paris, ehe ich der Welt für immer Valet gebe. Diese innere Stimme sagt mir, daß ich in Paris möglicherweise Aufschluß über eine mich noch sehr interessirende Angelegenheit erhalten könne."

„Doch nicht über eine Angelegenheit, welche

Ihren frommen Entschluß ändern könnte?" forschte der Mann, welcher sonach ein großer Freund der Frömmigkeit zu sein schien.

„Möglich, ehrwürdiger Herr!" erwiderte die Dame, in welcher der Leser ohne Zweifel bereits die Gräfinn Nesseloff wiedergefunden haben wird, wie er auch unbedingt jetzt völlig im Klaren darüber ist, daß er in dem Manne ein wirkliches Mitglied der Gesellschaft Jesu begrüßen darf, einen der Herren, die nach Umständen von der kurzen oder der langen Robe sind.

„In diesem Falle" — warf der Jesuit ein — „möchte ich doch nicht rathen, der inneren Stimme Gehör zu schenken."

„Und warum nicht?"

„Weil es die Stimme des Bösen sein würde, fromme Tochter, die Stimme des Satans, der sich in Ihrer Brust eine Zelle erobert hätte."

„Aber sagten Sie mir nicht, daß die innere Stimme eines guten katholischen Christen Gottes Stimme sei?"

„Allerdings, so lange sie mit Gottes Willen übereinstimmt, das heißt, so lange sie nicht zu Etwas treibt, worüber Gott Mißfallen haben müßte."

„Und es würde Gott wirklich mißfallen, wenn ich meinen Entschluß änderte?"

„Um so mehr, als Sie diesen Entschluß gegen

Seine Heiligkeit den Oberhirten der Kirche Gottes gelobend ausgesprochen haben."

„Nehmen wir an, es gäbe nur Eines, was meinen Entschluß ändern könnte, ein besonderes Ereigniß, einen besonderen Zufall, und dieser Zufall träte ein, was doch nur mit Gottes Willen möglich wäre, da ohne ihn ja kein Sperling vom Dache fällt: würde daraus nicht folgen, daß das Aufgeben meines Entschlusses Gottes Wille wäre?"

Der Jesuit wurde hier sichtbar betreten, ein Beweis, daß er dem durch seinen Geist und seine Geistesgegenwart so ausgezeichneten Orden noch nicht lange angehören konnte.

Die Gewinnung der Gräfinn Nesseloff für die endliche Ausführung ihres uns schon bekannten Entschlusses war vielleicht das Probestück, welches ihm der General auferlegt hatte.

Endlich nach Verlauf von fünf Secunden faßte er sich und entgegnete:

„O, meine Schwester! Ich sehe zu meiner Betrübniß, daß Sie auch in den Fehler der Gottlosen verfallen und der verderblichen Logik Raum geben in Ihrem Kopfe, jener Logik, welche als Menschenweisheit nur Stückwerk ist und sich dennoch vermißt, das Unergründliche analysiren zu wollen. — Nein, meine Tochter, der wahrhaft Gläubige entwürdigt sich nicht, zu denken und zu schließen; er glaubt. Denn wo der Glauben anfängt, hört das Denken

auf; und um so verdienstvoller ist der Glaube, je mehr ihm die Erzeugnisse des Verstandes widersprechen. — Kehren Sie um von diesem Irrwege, auf dem Ihre Seele zu wandeln schon versucht ist; kehren Sie schleunigst um und retten Sie Ihre Seele dadurch, daß Sie keine Minute versäumen in dem frommen Werke, dem Sie Sich zur Ehre Gottes gelobt haben.“

„Gut, ehrwürdiger Herr!“ beschwichtigte die Gräfinn den Eiferer. „Wir werden auf unserm Wege nach Paris noch Zeit genug haben, mich in meinem Entschlusse zu befestigen. Aber nach Paris muß ich erst. Es lebt dort ein Mann, ein ehemaliger Diener von mir, den ich nothwendigerweise vor meinem Ende — und das Kloster ist ja der Tod für die Welt! — noch einmal sprechen muß.“

„Und würde ich“ — forschte der Jesuit — „als Ihr Beichtvater wohl so viel Vertrauen verdienen, um den Grund dieser Nothwendigkeit zu erfahren?“

„Ach, ehrwürdiger Herr,“ entgegnete die Gräfinn, „jedenfalls ist dieser Grund keine Sünde, also kann er auch kein Gegenstand der Beichte sein.“

Der Jesuit biß sich auf die Lippen. Er war offenbar zu weit gegangen, das fühlte er. Nichtsdestoweniger durfte er den Gegenstand nicht sogleich aufgeben, weil er sonst die Partie völlig verloren gehabt hätte. Deshalb antwortete er mit einer zustimmenden Neigung des Kopfes:

„Ohne allen Zweifel, Frau Gräfinn, haben Sie hierin Recht, sobald Sie ohne Beirath Ihres Beichtigers die feste Ueberzeugung haben können, daß der Grund wirklich keine Sünde ist. Aber, o Himmel, die Grenzlinie zwischen der Tugend und der Sünde ist ein so schmaler Streifen, daß ihn das Auge eines Kindes der Welt so leicht übersieht. Es ist mir also wohl zu verzeihen, wenn mein Eifer für das Seelenheil eines mir so theuren Beichtkindes mich fürchten ließ, daß sein Auge darin auch ein wenig schwach sein möchte. Nun aber will ich unbesorgt sein.“

Die Unterredung war zu Ende. Sie hatte in Iwanowna, der Gräfinn Dienerinn, eine stumme Zuhörerinn gehabt.

Jetzt, als der Jesuit sich entfernte, um mit sich selbst über die weiter zu ergreifenden Maßregeln zu Rathe zu gehen, wandte sich die Gräfinn gegen ihre Kammerfrau mit der Frage:

„Wie kommt es, Iwanowna, daß Du jetzt beständig so traurig bist?“

„Ich werde sterben, Herrinn!“ erwiderte die alte Frau in einem Tone, der die vollständigste Resignation ausdrückte.

„Sterben? Du? Aber wie kommst Du zu der Idee?“ forschte die Gräfinn.

„Der Geist hat es mir gesagt.“

„Welcher Geist?“

„Hier dieser!"

Damit wies sie auf die Stelle ihrer Brust, wo man gewöhnlich den Sitz des Gewissens annimmt.

„Und warum, meinst Du, daß Dir dieser Geist da sagt, daß Du sterben mußt?"

„Weil ich zwei große Sünden begangen habe."

„Welche denn?"

„Ich habe meinen Glauben abgeschworen; ich bin katholisch geworden, ich, eine gute Russinn, die Wittwe eines guten Russen."

„Habe ich das nicht auch gethan?"

„Du wirst auch dafür büßen müssen, Herrinn."

„Meinst Du? Nun, ich will es erwarten. Aber wenn Dir das Abschwören Deines Glaubens solche Gewissensbisse macht, warum hast Du es dann gethan?"

„Die Gräfinn verlangte es ja."

„Habe ich Dich denn dazu gezwungen?"

„Ja."

„Wie so?"

„Weil Du mich sonst nicht wieder in Deinen Dienst nehmen wolltest."

„Dann konntest Du ja in Rußland bleiben."

„Nein! ich wollte wieder bei Dir sein; ich wollte Dir wieder dienen, wie einst, als —"

Die alte Frau stockte hier unwillkürlich, als scheute sie sich, das auszusprechen, was sie auf der Zunge hatte.

„Warum stockst Du? Rede ohne Scheu!“ befahl die Gräfinn.

Iwanowna schwieg.

„Nun, warum sprichst Du nicht? Ich will es haben, daß Du redest.“

Iwanowna fuhr fort, hartnäckig zu schweigen.

„Wirst Du jetzt reden, da ich es befehle?“ rief die Gräfinn in unverkennbarem Zorn, „oder soll ich Dich schlagen?“

„Schlage mich!“ war Alles, was die alte Frau hierauf zur Antwort gab.

Die Gräfinn sah ein, daß ihre Dienerinn Nichts dazu vermögen würde, ihr Schweigen über das, was sie hatte sagen wollen, zu brechen.

Sie machte daher eine ziemlich lange Pause in dem Gespräche, und fuhr alsdann in ganz verändertem Tone fort, indem sie sagte:

„Nun, Iwanowna, und Deine zweite große Sünde?“

„Die sage ich eben nicht!“ gab die Dienerinn zur Antwort.

„Und Du willst, mit dieser Sünde belastet, aus der Welt gehen?“

„Ich werde sie in der Todesstunde dem Beichtvater entdecken.“

„Auch wenn das Geheimniß nicht Dich allein betrifft?“

Iwanowna zuckte zusammen, aber schwieg.

„Auch wenn das Geheimniß mich betrifft?"

Iwanowna verbarg ihre Augen in ihren Händen, schwieg aber auch hierauf.

„Gut," fuhr die Gräfinn fort, „es betrifft also mich. — Ist es das Kind — —"

„Oh — oh —" machte Iwanowna.

„Sprich!" rief jetzt die Gräfinn, indem sie sich mit einer Leichtigkeit erhob, die man ihren Jahren nicht zugetraut hätte. „Was weißt Du von dem Kinde? Hast Du es getödtet?"

„Gerechter Gott!" schrie die alte Frau, „getödtet? ich? — Aber habe ich Dir nicht schwören müssen, Herrinn, Dir nie im Leben von diesem Kinde zu sprechen, eben so wenig wie gegen irgend Jemand in der Welt? Habe ich nicht auch schwören müssen, dem Kinde kein Zeichen mitzugeben, und nach keinem Zeichen an ihm zu forschen, wodurch man es wieder entdecken könnte?"

„Ja, es ist wahr, Iwanowna! Aber jetzt entbinde ich Dich Deines Schwures, wenigstens in so weit, daß Du mit mir davon sprechen kannst. — O, wenn Du wüßtest —"

„Es ist nicht genug! es ist nicht genug!" rief die alte Frau händeringend aus, ohne daß sich die Gräfinn den Sinn der Worte und den Grund der Aufregung erklären konnte.

Sie wollte eben nach Beidem forschen, als Iwa=

nowna plötzlich, wie vom Schlage getroffen, zusammen brach.

„Ich sterbe! ich sterbe!“ rief sie aus, indem sie auf einen der Divans fiel, welche den Salon umgaben.

Die Gräfinn gerieth in Angst und Verwirrung. Sie rief augenblicklich ihren Begleiter herbei, der seinerseits den Schiffsarzt benachrichtigen ließ, daß seine Hilfe nöthig sei.

Als der Arzt den Puls der alten Frau einige Minuten untersucht und sodann in ihr halb geschlossenes Auge gesehen hatte, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Es ist eine Art Herzschlag, und ich glaube nicht, daß die Kranke noch zwei Stunden leben wird.“

14.

Die Beichte.

Die Gräfinn war außer sich; sie schien sich in diesem Falle weder rathen noch helfen zu können.

Das Ereigniß hatte Miß Anna und Hedwig in die Kajüte gezogen, weil sie dunkel fühlten, daß sie vielleicht würden Beistand leisten können.

Als Miß Anna die Rathlosigkeit der vornehmen Dame sah, gab sie ihr bisheriges zurückhaltendes

Wesen plötzlich auf, indem sie der ihr noch unbekannten Dame ihre Dienste anbot, welche natürlich dankbar angenommen wurden.

Da der Arzt verordnet hatte, die Kranke in's Bett zu bringen, so unterzogen sich Anna und Hedwig der Mühe, dies zu bewerkstelligen, und es waren kaum zehn Minuten vergangen, so lag die noch immer sprachlose Dienerinn der Gräfinn in einer kleinen Koje auf einem in der Eile hergerichteten Bett.

Als sie sich ein wenig erholt hatte, verlangte sie nach Wasser und — dem Beichtvater.

Das Erstere wurde ihr gegeben, der Letztere kam in der Person des uns schon bekannten Mannes.

Er verstand das Russische vollkommen. Ein Jesuit spricht stets alle Sprachen, die den Zwecken des Ordens dienlich sein können. Dies kommt daher, weil der Orden für jeden besonderen Fall unter allen Zungen der Erde die Auswahl hat.

Als die Kranke dem Jesuiten andeutete, daß sie ihm beichten wolle, war derselbe darüber sichtlich erfreut und zu dem Liebeswerke mit ganzer Seele und besonders mit ganzem Ohre bereit.

Er ersuchte daher die beiden Damen in französischer Sprache, ihn mit der Kranken behufs des ihr zu spendenden Trostes allein zu lassen und schloß, nachdem sie sich entfernt, sorgfältig die Thür der kleinen Schiffszelle.

Miß Anna Edwards hatte niemals in ihrem Leben die Untugend der Neugierde besessen. Aber in diesem Falle fand sie sich durch einen unwiderstehlichen Trieb angestachelt, zu erfahren, was die Sterbende dem unheimlichen Priester zu vertrauen habe.

Wir empfinden einen solchen Neugierstrieb häufig, wo es sich — uns unbewußt — um Dinge handelt, welche mit unserm Herzen in einem ursachlichen Zusammhange stehen.

Es sind dies Strahlen, welche aus dem Gebiete der Ahnungen in unsere Seelen fallen, und das Ganze mag schließlich auf einen elektro-magnetischen Prozeß hinaus laufen, der in dem großen Telegraphennetze, welches wir das Blutsystem nennen, vor sich geht.

Genug, Miß Anna fand sich unwiderstehlich angetrieben, die Beichte der alten Russinn zu belauschen.

Die Sprache war ihr in Folge einiger Kreuz- und Querzüge, die sie als Touristinn durch Rußland gemacht hatte, so weit verständlich, daß sie hoffen durfte, es würde ihr nichts Hauptsächliches entgehen, wenn sie nur hören könnte.

Und auch dazu war eine Möglichkeit gegeben. Denn die Koje Hedwigs befand sich dicht neben derjenigen, in welcher die Kranke lag, und war von dieser nur durch eine dünne Bretterwand getrennt, welche zum Ueberfluß dicke Ritzen hatte. — Auch lag

der Kopf der Beichtenden gerade an dieser Bretterwand, so daß auch ihre leiseren Worte von demjenigen gehört werden konnten, der sein Ohr an die Ritzen legte.

Und dies that nun Miß Anna mit dem besten Gewissen von der Welt, weil sie sich sagte: „Wenn es dort wirkliche Geheimnisse giebt, die verborgen bleiben müssen, so kenne ich mich dafür, daß sie bei mir eben so sicher sein werden, wie bei einem Beichtvater. Wenn es aber Dinge sind, die ich zu meinem und Anderer Besten erfahren kann und darf, nun, so werde ich sie zu meinem und Anderer Besten erfahren.“

Hätte man also die Wand zwischen den beiden Kojen hinweg nehmen können, so würde man drei Köpfe dicht aneinander gesehen haben, den alten der russischen Dienerinn, den verschmitzten des italienischen Jesuiten und den reizend schönen der englischen Miß.

Anna hörte in der That fast jedes Wort. Einmal vernahm sie den Namen Felix, und von diesem Augenblicke an trat ihre Seele in ihr Ohr.

Nach Verlauf einer Viertelstunde war die Beichte zu Ende, und Miß Anna verließ ihren Lauscheplatz mit Gefühlen, welche ein seltsames Gemisch von Angst, Unruhe, Hoffnung und Freude bildeten.

„O, meine Freundinn,“ sagte sie zu Hedwig;

„ich habe Etwas gehört, was mich mit der Ahnung eines großen Glückes erfüllt.“

„Aber was denn, liebe Anna?“ fragte die Angeredete mit dem ihr eigenen melancholischen Wesen.

„Ich kann und darf es Dir nicht sagen, Hedwig,“ erwiederte das Fräulein, „weil es der Gegenstand einer Beichte ist, und es vor der Hand doch nicht nützen könnte, wenn ich es verriethe. In diesem Falle aber darf man ein Beichtgeheimniß nicht preisgeben, und wenn es das gleichgiltigste Ding der Welt beträfe. Ohnehin ist das, was mich dabei interessirt, nur eine Ahnung, die Annahme einer Möglichkeit, das Resultat einer Ideenverbindung, gestützt auf Nichts als auf die Uebereinstimmung zweier Namen.“

Die Art und Weise, wie —, der Ton, in welchem Miß Anna diese Worte sprach, ließen Hedwig sogleich den Gegenstand des Geheimnisses errathen; denn es gab nur ein Etwas auf der Welt, was die Miß in einen solchen Zustand von Exaltation versetzen konnte, wie der war, in welchem sie jene Worte sprach.

„Ah, nun weiß ich schon,“ sagte Hedwig daher mit traurig lächelndem Blicke; „es wird sich um den Namen Felix gehandelt haben.“

„Ich sage dies nicht!“ erwiderte Anna. „Aber ich glaube, es wird gut sein, wenn wir uns der Gräfinn Nesseloff ein wenig zu nähern suchen.“

Hedwig erwiderte Nichts, aber sie versank desto mehr in Nachsinnen. Es war offenbar, daß sie jetzt das Beichtgeheimniß mehr interessirte, als es anfangs der Fall gewesen war, und als es zuletzt geschienen hatte.

Inzwischen war die Gräfinn wieder zu der Kranken getreten und hatte sie gefragt, ob sie Etwas verlange, oder ob sie ihrer Herrinn noch Etwas zu sagen habe.

Sie erhielt keine Antwort.

Anna und Hedwig boten der Gräfinn ihre Dienste an und fanden von Seiten der alten Dame die liebevollste Erwiederung ihres Entgegenkommens.

Es war klar, daß die Gräfinn Nesseloff, welche auf dem Punkte stand, ihrer treuesten Dienerinn beraubt zu werden, und eine ersichtliche Abneigung gegen ihren frommen Begleiter vor den scharfen Augen der Miß nicht verbergen gekonnt hatte, sich im Herzen glücklich schätzte, in zwei liebenswürdigen jungen Frauen eine Art Stütze zu finden.

Die gegenseitige Annäherung ging daher mit Riesenschritten vor sich; und als der herbeigerufene Arzt kam und nach einer kurzen Untersuchung der Herzgegend seiner Patientinn mit trockenen Worten den Ausspruch that, daß die Frau aufgehört habe, zu leben: da fühlte Miß Anna einen von Wehmuth des Herzens zeugenden Druck der Hand, und dieser Druck kam von der Gräfinn Nesseloff.

Ueber der Leiche dieser Dienerinn, einer Leibeignen, hatten die beiden Frauen, so ungleich an Jahren und Stellung, durch stumme Uebereinkunft den Bund ihrer Seelen geschlossen. — —

Eine Leiche an Bord ist für die gesamte Equipage eines Schiffes, besonders aber für die Schiffsmannschaft, stets ein unangenehmes Ding, welches die Letztere für ein böses Omen hält.

Man duldet daher eine Leiche auch gewöhnlich nur so lange, wie es nöthig ist, um die Vorbereitung zu ihrer Bestattung in dem kalten Grabe der Wellen zu treffen.

Die Gräfinn Nesseloff schauderte aber bei dem Gedanken, den Leib ihrer Dienerinn dem Meeresgrunde überantwortet zu sehen, und bot dem Schiffscapitain eine bedeutende Summe, um dies zu verhindern.

Der Mann war ehrlich genug, ihr zu sagen, daß sie sich dies Opfer ersparen könne, da man in wenigen Minuten den Hafen von Marseille in Sicht haben werde.

Wirklich verging auch keine Viertelstunde, als das gewöhnliche Zeichen gegeben wurde, daß der Hafen als Ziel der Reise am Horizonte auftauche.

„Ich will," — sagte die Gräfinn zu dem Schiffscapitain, — „keinen Vortheil aus diesem Zufalle ziehen. Mag er Ihrer Mannschaft zu gute kommen. Vertheilen Sie daher die Summe von 10,000 Francs

nach Ihrem Gutdünken unter dieselbe; und man mag dafür ein Gebet für die Seele der Gestorbenen zum Himmel senden. — Sie war mir ihr ganzes Leben hindurch eine treue Dienerinn."

Dann sich mehr zu sich selbst wendend, doch so, daß Miß Anna ihre Worte verstand, sagte sie halb laut: „Nur in ihrer Sterbestunde, fürchte ich, ist sie treulos gegen mich gewesen, — aus falsch verstandener Religiosität."

Miß Anna begriff Alles, sagte aber Nichts.

Die Zeit bis zur Landung verwandte die Gräfinn zu einer geheimen Unterredung mit ihrem Begleiter.

„Sie haben die letzten Worte der Sterbenden gehört, ehrwürdiger Herr," sagte sie zu ihm.

„Es waren Worte der Beichte!" entgegnete er mit einer scheinheiligen Miene, die ihr sogleich anzeigen sollte, daß es vergeblich sein würde, ihn über den Inhalt jener Worte zum Sprechen zu bringen.

„Ich verstehe Sie. Aber giebt es nicht Beichtbekenntnisse, deren Gegenstand der Art ist, daß man über ihn mit gewissen Personen, die mit dem Geheimnisse bekannt sind, unbedenklich reden kann?"

„Je nach Umständen, meine Tochter."

„Und was sind das für Umstände?"

„Wenn es zum Beispiel zur größern Ehre Gottes geschieht.'"

„Und wer kann darüber entscheiden, ob es zur größern Ehre Gottes geschieht?“

„Gottes Statthalter auf Erden, der heilige Vater, und die von ihm bevollmächtigten Vollstrecker seines Willens.“

„Gehören nicht auch Sie zu denen, ehrwürdiger Herr?“

„Je nach Umständen.“

„Und in diesem Falle hier?“

„Ich glaube, Ja sagen zu dürfen.“

„Nun also?“

Der Jesuit zuckte die Achseln. Er schien offenbar die Entdeckung des Beichtgeheimnisses verweigern, aber sich doch für gewisse Eventualitäten eine Hinterthür offen halten zu wollen.

„Nun, so sprechen Sie doch!“ sagte die Gräfinn mit sichtbaren Zeichen des Unwillens.

„Sie haben mir ja noch keine bestimmte Frage vorgelegt!“ gab der Jesuit zurück.

„Wohl denn! Hat Ihnen Iwanowna von einem Kinde gesprochen?“

„Ja.“

„Von meinem Kinde? von meinem Sohne?“

„Ja.“

„Mit allen Umständen?“

„Mit allen Umständen.“

„Aber wie gehörte dies in eine Beichte?“

„Es war ein Verbrechen.“

„Was?“

„Die Hand dazu zu bieten, daß eine Mutter sich ihres Kindes entäußerte.“

„Aber ein Kind der Schande?!“

„Die wahre Schande war vor dem Kinde da, und was der Mensch säet, das soll er ernten.“

15.

Die Bestattung.

Der Jesuit hatte es unstreitig darauf abgesehen, in der Gräfinn einen Zustand der Zerknirschung hervor zu rufen, der seinen Absichten förderlich sein konnte.

Zum Unglück für ihn war die Gräfinn nicht in der Gemüthsstimmung, die dazu gehört, einen solchen Zustand eintreten zu lassen.

Sie fühlte sich gegen den Bruder vom Orden der Gesellschaft Jesu, den ihr die römische Geistlichkeit zum Reisebegleiter aufgedrängt hatte, schon von Hause aus nicht sonderlich gestimmt.

Seit der Beichte Iwanowna's war sie entschieden gegen ihn erbittert, ohne daß sie einen bestimmten Grund dafür hätte angeben können; und jetzt, da er sich anmaßte, ihr eine Moralpredigt zu halten, wurde sie dadurch eher empört als zerknirscht.

Sie nahm daher gegen den Jesuiten eine trotzende Stellung ein, um so mehr, als sie unwillkürlich fühlte, *daß sie an* Miß Anna, deren Freundinn und Beider Begleiter eine moralische Stütze gegen den Geistlichen haben würde.

„Lassen wir das!" sagte sie auf die letzten, salbungsvoll sein sollenden Worte desselben in wegwerfendem Tone. „Ich habe die Sünde begangen, habe sie gebeichtet und dafür die Absolution empfangen. — Was mich aber noch mehr als dies auf die Vergebung durch Gott hoffen läßt, das ist mein innigster Wunsch, mein Unrecht wieder gut zu machen, so weit dies noch möglich ist."

„In wie fern und wodurch?" fragte der Jesuit gespannt.

„Dadurch, daß ich mich bemühe, dieses unglückliche Kind wieder aufzufinden."

„Das wird Ihnen nie gelingen, Frau Gräfinn."

„Nie?"

„Nie!"

„Und warum nicht? Reden Sie? Was giebt Ihnen die Gewißheit, die sich in Ihren Worten ausdrückt?"

„Der Tod!"

„Wie, dieses Kind wäre —?"

„Von Iwanowna getödtet!"

Der Jesuit glaubte, die Gräfinn würde bei dieser furchtbaren Eröffnung vor Entsetzen aufspringen

und dann, von der Wucht der unerwarteten Nachricht getroffen, vernichtet zusammensinken.

Allein er sah zu seinem eignen Entsetzen, daß er sich hierin bitter getäuscht hatte.

Die Gräfinn sprang allerdings auf, aber vor Zorn über und vor Verachtung gegen diesen Lügner.

„Wie," rief sie aus, und ihre Augen funkelten, während ihre Lippen beim Ausspruche der Worte bebten, so daß sie ein ähnliches Bild der Aufregung abgab, wie einst in Heimburgshöh am grünen Tische, nur ungleich erhabener und ehrwürdiger, „wie, Sie unterstehen Sich, Herr, diese Ihre lügenhafte Erfindung als das Bekenntniß einer beichtenden Seele auszugeben?"

„Frau Gräfinn —" unterbrach sie der Jesuit, indem er sich eine würdevolle Haltung wiederzugeben suchte, die er bei den ersten Worten der Dame verloren hatte.

„Sie wissen also nicht," fuhr dieselbe fort, „daß mir Iwanowna noch zwei Stunden vor ihrem Tode ganz das Gegentheil davon gesagt hat?"

„Dann hat sie gelogen."

„Iwanowna log nie, nie gegen mich; und sie würde eher ihrem Beichtiger eine Unwahrheit gesagt haben, als ihrer Herrinn. Auch wissen Sie nicht, (denn das hat sie Ihnen als unwesentlich vielleicht verschwiegen!) daß nicht sie, sondern einer meiner Diener das Kind dem Findelhause übergeben hat.

Und endlich können Sie nicht wissen, daß dieser mein ehemaliger Diener noch lebt, und daß er mir noch *vor kurzem* die Mittheilung gemacht, er habe Hoffnung, das Kind — o, mein Gott! es muß jetzt schon ein Mann von mehr als dreißig Jahren sein! — aufzufinden."

Der Jesuit sah sich in seinem so frech hingeworfenen Netze gefangen. Er hatte seinem Orden alle Schande gemacht und würde — wenn sein faux pas bekannt geworden wäre — sich der strengsten Disciplin haben unterwerfen müssen.

„Sie sehen also, ehrwürdiger Herr," fuhr die Gräfinn fort, „daß Iwanowna so nicht gebeichtet haben kann. Dies aber macht es mir gewiß, daß sie etwas Anderes, was ihr Herz in Bezug auf dies Kind drückte, Ihnen anvertraute. Und gerade dieses Andere will ich wissen."

„Ich habe Ihnen nichts, gar nichts mehr darüber zu sagen!" entgegnete der Jesuit, dem es sehr darum zu thun war, das Gespräch, wenigstens für's Erste, ganz abzubrechen.

„Gut!" bemerkte die Gräfinn; „wir werden ein ander Mal weiter darüber sprechen und jetzt schweigen, um so mehr, als eben das Signal ertönt, daß das Schiff landen will. — Wollen Sie Sich der christlichen Mühepflicht unterziehen, für jene mir so theure Leiche die Sorge zu tragen, welche durch die

Umstände und durch die Nothwendigkeit ihrer demnächstigen kirchlichen Beerdigung geboten ist?"

„Ich werde," gab der Gebetene zur Antwort, „Alles thun, was in meinen Kräften steht, Frau Gräfinn, um Ihnen gefällig zu sein. Nur in einem Punkte muß ich mich unerbittlich zeigen: Sie werden die ganze Beichte jener Todten nie erfahren! Und nur um Sie von weiterem Forschen abzubringen, habe ich eine Unwahrheit gesagt, die in so fern keine Unwahrheit ist, als Iwanowna noch etwas Schrecklicheres gethan hat, als die Tödtung dieses kaum geborenen Würmchens gewesen wäre."

„Und was? — großer Gott! — und was?" rief die Gräfinn in der fieberhaftesten Aufregung.

„Sie hat einen bei dem Namen des höchsten Gottes geleisteten Schwur gebrochen."

„In wie fern? in wie fern? — Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen und mir heilig ist!"

„In wie fern? — Das, Frau Gräfinn, ist eben der Theil der Beichte, den Sie nie erfahren dürfen, nie erfahren werden. Denn die Enthüllung würde eben nicht zur größeren Ehre Gottes geschehen können; und Alles, was außerhalb dieses Zweckes liegt, ist vom Uebel."

Mit diesen Worten, die ihm der Gräfinn gegenüber wieder Obmacht gegeben zu haben schienen, entfernte sich der Jesuit aus der Kajüte und ließ die alte Dame, die er schon so oft „fromme Schwe-

ster" genannt hatte, allein zurück, überzeugt, daß sie jetzt hinlänglich vorbereitet sein werde, um sich einer Verzweiflung hinzugeben, die ihren früheren frommen Entschluß schnell zur Ausführung bringen mußte.

Und dann war die Mission des Jesuiten erfüllt.

Zum Unglück für ihn blieb die Gräfinn keine Minute sich selbst und ihren Reflexionen überlassen.

Denn kaum hatte er den Salon von seiner Gegenwart befreit, als schon Anna und Hedwig eintraten, um der Gräfinn beim Ausschiffen ihre Dienste anzubieten.

Dies herzliche Entgegenkommen der beiden jungen Frauen stimmte die Gräfinn sofort heiter und verscheuchte die quälenden Gedanken, von denen sie durch die letzten Eröffnungen des Jesuiten heimgesucht worden war.

Ueberkam es sie doch wie eine Ahnung, wenn sie in das holde, reizende und doch so sinnige Antlitz der Miß Anna sah, als müsse ihr aus diesem Antlitz noch recht viel Gutes und Freudiges zugewinkt und zugelächelt werden. Vielleicht sogar die Erfüllung ihres liebsten, wohl noch einzigen Wunsches auf Erden!

Sie dachte es nicht, ahnete es nicht einmal; aber sie e m p f a n d es instinctartig. — Und ein Kuß, den sie auf die reine, glatte Stirn des schönen Mädchens drückte, verrieth wohl diesem, was in der Seele der alten Dame vorging. — Wußte doch Miß Anna

bereits, was die Gräfinn zu erfahren so glücklich gewesen wäre!

Kann unter solchen Umständen ein sympathetischer Prozeß Wunder nehmen?

Das Schiff war gelandet. Man befand sich in Marseille, wo Tags darauf die Leiche der treuen Iwanowna nach katholischem Ritus feierlich, aber still zur Erde bestattet wurde. Es folgten ihr, unter Vorantritt eines fungirenden Priesters der Stadt neben seinen Chorknaben, die Gräfinn Nesseloff, Miß Anna Edwards, deren Freundinn Hedwig und der alte Kurd.

Der Letztere fluchte dabei wie ein Heide oder vielmehr wie ein Sachsenhäuser, daß sich Niemand aus der Stadt dem Zuge angeschlossen hatte.

Der gute alte Mann hatte es von Frankfurt aus noch nicht gelernt, daß die Bewohner einer Handelsstadt viel zu viel mit dem Mühen um die Mittel zu dem Bischen Leben zu thun haben, als daß sie sich um ein so unwichtiges Ding bekümmern könnten, wie ein todter Mensch ist.

Ja, wenn's noch ein todter Hamster wäre! — Hamsterfelle geben unter gewissen Conjuncturen der Pelzproduction einen ganz guten Handelsartikel ab.

Aber ein todter Mensch, was giebt der?

Einen seligen Geist?

Darauf hat noch kein Kaufmann drei Heller geboten!

16.

Eine Stimme aus der Heimath.

Schon in Marseille hatten unsere drei Touristen jede Spur Desjenigen verloren, den sie suchten und nach dem sie blos unter dem Namen eines Marchese von Corelli-Pistoja forschen konnten.

In keinem Hotel, in keiner Privatwohnung war ein Mann dieses Namens angekommen. Selbst der Polizei war er gänzlich fremd geblieben.

Nach dem Grundsatze der Miß Anna hätte sie nun so lange in Marseille verweilen müssen, bis sich ihr wieder eine Spur des Gesuchten zeigte.

Allein die Verbindung, in welche sie mit der Gräfinn Nesseloff getreten war, und welche von Tage zu Tage inniger wurde, mußte und konnte eine Ausnahme von diesem Grundsatze rechtfertigen.

Der Jesuit, welcher mit dem Instincte seines Ordens den intimen Verkehr der Gräfinn mit ihren Reisegesellschaftern verabscheute, gab sich zwar alle mögliche Mühe, eine auflösende Dissonanz in jene Harmonie zu bringen, allein vergebens.

Sein Einfluß auf die Gräfinn Nesseloff war sichtlich im Abnehmen begriffen, und besonders waren die philosophischen Unterredungen, welche die Gräfinn mit der etwas freigeisterischen Miß Anna

so häufig führte, dazu geeignet, den bornirten religiösen Gesichtskreis der alten Dame so zu erweitern, daß die geistliche Macht des Jesuiten über dieselbe mit jedem Tage mehr in Verfall gerathen mußte.

Als der geistliche Herr dies merkte, zog er sich, um nicht Alles zu verderben, allmälig zurück, indem er es der Zeit und besonderen Ereignissen überließ, seinen früheren Einfluß wiederherzustellen.

Um indeß für alle Fälle gerüstet zu sein, die Situation beherrschen zu können, verlegte er sich auf die Beobachtung und Ausforschung der beiden Begleiter des englischen Fräuleins.

Er hoffte hierbei am meisten von Kurd, dessen altes, ehrliches Gesicht in ihm den Gedanken erweckte, daß er es bei ihm mit einem beschränkten, also sehr leicht zu umstrickenden Geiste zu thun habe.

Allein Kurd war niemals zu bekommen, weil er den ganzen Tag über an der Seite eines dollmetschenden Lohndieners die Stadt durchlief, um Erkundigungen einzuziehen über den Verbleib eines mit dem vorletzten Dampfschiffe von Neapel eingetroffenen Marchese von Corelli-Pistoja.

Ueberdies machte der Jesuit endlich die für ihn sehr betrübende Entdeckung, daß der biedere Sachsenhäuser außer dem etwas derben Idiom seiner Heimath keine einzige der Sprachen verstand, in welcher die Gebildeten aller Nationen ihre Gedanken auszutauschen pflegen.

Der alte Kurd hatte zwar einige englische, einige portugiesische und einige italienische Brocken aufgeschnappt, die er auch in der Unterredung mit Leuten fremder Zungen bestens anzubringen suchte. Allein zum Unglück verwechselte er dabei stets die Begriffe und mengte auch die Wörter und Phrasen der einzelnen Sprachen so barbarisch durcheinander, daß dieser Sprachmischmasch noch weit unverdaulicher wurde, als sein ursprüngliches Sachsenhäuser Deutsch.

Nachdem der Jesuit die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen bei dem alten Kurd eingesehen hatte, stellte er sein Netz um Hedwig herum aus.

Er hatte es sehr bald weg, daß auf dem Herzensgrunde der Dame ein Kummer liege. Ein solcher Kummer konnte — das wußte der Jesuit aus seiner Praxis — sehr bequem der Haken werden, an welchem seine Ausforschungspläne einen Anhangpunkt fanden. Allein bei dem von Natur aus so verschlossenen Charakter der Gräfinn Dulemba und bei ihrer vollständig freigeistigen Richtung, welche den religiösen Canal verdämmten, war es unendlich schwer, wo nicht unmöglich, bis zu dem Grunde ihres Herzens vorzudringen.

Inzwischen war die Gesellschaft in Paris angelangt, wo sie ein deutsches Hotel bezog, weil Kurd, der alte Reise-Seneschall unserer jungen Touristinnen, ganz entschieden erklärt hatte: er sei es jetzt

endlich müde, in den Hotels mit Leuten zu verkehren, die keine vernünftige Sprache sprächen.

Auch hatte der würdige Sachsenhäuser alle Ursache, seine dictatorische Erklärung zu segnen; denn in diesem deutschen Hotel harrte seiner die erste ungetrübte Freude, welche er seit seinem Weggange von den Ufern des gelb-grauen Mains genoß.

Als er das Gastzimmer betrat, fand er unter den dort aufgelegten Zeitungen das „Frankfurter Journal" nebst den dazu gehörigen unvermeidlichen „Blättern für Geist, Gemüth und Publicität," in allen Ländern deutscher Zunge wohl bekannt unter dem griechischen Namen der „Didaskalia."

Als der alte Mann dies durch sein Aeußeres schon von weitem kenntliche Blatt erblickte, überkam ihn ein Schauer höchster Rührung und heimathlicher Lust. Er stürzte darauf zu und drückte es mit vor Wonne leuchtenden Augen an Brust und Lippen. — Dann, als die erste Aufwallung des Entzückens vorüber war, dachte er erst daran, es mit seinen Blicken zu durchforschen. Schnell überflog er Frankreich, England, Rußland, die Türkei ꝛc. Was kümmerte es ihn, wie es in diesen Ländern zuging, und ob ihre Cabinete sich Sammet- oder Krallenpfoten machten. Er suchte nur Frankfurt am Main; er suchte Sachsenhausen; und siehe da, er fand es.

In Sachsenhausen hatte eine Schlägerei stattgefunden zwischen den Bewohnern und den baierschen

Besatzungstruppen, — eine kostbare Schlägerei, wie Kurd sich heraus las; denn man hatte die baierschen Soldaten, die mit Säbeln bewaffnet waren, mit Schoppengläsern und Aepfelweinkrügen angegriffen, und man hatte die Schlacht gewonnen dadurch, daß man die Walstatt behauptete.

„Bravo, Jungens!" rief Kurd jubelnd aus, daß die im Zimmer anwesenden Gäste vor Verwunderung die Köpfe schüttelten; „Bravo, Jungens! Habt Eure Sache gut gemacht! Die Ehre des Vaterlandes ist gerettet!"

Das Resultat des Gefechts, dessen Ausgang den alten Fischer so sehr entzückte, war gewesen, daß die Soldaten zwar mit von Scherben erzeugten Gesichtswunden die Kneipe geräumt hatten, aber nicht, ohne einige der Sachsenhäuser Fischer mit Säbelhieben so sehr tractirt zu haben, daß sie voraussichtlich mehre Wochen lang das Bett hüten mußten.

Kurd hatte hiervon nicht sobald Notiz genommen, als er sich auch schon Feder, Tinte und Papier geben ließ und den Kellner ersuchte, ihm ein paar Worte nach Dictiren zu schreiben.

Während der Kellner das Verlangte herbei holte, suchte Kurd auch in der „Didaskalia" — wo die nicht politischen Nachrichten ihren Platz finden — die Rubrik Sachsenhausen auf, und hier fand er denn zu seinem Aerger Folgendes:

Bei dem großen Andrange zu der Ueberfahrt am

Sonntage hat es sich ereignet, daß ein fünfjähriges Kind aus dem Nachen in's Wasser fiel und von der starken Strömung des Flusses so schnell fortgerissen wurde, daß die Schiffer nicht einmal den Versuch machten, das Kind zu retten, um so weniger, als sie den ganz vollgepfropften Nachen nicht sich selbst überlassen konnten.

„Starke Strömung! Unsinn!" grunzte Kurd, als er die Nachricht gelesen. „Nicht sich selbst überlassen konnten! Dummheit! — Also so geht es jetzt zu, seit ich fort bin?! Die Schinähser passen nicht mehr auf den Dienst? Lassen Kinder ersaufen? — Esel! — Na wart' nur, wart'! Laßt mich nur erst wieder dort sein! Euch soll ja das Gewitter verschlagen, Ihr Rindviecher! Alle Knochen im Leibe will ich Euch zerbrechen, Ihr Schockschwerenöther!"

Kurd fluchte so gräßlich und so laut, daß die Gäste, die seine Rede nur zum Theil verstanden, förmlich erschraken und auf die Idee geriethen, der alte Mann müsse verrückt sein.

Als der Kellner mit dem nöthigen Material versehen, sich zum Schreiben des Dictats niedergesetzt hatte, begann Kurd folgendermaßen:

„An das Frankforter Schornal! Ich, der ich nicht genannt sein will, schicke Ew. Wohlgeboren inliegende Kleinigkeit, welche an die wackeren Sachsenhäuser Jungens vertheilt werden soll, die bei der Keilerei in der Kneipe blessirt worden sind und nicht

arbeiten können. Ist aber einer von den Rindviechern drunter, der das Kind hat ersaufen lassen, so soll er Nichts davon haben, sondern meinethalb die Krenk kriegen. Starke Strömung ist Unsinn. Nicht sich selbst überlassen können, ist auch Unsinn. Das weiß ich besser, ich der Kurd. Punktum."

Der Kellner hatte dieses originelle Dictat verbotenus nachgeschrieben, und dem Alten fiel es nicht im Geringsten ein, das Blatt noch einmal durchzulesen. Er nahm es vielmehr, indem er den Kellner aufforderte, ihm ein Couvert zu machen, ohne es anzusehen, in die Hand, schob aus seinem Portefeuille ein Tausend-Francsbillet hinein, faltete es zusammen und gab es dem Kellner zum Couvertiren und Siegeln hin.

Als die Arbeit geschehen war, dictirte Kurd die Adresse folgendermaßen:

„Recommandirt und chargé! — An das Frankforter Schornal in Frankfort am Main bei Sachsenhausen."

Vorsichtig, wie dies in einem fremdem Lande unter unbekannten Menschen löblich ist, trug Kurd alsdann seinen Brief selbst auf die Post und war nun seelenvergnügt in dem Bewußtsein, die Tugend belohnt, und das Laster bestraft zu haben.

Allein die Einkehr in das deutsche Hotel und die soeben erzählte gute That waren nun auch die einzigen Acte der Souverainetät, die dem biederen Alten

für jetzt vergönnt wurden. Denn er erkannte sehr bald zu seinem großen Unwillen, daß seit dem Hinzutritte der Gräfinn Nesseloff zu der Karawane seine früher geübte Allmacht stark in's Sinken gerathen war.

Er konnte zwar für sich selbst thun, was er wollte, aber er konnte nicht mehr mit der früheren Machtvollkommenheit anordnen, was Miß Anna und Frau Hedwig thun sollten; denn diese richteten sich jetzt unbegreiflicherweise ganz nach dem Willen der Gräfinn Nesseloff. — Und das war dem Kurd zu bunt.

Sagte er zum Beispiel: „Felix ist nicht in Paris, also bleiben wir auch nicht hier und reisen wir!"

So erhielt er von Miß Anna zur Antwort: „Wenn Du mir sagen kannst, wo er ist, so werden wir reisen. Da Du das aber vorläufig nicht kannst, so werden wir so lange hier bleiben, bis die Gräfinn Nesseloff reis't."

„Ah, ah!" machte Kurd und verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln; „die Gräfinn Nesseloff hat keinen Felix zu suchen."

„Wer weiß?!" sagte Miß Anna, ebenfalls mit einem Lächeln. -

Nur hatte das Lächeln des Fräuleins eine ganz andere Bedeutung, als das Lächeln des Greises.

Jenes sagte: „Du wirst schon noch große Augen machen, mein Freund, wenn Du gewisse Dinge er-

fährst.“ Dieses dagegen drückte aus: „Man spielt gar keine Rolle in der Welt, wenn man an meinem Felix kein Interesse hat.“

17.

Frau Hedwig.

Inzwischen blieb es schon bei dem neuen Arrangement:

Die Gräfinn Nesseloff war Herrinn der ganzen Gesellschaft geworden, und Kurd sah sich das Scepter seiner Regierung entschieden aus den Händen gewunden.

Die Gräfinn hatte auf der poste restante verschiedene Briefe vorgefunden, darunter auch einen von Morawsky, der sie blos in Kenntniß setzte, daß er Paris habe verlassen müssen, und sie binnen kurzem benachrichtigen werde, wohin er gegangen und welche Erfolge seine Schritte für die Erfüllung ihres liebsten — oder vielmehr einzigen — Wunsches gehabt haben. Sie möge in Paris diese seine Nachricht erwarten, wenn nicht höhere Rücksichten sie irgend wo anders hin trieben.

Es gab aber für die Gräfinn Nesseloff jetzt keine höheren Rücksichten; und da nun dieser so sehr er-

wartete Brief noch nicht eingetroffen war, so mußte unsere kleine Karawane in Paris verweilen.

Kurd war im höchsten Grade unzufrieden, besonders, da er auch gar nicht mehr dazu kam, mit seinen beiden jungen Damen, die er nun schon so ohne Weiteres als seine beiden Kinder betrachtete, nämlich Miß Anna als seine Schwiegertochter, und Frau Hedwig als deren Schwester, — nach Herzenslust zu plaudern.

Die Miß stak beständig mit der alten Gräfinn zusammen, ohne daß Kurd heraus bekommen konnte, was sie denn so Wichtiges mit einander zu verhandeln haben mochten.

„Ja, ja," sagte er oftmals zu sich selber; „so sind die Weiber! Untreu und treulos! alle! alle! — Hat die kleine Kröte, die Anna, nun nicht gethan, als gäbe es auf der ganzen Welt Nichts, was des Ansehens und Anhörens werth wäre, als den Felix? Ist nicht der Wahlspruch ihres Lebens geworden: Felix oder der Tod? — Sie hatte ohne Zweifel sehr Recht darin; es beweis't, welch' großen Verstand die Wetterhexe hat. Aber kann sie nun auch wohl treu bleiben? Keine Idee! Da kommt die erste beste russische Gräfinn, macht ihr ein bischen die Cour, und, bums! hat sie sie weg; Felix ist mit Haut und Haar vergessen! — Aber wenn das nicht bald anders wird, so packe ich auf, setze mich auf die Eisen-

bahn und fahre nach Sachsenhausen. Und dann soll mir nur noch einmal Eine kommen!" —

Was die Gräfinn Dulemba betrifft, von der wir zu sagen vergaßen, daß sie seit ihrer Verbindung mit Miß Anna, welche anfangs einen dienstmäßigen Charakter gehabt, ihren gräflichen Titel abgelegt und den einfachen Namen Frau Hedwig angenommen hatte, — so stand dieselbe dem alten Kurd von Hause aus nicht so nahe, wie das Fräulein. Und jetzt wurde sie überdies fast unausgesetzt von den Bewerbungen des geistlichen Herrn um ihre Freundschaft und ihr Vertrauen in Anspruch genommen.

Es ist wahr, der Jesuit hatte sich da ein schweres Werk ausersehen. Allein er fand ja vor der Hand ohnehin Nichts zu thun, und da war es denn gewissermaßen eine Pflicht der Selbsterhaltung, sich neue Bahnen zu einer Intrigue zu eröffnen.

Wir sagten schon früher, er habe es sehr bald weg gehabt, daß auf dem Herzensgrunde der jungen Frau ein Kummer liege; und alle seine Bemühungen waren nun darauf gerichtet, die Natur und das Object dieses Kummers zu erforschen.

Das mußte um so schwieriger sein, als der Kummer der Frau Hedwig ein doppelter war, und sie über die Ursache des einen nicht einmal selbst im Klaren schien oder doch zum mindesten nicht im Klaren sein wollte.

Ueber eine Sache war sie vollkommen mit sich einig: Sie mußte sich an ihrem Gatten rächen.

Dieser Entschluß, von dem der Leser vielleicht glauben möchte, daß er von ihr in dem Augenblicke der Aufregung gefaßt und niedergeschrieben, aber auch längst wieder vergessen worden sei, — dieser Entschluß stand jetzt noch eben so lebhaft und eben so fest vor ihrer Seele, wie damals, als er ihrem empörten Herzen entsprossen war.

Denn das gehörte vornehmlich zu den Charaktereigenthümlichkeiten dieses originellen und sonst so vortrefflichen Weibes, daß sie ein ihr zugefügtes Unrecht, eine ihr angethane Beleidigung — sobald eine Entwürdigung ihres geistigen Ich dabei war — niemals verzeihen, am wenigsten vergessen konnte, und daß ein Vorsatz, der einmal von ihr gefaßt worden war, weder durch Vorstellungen vernichtet, noch durch die Zeit zerbröckelt werden konnte.

Es war also nicht jener Entschluß, was ihr Kummer machte; sondern ihr Kummer bestand darin, daß sie noch immer nicht die Art und Weise gefunden hatte, wie sie den Entschluß ausführen, d. h. sich an ihrem Gatten, der sich jetzt Graf Wrsowecz nannte, rächen sollte.

Deshalb gab sie sich auch nicht die geringste Mühe, zu erfahren, ob er noch in London oder wo sonst sei. Wenn sie erst gewußt hätte, in welcher Art sie die ihm gelobte Rache ausführen würde, dann

wäre die Frage nach seinem Aufenthalt noch immer früh genug gekommen, und sie sagte es sich, daß sie alsdann in dem Aufsuchen des von ihr Gehaßten dieselbe Ausdauer beweisen würde, welche ihre Freundinn in dem Aufsuchen des von ihr Geliebten entwickelte.

In diesem Suchen nach Mitteln zur Rache, die nach ihrer Meinung keine gewöhnliche, alltägliche sein durfte, lag nun die einzige offene Seite, die der Jesuit für seine Annäherung an das Herz Hedwigs practicable fand.

Es war zwischen Beiden wenigstens so weit gekommen, daß er wußte, die seltsame Frau habe das Bestreben, sich an einem Manne, der sie tödtlich beleidigt, auf eine ihr noch unbekannte Art zu rächen.

Wer es war, blieb ihm ganz unbekannt; nur die Natur der Beleidigung und der Rache bildeten den Gegenstand ihrer vertrauteren Unterredungen, bis der Jesuit ihr eines Tages erklärte: er habe das von ihr gesuchte Mittel zur Rache gefunden; es käme jetzt nur noch darauf an, den Gegenstand derselben aufzusuchen.

Gerade an diesem Tage kam ihr eine solche Erklärung ein wenig zur Unzeit.

Hedwig hatte kurz zuvor eine lange und vertraute Unterredung mit Miß Anna gehabt, deren Gegenstand natürlich Felix war, derselbe Felix, dessen Bild sich zu dem Herzen Hedwig's in ein so gar seltsames

Verhältniß gestellt hatte, in ein Verhältniß, welches schon lange ihren zweiten Kummer ausmachte, in dessen Geheimniß aber selbst der tief dringende Blick des Jesuiten nicht einzudringen vermochte.

Unter solchen äußern und innern Umständen unserer kleinen Reisegesellschaft war es sehr natürlich, daß sich Kurd durchaus nicht à son aise fühlte. Denn er kam mit seinen beiden Kindern wenig mehr zusammen als beim Abendtisch, beim Mittagsmahle und allein mit ihnen nur beim Frühstückskaffee.

Bei der letzteren Gelegenheit aber schmollte er, indem er unaufgefordert kein Wort redete, sondern mit großem Eifer und noch größerer Consequenz das Frankfurter Journal las, und zwar, wenn es sein mußte, d. h. nämlich wenn man ihm Zeit dazu ließ, — selbst die Nachrichten über Rußland und die Türkei.

18.

Gefunden!

So saß Kurd auch eines Morgens in seine Lecture versenkt, und zwar mit dem festen Entschlusse, für Niemanden auf der Welt vorhanden zu sein.

Miß Anna hatte ihm die letzte Tasse Kaffee eingeschenkt, deren Darreichen er mit einem unarticu-

sirten grunzenden „Hm!“ vergolten hatte, was eben so wohl heißen konnte: „Ich danke!“ wie: „Hol' Euch Alle der Teufel!“

Miß Anna und Frau Hedwig nahmen indeß nicht die geringste Notiz von dem Mißvergnügtsein des Brummbärs, denn sie waren in ein Gespräch über Mistreß Jones, nach Umständen Blount genannt, vertieft, von welcher Miß Anna schon so lange keine Nachricht erhalten hatte, obgleich der letzte Brief der würdigen Dame nicht undeutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie mit Gott entschlossen sei, zum dritten Male zum heiligen Ehestande zu greifen, blos um durch einen neuen Namen, als welchen sie voraussichtlich „Bubber“ bezeichnete, die schrecklichen Wirnisse zu beseitigen, welche aus den beiden alten tagtäglich entstanden.

Kurd hatte also die ungestörteste Muße, sein Frankfurter Journal von Anfang bis zu Ende durchzulesen.

Natürlich begann er mit Sachsenhausen.

Was war das? —

Ein langer Artikel, in welchem sein Name vorkam? — Der Teufel, das mußte wichtig sein!

Er las:

„Der Redaction dieser Zeitung ist vor kurzem aus Paris nebst einem Tausend-Francs-Billet folgender origineller Brief zugegangen: Ich, der ich

unbekannt bleiben will — hm! hm! hm! hm! — ich, der Kurd Punctum!"

„I, diese Hornviecher!" platzte Kurd auf einmal heraus, indem er mit seiner gewichtigen Faust auf den Tisch schlug, daß das Kaffeeservice klirrend durch einander fuhr. „Habe ich nicht gesagt, daß ich unbekannt bleiben will, und nun drucken die Schockschwerenöther meinen ganzen Namen ab, so lang er ist. I, da soll sie ja doch das Gewitter verschla'n, wenn ich hinkomme!"

Die furchtbare Gebehrde und die noch furchtbareren Worte des wüthenden Sachsenhäusers verfehlten natürlich nicht, die beiden Frauen auf ihren Papa Kurd aufmerksam zu machen, oder vielmehr auf das, was ihn so sehr in Harnisch brachte.

Erschreckt waren sie natürlich durch das Toben und Fluchen nicht im geringsten; denn das waren sie an dem biedern Alten schon gewohnt. Aber neugierig blieben sie immer in Bezug auf das, was sein Donnerwetter hervor rief.

Deshalb nahm ihm auch Miß Anna sogleich das Journal aus der Hand, und es dauerte nicht lange, so hatte sie die betreffende Stelle gefunden.

Ein kicherndes Lachen begleitete ihre stille Lecture.

„Das ist wahrhaft köstlich!" rief sie endlich. „Weißt Du, Hedwig, was unser Papa angestellt hat, so daß sie ihn jetzt durch die Zeitungen unsterblich machen?"

„Nun?“ fragte Hedwig, wirklich begierig, es zu erfahren.

„Er hat zum Besten einiger Landsleute, welche sich bei einer Schlägerei in Sachsenhausen gegen baiersche Soldaten mit Ruhm und Wunden bedeckt haben, tausend Francs eingeschickt.“

„Aber habe ich denn nicht ausdrücklich den Schinähsern geschrieben, daß ich unbekannt bleiben will?“ polterte Kurd.

„Ja, mein guter Papa!“ lachte Anna, „aber wenn man bei einem so menschenfreundlichen Werke unbekannt bleiben will, so muß man seinen Namen nicht unterschreiben lassen.“

„Das hat der verdammte Kellner gethan!“ rechtfertigte sich Kurd.

„Und weißt Du auch, Hedwig,“ wandte sich Miß Anna zu dieser; „was Papa Kurd mit dieser edlen Gabe bewirkt hat?“

„Nun?“ fragte Hedwig.

„Na, da bin ich doch selber begierig!“ meinte Kurd.

„So hört nur, was die Zeitung weiter schreibt!“ sagte Miß Anna und las:

„Als das Geld dem Willen des edlen Gebers gemäß zur Vertheilung kam, waren die meisten der damals Verwundeten bereits wieder wohl auf. Sie kamen daher überein, von dem Gelde eine große Festlichkeit zu veranstalten und zwar zu Ehren des Ge-

bers, der nebst seinem Adoptivsohne, dem Fischerburschen Felix, bei allen Sachsenhäusern noch in gutem Andenken steht, obgleich man Beide längst gestorben und verdorben glaubte."

„Oho!" fiel Kurd hier ein. „Sollt Euch wundern, Ihr Schinähser!"

„Laß mich auslesen, würdiger Protector der Sachsenhäuser Vaterlandshelden!" spottete Miß Anna gutmüthig, und sie las weiter:

„Zu dieser Festlichkeit, bei welcher beschlußmäßig das ganze Geld vertilgt werden sollte, — Alles zu Ehren des alten Kurd —"

„Oh! —" machte dieser.

„Alles zu Ehren des alten Kurd, waren nicht blos sämtliche Theilnehmer der Schlägerei, die baierschen Soldaten mit inbegriffen, sondern auch jeder Sachsenhäuser, der nur kommen wollte, eingeladen. Es wurden eine unglaubliche Menge von Frankfurter Bratwürsten, Fischen und sonstigen Nationalspeisen vertilgt, aber eine noch viel unglaublichere Menge von Aepfelwein seiner Bestimmung entgegen geführt. Als endlich der Champagner kam, der sich mit dem Aepfelwein nicht wohl vertragen mochte, wurden die Köpfe und die Gemüther so heiß, daß es bei einem Toast auf den erwähnten Felix über die Frage: ob derselbe auch noch lebe oder schon todt sei? zu einem heftigen Streite kam, der endlich

in die gründlichste Schlägerei ausartete, welche jemals auf Sachsenhäuser Boden executirt wurde."

„Oh — oh!" machte Kurd wiederum.

Anna aber fuhr lachend fort:

„Man spricht von zwanzig Verwundeten, welche die Walstatt gedeckt haben sollen, d. h. vier Mal so viel, als die Zahl Derer betrug, zu deren Genesung von ihren Wunden der edle Geber die bedeutende Summe übersandt hatte."

„Oh — oh — oh!" stöhnte Kurd nochmals. „Das hat man davon, wenn man gegen die Schinähser gutmüthig ist. Na, laßt mich nur hinkommen, Ihr Schockschwerenöther; dann will ich Euch leben lassen, daß —"

Plötzlich unterbrach er sich in seiner Philippika gegen die biederen Landsleute, indem er schmunzelnd sagte:

„Aber freuen thut's mich doch, daß die Schinähser so vergnügt gewesen sind, und daß sie das Geld nicht für sich behalten haben, sondern Alle eingeladen. Oh, Sachsenhäuser Blut verleugnet sich doch nie! Sachsenhausen for ever!"

Während dieses Monologs ihres alten Papa hatte Miß Anna weiter in der Zeitung gelesen.

Plötzlich fuhr sie mit einem Schrei in die Höhe.

„Was ist denn?" riefen Hedwig und Kurd wie aus einem Munde.

„Hört nur, hört!" stammelte Anna, die sich von

ihrem freudigen Schrecken noch immer nicht erholt hatte. „Ich erzählte Euch ja, — wie wir, Mistreß Jones und ich — einst in Amsterdam — einen jungen Mann getroffen —"

„Den Baron von Hartenfels," bestätigte Hedwig.

„Der natürlich kein anderer war als Felix, das Schinohs!" ergänzte Kurd.

„Richtig!" sagte Miß Anna. „Und nun hört, was hier steht."

Sie las:

„Man berichtet uns aus B. einen Act besonderer Generosität: Der Banquier Mainzer zu Heimburgshöh hat dem Findelhause zu B. im Namen eines Ungenannten die Summe von 400,000 Gulden zu einer Stiftung für die zu entlassenden Findelkinder überwiesen. Der großmüthige Geber, über dessen Namen man sich die Köpfe zerbricht, ist aber, wie wir alle Ursache haben zu vermuthen, gewiß kein Anderer als der durch seinen unermeßlichen Reichthum ausgezeichnete Baron von Hartenfels, welcher gegenwärtig in Heimburgshöh lebt, wo er mit mehren sehr distinguirten Personen aller Nationen, darunter der Baron von Staël-Holstein, Graf Morawsky, Graf Wrsowecz rc., die bereits in Wirksamkeit stehende europäische Creditbank gegründet hat."

Miß Anna hatte kaum auslesen können.

Bei dem Namen Hartenfels und Heimburgshöh erhob Kurd ein maßloses Jubelgeschrei: „Gefunden!

gefunden!" wodurch das schmerzlich freudige „Ha!" welches Hedwig bei Nennung des Namens Graf Wrsowecz ausstieß, übertönt wurde.

„Ja, gefunden!" rief Miß Anna, als sie ausgelesen, mit freudestrahlendem Blicke aus.

„Und jetzt —" fügte Kurd hinzu — „wo ich ihn auf heimathlichem Boden habe, soll mir das lieb' Schinohs nicht wieder entgehen, oder ich will Zeit meines Lebens Mainwasser saufen!"

Die allgemeine Aufregung, welche durch dies unerwartete Ereigniß unter den drei Freunden herbeigeführt war, hatte noch nicht der Ueberlegung Platz gemacht, als die Gräfinn Nesseloff, ebenfalls sehr erregt, in's Zimmer trat.

Kurd stürzte sofort nach der Thür.

„Wo willst Du hin, Kurd?" fragte Miß Anna.

„Dumme Frage!" polterte Kurd heraus; „Plätze auf der Eisenbahn nehmen."

„Warte noch einen Augenblick!" gebot sie.

Kurd gehorchte grunzend.

Dann sich zu der Eingetretenen wendend, die einen Brief in der Hand hielt, sagte Miß Anna:

„Nun, verehrte Gräfinn, Sie haben uns gewiß etwas Wichtiges mitzutheilen."

„Ja, liebe Miß," erwiderte die Angeredete; „ich habe so eben einen Brief bekommen, der mich bestimmt, sogleich nach Heimburgshöh zu reisen."

„O, das thun wir Alle!" rief Miß Anna so freudig aus, daß die Gräfinn gar nicht wußte, was sie davon denken sollte. — „Meine Vermuthung ist dadurch zur Gewißheit geworden! Jetzt, Kurd, kannst Du die Plätze auf der Eisenbahn nehmen!"

„Na, das denk' ich auch!" rief der Alte, halb brummend, halb freudig. „Aber das sage ich: wenn Ihr Frauenzimmer wieder so viel mit Kisten und Schachteln zu thun habt, daß wir nicht in drei Stunden fort sind, so reise ich allein und entführe Euch den Felix nach — nach — na, ich werd' ihn schon wo hinführen, wo ihr ihn nicht finden sollt!"

Damit hüpfte der Alte zur Thür hinaus mit Füßen, die noch keine dreißig Jahre mit marschirt zu haben schienen, so flink waren sie.

Die Damen aber rüsteten sich mit aller der Eile, die Damen überhaupt nur möglich ist, zur Abreise nach Heimburgshöh.

19.

Der philosophische Liebhaber.

Unter den Mitgliedern des aufgelös'ten Freimünzer=Ordens war ein reges Leben und Treiben.

Die vom Baron Hartenfels angeregte Idee einer europäischen Creditbank hatte alle ehemaligen Industrieritter, welche sich jetzt einbildeten, es nicht mehr zu sein, elektrisirt.

Die Aussicht, durch die Macht des Geldes die Welt zu beherrschen, wie sie einst durch die Macht des Glaubens beherrscht worden war, — diese Aussicht versetzte die Männer des Geldgewinnprincips in eine Art Rausch und trieb sie zu einer unbegrenzten, fast anbetenden Verehrung des Barons von Hartenfels, welchen sie als den Vater jener Idee betrachteten, obgleich er nur der Wiedererzeuger des vom Grafen von der Krim concipirten Gedankens war.

Es geht indeß in der Welt nicht anders mit den Ideen: Ihre Urheber werden anfangs verlacht, bis irgend ein speculativer Kopf, der mit den dazu nöthigen äußeren Mitteln ausgerüstet ist, die Ideen zur Ausführung bringt und dann neben allem Vortheil auch alle Ehren der Urheberschaft einerntet.

Auch dies kommt wieder, wie so vieles andere Uebel, daher, daß die Mehrzahl der Menschen in der ihr eigenen Beschränktheit ihr Urtheil nicht nach Dem abmißt, was sich mit dem Verstande erfassen, sondern nur nach Dem, was sich mit Augen sehen und mit Händen greifen läßt.

Als die für ein so großes Werk Verbrüderten zu der Organisation des beabsichtigten Instituts schritten, tauchte eine sehr wichtige Vorfrage auf.

Es handelte sich darum: ob die europäische Creditbank sogleich über alle europäischen Hauptstädte ausgebreitet werden und sich also über alle europäischen Länder erstrecken sollte, oder ob es besser sei, zuerst mit einem Lande zu beginnen.

Man entschied sich nach langen Debatten für das Letztere, vorzugsweise aus dem Grunde, um das vorhandene Capital nicht zu zersplittern, und um zugleich die socialen Folgen des Instituts concentrirter vor sich zu haben.

Demgemäß sollte Heimburgshöh der Hauptsitz, das eigentliche Domicil der europäischen Creditbank werden, und in allen einigermaßen wichtigen Städten des Landes sollten Filial-Banken derselben entstehen.

Für das Zustandekommen der die schrecklichsten Folgen für das Land in Aussicht stellenden Idee wirkte Niemand mit einem so unermüdlichen Eifer, wie der Doctor Böhm, obgleich er gerade wieder Derjenige war, welcher sich mit seinem Gelde fast gar nicht daran betheiligte.

Davon wußte freilich die Gesellschaft zu Anfang nichts. Denn der Doctor Böhm zeichnete genau dieselbe Anzahl von Actien, welche ihm aus dem gemeinschaftlichen Capitale der ehemaligen Verbrüderung zukamen. Allein er hatte bereits durch eine Menge von Mäklern in den verschiedenen Handelsstädten Vorbereitungen treffen lassen, daß er seine sämtlichen Actien unmittelbar nach der Ausgabe

mit einer mehrprocentigen Agiotage verkaufen konnte. — Es war ihm ersichtlich darum zu thun, an dem Entstehen der Bank seinen physischen und an den socialen Folgen derselben seinen moralischen Antheil zu haben; aber er wollte all sein baares Geld salviren, gleichsam als wenn er zu dem langen Bestehen des Instituts nicht das geringste Vertrauen hätte.

Es gab indeß einen Menschen, der ihm hierbei in die Karten sah, und dies war der Baron Hartenfels, für welchen der Doctor schon seit längerer Zeit ein psychologisches Problem war, dessen Enträthselung ihn reizte.

Da der Doctor nun aber von Hause aus verschlossen war, so prallten die oberflächlichen Versuche, ihn zu ergründen, erfolglos ab, und der Baron glaubte es dem Zufalle überlassen zu müssen, daß ihm die Pforten in die Geheimnisse dieser — wie seine eigne — dunklen Existenz geöffnet würden.

Ein solcher Zufall wurde eines Tages herbeigeführt durch eine Scene sehr gewöhnlicher Art.

Der Baron hatte mit Morawsky eine Reise nach Frankfurt gemacht, auf welcher ihn Hermine nicht begleiten gedurft.

Sie war allein zu Hause und langweilte sich so, daß ihr jede Unterhaltung erwünscht gewesen wäre.

Da ließ sich der Doctor Böhm durch das Mädchen anmelden, um den Baron Hartenfels zu sprechen.

Auf die Bemerkung, daß der Baron verreis't sei,

bat er um die Erlaubniß, der Frau Baroninn aufwarten zu dürfen, da er ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Es hätte kaum dieses Vorwandes bedurft, um Hermine zu bestimmen, den Doctor anzunehmen.

Denn sie langweilte sich, wie gesagt; und außerdem hatte sie durch einige Aeußerungen ihres Freundes über die mystische Erscheinung des Doctors ebenfalls den Trieb empfangen, in das Innere dieser dunklen Existenz zu blicken, um so mehr, als der Doctor, die Farbe abgerechnet, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem schwarzen Herzoge besaß, der in der Geschichte der ehemaligen Fürstinn von Hérad eine so eigenthümliche Rolle gespielt hatte.

Hermine wurde also schon von ihrer Neugierde getrieben, den Doctor zu empfangen; und sie fand dies um so unbedenklicher, als er ja ein Geschäftsfreund ihres Mannes war.

Böhm trat also ein und wurde mit einer Freundlichkeit willkommen geheißen, die ihn in eine seltsame Aufregung versetzte.

„Sie haben mir eine wichtige Mittheilung zu machen?" begann die Baroninn, nachdem sie ihrem Gaste einen Stuhl neben dem Canapee angeboten hatte, auf welchem sie selbst in reizender Stellung saß.

„Es würde mich nicht wundern," erwiderte der

Doctor, „wenn ich diese Mittheilung jetzt plötzlich vergessen hätte."

„Warum, Herr Doctor?"

„Weil Ihre Erscheinung einen Eindruck auf mich macht, der mich Alles außer Ihnen vergessen läßt."

„Herr Doctor!"

„Das beleidigt Sie, Frau Baroninn? — Ich will es nicht hoffen, um Ihrer selbst willen nicht."

„Wie so das?"

„Weil es einen unendlich hohen Grad von — Albernheit verrathen würde."

„Mein Herr!"

„Sehen Sie, das könnte Sie beleidigen, wenn es auf Sie anzuwenden wäre. Und eben darum glaube ich, daß es nicht auf Sie anzuwenden ist."

„Aber ich bitte Sie, erklären Sie mir —"

„Warum es eine Albernheit ist, wenn eine Frau sich darüber beleidigt findet, daß ein Mann ihr den Eindruck entdeckt, den sie auf ihn ausgeübt hat?"

„Nun?"

„Weil es durchaus naturgemäß ist, daß ein Mensch sich geschmeichelt findet, wenn er hört, daß er einen guten Eindruck auf Jemand gemacht hat; weil dies ganz besonders der Fall ist bei einem Weibe, gegenüber einem Manne; weil also ein Weib, welches sich durch die Erklärung des von ihr ausgeübten Eindrucks beleidigt findet, zweierlei beweis't: einmal, daß sie gegen die Natur ficht, wie Don Quixote

gegen die Windmühlen; zweitens, daß sie einer einfältigen Sitte mehr Rechte einräumt als ihrem natürlichen Triebe; und weil alles dies sehr albern ist, höchstens würdig eines Gänschens, welches eben die Pension verlassen hat. — Bedenken Sie doch selbst: wenn sich jedes Weib durch die Liebeserklärung jedes Mannes verletzt finden wollte, wie sollten dann die wackeren, spießbürgerlichen, obrigkeitlich sanctionirten heiligen Ehen herkommen? — O, antworten Sie mir doch darauf, Frau Baroninn."

Hermine lächelte. Sie schien an dieser brusken Philosophie, die ihr noch nicht vorgekommen sein mochte, Gefallen zu finden.

„Sie sind ein seltsamer Mensch!" sagte sie.

„O, ich verlangte keine so große Schmeichelei, sondern nur eine einfache Antwort auf meine Frage."

„Ich weiß Ihnen darauf nichts zu antworten als: man macht eine Ausnahme bei Demjenigen, welchen man liebt."

„Charmant! Inzwischen kann denn doch Niemand im voraus wissen, ob er Derjenige ist, welcher geliebt wird. Er wird dies doch wohl erst dann erfahren, wenn er auf die Gefahr hin, zu beleidigen, seine Liebeserklärung gemacht hat. Meinen Sie nicht?"

„Aber eine Frau, eine verheirathete Frau wird durch eine solche Liebeserklärung stets beleidigt sein müssen!"

„Sein müssen! Sie drücken Sich ganz richtig aus. Die Sitte, die Mode hat es ihr befohlen! Sie soll beleidigt sein müssen. Schön! Heißt das aber etwas Anderes, als einer Frau verbieten, irgend Jemand außer ihrem Manne zu lieben?“

„Es heißt natürlich nichts Anderes.“

„Nun, dieses Natürlich ist sehr unnatürlich.“

„Wie?“

„Ich sage, es ist sehr unnatürlich, einem Menschen ein Gefühl zu gebieten oder zu verbieten, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Gefühle des Menschen selbstständig sind, das heißt ganz unabhängig von seinem Willen. — Sie zweifeln, machen wir schnell eine Probe. Wie fühlen Sie Sich in diesem Augenblicke? ich meine, in welcher Gemüthsstimmung befinden Sie Sich? Sind Sie heiter oder traurig?“

„Mehr heiter als traurig.“

„Charmant! Nun will ich Ihnen die wichtige Mittheilung machen, welche mich hierher geführt hat. Ihr Gatte liebt Sie nicht; er liebt eine Andere; Sie werden von ihm betrogen!“

„Wie? er liebt mich nicht? er liebt eine Andere? ich werde von ihm betrogen? — Gerechter Himmel, was sagen Sie da?“

„Die Wahrheit!“

„Betrogen?! betrogen?!“

Hermine war aufgesprungen und lief, die Hände ringend, im Zimmer umher.

„Wie fühlen Sie Sich jetzt, Frau Baroninn?“ fragte der Doctor lauernd.

„Ergrimmt, vernichtet, elend!“ rief Hermine mit von Thränen erstickter Stimme.

„Nun, so will ich Ihnen ein Mittel angeben, um seine Liebe wiederzugewinnen, aber unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“

„Sie müssen auf der Stelle wieder heiter sein.“

„Heiter? ich? jetzt, da ich weiß, daß er mich betrogen hat? Und wenn man mir eine Welt böte, ich vermöchte es nicht!“

„Ah, sehen Sie wohl, Frau Baroninn; da ist ja meine Probe schon gemacht! Sie selbst können Ihrem eigenen Gemüthe nicht einmal befehlen, oder vielmehr, Ihr eigenes Gemüth gehorcht Ihnen nicht einmal, wenn Sie ihm befehlen, heiter oder traurig zu sein; und Sie verlangen, ein Mensch solle nach Commando lieben oder nicht lieben?“

„Und also ist das, was Sie gesagt haben —“

„Durch Nichts begründet! Es war nur ein nothwendiges Requisit meiner Probe, und ich habe Ihnen bewiesen, was ich Ihnen beweisen wollte.‘

„Nämlich?“

„Daß sich Gefühle weder gebieten noch verbieten lassen, und daß — wenn ich Ihnen sage, ich

liebe Sie — Sie nicht gezwungen sind, sich dadurch beleidigt zu fühlen.“

Hermine hatte sich durch diesen seltsamen Mann in eine ganz eigenthümliche Stimmung hineinphilosophiren und hineinexperimentiren lassen.

So viel stand fest: sie betrachtete den Doctor mit einem ihr bisher ganz fremden Interesse, welches hervorgerufen worden war durch die philosophische Bahn, in welche Böhm unmittelbar nach einer ihr gemachten Erklärung mit der Ruhe eines griechischen Weltweisen eingelenkt hatte.

Diese Erscheinung war ihr eine neue; und alles Neue reizte sie.

Außerdem hatte sie auch noch nicht ganz ihren früheren Charakter aufgegeben, der darin bestand, in der Liebe die Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit selbst zu sein.

Es that ihr so wohl, sich geliebt zu wissen, und darum glaubte sie, geliebt zu sein, sobald man es ihr sagte. Sie hatte ein mitleidsvolles Herz in der Brust, und diesem Herzen ging besonders eine unglückliche Liebe nah, deren Gegenstand sie war.

Aus Dankbarkeit dafür, daß man sie liebte, hätte sie gern alle Welt durch ihre Liebe glücklich gemacht.

Wenn sie gleichwohl dem Baron Hartenfels bis dahin ihre Treue bewahrt hatte, so entsprang dies größtentheils aus dem Umstande, daß es keiner der Männer ihrer Bekanntschaft gewagt hatte, ihr seine

Liebe zu erklären, weil Niemand daran glaubte, daß ihm die Nebenbuhlerschaft mit einem jungen, schönen, reichen und ersichtlich geliebten Gatten irgend einen Erfolg versprechen könnte.

Der Doctor Böhm war der Einzige, der so etwas für möglich hielt, größtentheils deshalb, weil er sich den Grundsatz gemacht hatte, nichts in der Welt für unmöglich zu halten, was nicht den Naturgesetzen zuwiderlief.

Ob er wirklich eine Leidenschaft für dies Weib empfand, welches in ihrer Art eben so eigenthümlich war, wie er in der seinen, — das werden wir später ermessen können. Für jetzt genüge es uns, zu berichten, daß er ihr, als einmal die Bahn gebrochen war, eine solche Leidenschaft in jeder Weise zeigte.

Wenn Böhm warm wurde, konnte er trotz des dämonisch Abschreckenden, das in seinem Aeußern und besonders in seinem Gesichte lag, anregend wirken; und sobald er das Sarkastische seiner Sprachweise in der Glut eines überredenden Liebhabers erstickte, waren seine Worte geeignet, zum Herzen zu dringen.

Wir haben ihn schon ein Mal, zu Anfang unserer Erzählung, in einer solchen Situation gefunden und uns davon überzeugt.

Wenn damals seine Bewerbung so ganz erfolglos geblieben war, so hatte dazu nicht nur ein Weib von der stählernen Tugendhaftigkeit der Gräfinn Dulemba gehört, sondern auch ein so wohl motivirter

Haß, wie ihn diese Frau gegen den Doctor nach Allem, was vorgegangen war, empfinden mußte.

Mit Hermine war dies ein ganz anderes Ding. Sie gehörte weder zu den sogenannten tugendhaften Frauen, noch empfand sie gegen den Doctor jene physische Antipathie, welche zwischen den beiden Geschlechtern oft eben so unerklärlich wie unüberwindlich ist.

Sie hatte niemals auf die Schönheit eines Mannes ein besonderes Gewicht gelegt, wenn er nur reich und ganz besonders von hohem Stande war. Ihre Liebe zum Baron von Hartenfels hatte zwar den Charakter einer wirklichen Herzensneigung, eines leidenschaftlichen Aufgehens angenommen, aber am Ende doch nur aus einem Grunde, welcher mit der Hauptrichtung ihres Charakters zusammen fiel.

Sie hielt ihren quasi-Gatten, den sie als Herzog kennen gelernt, und der alsdann den bescheidenen Titel eines Barons angenommen hatte, ganz unbedingt für eine hohe fürstliche Persönlichkeit, und war überzeugt, daß einst der Tag kommen werde, an welchem er sich als Prinz von Caramanien, wie das Gerücht ihn bezeichnete, enthüllen würde.

Unter solchen Umständen konnte freilich nicht davon die Rede sein, daß der einfache Doctor Böhm Hoffnung gehabt hätte, gegen den Baron als siegreicher Nebenbuhler aufzutreten. Aber er erlangte wenigstens von der liebesduldenden Gutmüthigkeit

Hermine's so viel, daß seine Liebesbewerbung nicht mit Kälte oder gar mit Spott zurückgewiesen wurde, und das war ihm vor der Hand genug.

20.

Die Ueberraschung.

Aus diesem hier angedeuteten so eigenthümlichen Verhältnisse erklärt es sich wohl, wie es möglich war, daß sich Böhm geduldet sah, als er, vor dem schönen Weibe auf den Knieen liegend, ihre Hände erfaßte und mit glühenden Küssen bedeckte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und die Eintretenden, welche Niemand anders waren als der Baron Hartenfels und Morawsky, wurden erstaunt Zeugen dieser unter gewissen Verhältnissen so verhängnißvollen Situation.

Es kann kaum irgend Etwas auf der Welt der Verlegenheit gleichen, in welche zwei Menschen versetzt werden, die sich in einer solchen Weise überrascht sehen wie hier Hermine und der Doctor.

Die wahrhaft Schuldigen erkennen in solchem Augenblicke ganz instinctartig die Krisis und handeln mit derjenigen Entschlossenheit, die der Mensch bei entscheidenden Krisen gemeinlich entwickelt. Die schuldlosen Schuldbewußten aber, die überdies noch

nicht einmal wissen können, in wie weit sie auf einander zu rechnen haben, spielen dabei meist eine passive und sehr lächerliche Rolle.

Sich hier auf dem Wege zum Verbrechen ertappt zu sehen, ist unendlich viel peinlicher, als beim Verbrechen selbst betroffen zu werden.

Daher kam es denn auch, daß Böhm, der sonst nicht leicht seine Geistesgegenwart verlor, hier nichts Anderes zu thun wußte, als aufzuspringen und lautlos stehen zu bleiben; und daß Hermine, statt ihrem Manne entgegen zu fliegen, sich in eine Ecke des Divans drückte und ihre Augen mit den Händen bedeckte.

Als der Baron von Hartenfels die Situation überblickte, flog ein leichtes triumphirendes Lächeln über seine Züge. Er erkannte, daß ihm vom Zufalle die Fäden in die Hand gespielt waren, um die Erfüllung zweier Lieblingswünsche heran zu ziehen.

Aber diese Betrachtung war das Werk eines einzigen Augenblickes. Schon im nächsten empfand er den bei zartfühlenden Seelen sehr natürlichen Drang, der peinlichen Lage aller Anwesenden ein Ende zu machen.

„Hahaha!“ lachte er in einem Tone, der keinen Zweifel ließ über die aufrichtige Herzlichkeit, die diesem Lachen zum Grunde lag. „Sehen Sie doch, Morawsky, unser Freund hat sich da in einer Schäferkomödie versucht, einem Kunstgenre, von welchem

ich glaubte, daß es ihm ganz fremd sein müsse. — Dieser Mann kann also wirklich Alles?!"

„Herr Baron —" stotterte Böhm.

„Pah!" fiel ihm Hartenfels ein; „ich glaube gar, man denkt mir die Rolle eines eifersüchtigen Ehemannes zu. Die weise ich mit Protest zurück. — Und Du, Hermine," — hier trat er auf die büßende Sünderinn zu, um ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen und einen Kuß auf ihre Augen zu drücken, — „ich glaube wahrhaftig, Du hättest jetzt Lust, eine neue Magdalena zu spielen!"

„Ich bin schuldlos, Felix!" stammelte das schöne Weib, indem sie ihre Augen zu Boden schlug.

„Das ist ja nicht wahr!" erwiderte der Baron im scherzhaftesten Tone von der Welt. „Du bist sehr schuldig, mit Deinen schönen Augen das Herz eines Menschenfeindes so stark gerührt zu haben, daß er zu einem Weiberfreunde geworden und dadurch auf der Bahn der Besserung schon ein hübsches Stück vorwärts getrieben ist."

„Ich hatte Mitleid mit ihm!" schluchzte Hermine, die noch immer glaubte, es verberge sich hinter dem scherzenden Wesen ihres Freundes ein furchtbarer Sturm.

„Wer behauptet etwas Anderes?" sagte der Baron ganz in der früheren Weise. „Weiß ich etwa nicht, daß Du gegen Liebende das mitleidsvollste

Herz besitzest, welches in dem ganzen warmblütigen Gebiete des Thierreiches zu finden ist?!“

„Felix!“

„Laß es gut sein, Liebe! Nichts peinlicher und abgeschmackter als solche Erörterungen nach solchen Scenen. Machen wir ihnen dadurch ein Ende, daß Du den Arm meines Freundes Morawsky nimmst, in den Speise-Salon gehst und unter seiner Assistenz für ein eben so kräftiges wie feierliches Souper sorgst; — für vier Personen! denn mein Freund Böhm, mit dem ich nur noch Einiges in Geschäften zu sprechen habe, ist freundlichst eingeladen, mit von der Partie zu sein.“

Der Doctor sah verwunderungsvoll auf. Er wußte offenbar nicht, was er von dem ganzen Wesen des Barons denken sollte.

Noch übler war Hermine daran, die das noch viel weniger wußte, und die aus der Art und Weise ihres Freundes auf entsetzliche Dinge schloß.

„Du willst Dich schlagen, Felix?“ rief sie, indem sie sich wie abwehrend in seine Arme warf.

„Das wäre, glaube ich, die erste Dummheit, die ich in meinem Leben gemacht hätte!“ rief der Baron lachend aus.

Jetzt war Hermine wieder ein wenig piquirt. Sie hätte es doch nicht ungern gesehen, wenn es zu einem kleinen unschuldigen Duell gekommen wäre,

vorausgesetzt, daß sie vorher gewußt hätte, es würde keinem von Beiden der Finger geritzt werden.

„Geh' also ruhig, meine Liebe, an die Erfüllung Deiner hausfräulichen Pflicht!" fuhr der Baron fort, indem er den Arm Hermine's in den des Grafen Morawsky schob. „Ich verspreche Dir, mit unserm Freunde dem Doctor nicht einmal von seiner Probe-rolle als Schäfer Damon zu reden. — Geh'! geh'!"

Damit schob er Herminen mit Morawsky durch die Nebenthür in das anstoßende Gemach.

Hartenfels und Böhm waren allein.

„Setzen wir uns, mein lieber Doctor!" sprach der Erstere, indem er den Stuhl einnahm, auf welchem Böhm früher gesessen, und diesen Letzteren auf den Platz im Divan nöthigte, den kurz zuvor Hermine eingenommen hatte.

„Ich glaube," fuhr er fort, „Sie erzeigen mir die Ehre, mich für keinen Narren zu halten."

Der Doctor machte ein verdutztes Gesicht. Er wußte offenbar nicht, wie er diese Frage verstehen sollte.

„Ich meine dies nicht," erläuterte der Baron, „in dem Sinne, den man meinen Worten nach dem Vorgefallenen unterlegen könnte, wenn man sehr gewöhnlich denkt, sondern ganz im Gegentheil. Ich wünschte nämlich, daß Sie mich nicht für einen solchen Narren halten möchten, von dem Sie glaubten, er würde — wenn von einer Verführung seiner

Frau oder seiner Geliebten die Rede wäre, — den sogenannten Verführer darüber zur Rechenschaft ziehen."

„Aber, Herr Baron," fiel der Doctor ein, welcher immer noch nicht recht wußte, wo der Sprechende hinaus wollte, — „ich sollte meinen, hier sei von einer Verführung gar nicht die Rede."

„Deshalb sagte ich auch: wenn von einer Verführung die Rede wäre. Ich nehme nämlich, um das Princip festzustellen, gleich den äußersten Fall an; denn ein Princip, welches nicht in seinen äußersten Consequenzen richtig bleibt, ist gar kein Princip."

„Das gebe ich zu."

„Gut denn! Ich sage also, es sei von einem Manne eine Narrheit, bei einer Untreue seines Weibes den sogenannten Verführer zu verfolgen, sei es nun mit seinem Hasse oder mit seiner Rache oder mit irgend einer Satisfactionsforderung. — Wenn bei einer solchen Untreue überhaupt von einem Verbrechen oder Vergehen die Rede sein könnte, was ich schon um deswillen nicht zugebe, weil ich der Meinung bin, daß man auf die Treue nur so lange einen vernünftigen Anspruch hat, wie man die Liebe besitzt, also so lange, wie sie von selbst besteht; — wenn, sagte ich, die Untreue überhaupt ein Vergehen wäre, so würde dies Vergehen doch immer nur dem untreuen Weibe zur Last gelegt werden können, nicht

aber dem Manne, welcher blos das Mittel dazu ist. Denn nach meiner Ansicht hat jeder Mann das Recht, sich da, wo er liebt, um Gegenliebe zu bewerben; und es ist einzig und allein die Sache der Frau, diese Gegenliebe zu versagen, wenn sie durch die Gewährung derselben ein Unrecht zu begehen glaubt."

„Ich sehe nur nicht recht ein, Herr Baron —"

„Zu welchem Zwecke ich Ihnen dies sage? Blos deshalb, um es Ihnen als eine Sache meiner Grundsätze und nicht als eine Folge irgend welches besonderen Beweggrundes erscheinen zu lassen, wenn ich Ihnen sage, daß ich weit entfernt bin, Ihnen bei der Bewerbung um die Gunst der Baroninn von Hartenfels irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. — Lieben Sie sie?"

„Herr Baron, diese Frage, so kurz sie auch ist, erscheint mir nichtsdestoweniger so inhaltschwer, daß ich sie kaum anders werde beantworten können, als durch eine Schilderung der mir eigenen Natur; und diese wird wiederum nicht gut anders möglich sein, als durch eine Erzählung meiner Schicksale."

„Ah, das ist's ja, was ich schon lange gewünscht habe. Sehen Sie, Herr Doctor, ganz abgesehen davon, daß ich zu Ihnen schon von vorn herein in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse stehe, weil Sie es waren, der mir den ersten Anstoß gab auf der Bahn, die ich mit so großem Erfolge zurücklegte; weil Sie es waren, der mir sogar den Namen oc-

trojirte, welchen ich jetzt zu einem so allgemein verehrten gemacht habe; weil endlich Sie es sind, der mit meinen dunklen Antecedentien mehr vertraut ist, als irgend ein anderer unserer Freunde; — also ganz abgesehen von allem Diesen, so sind Sie mir auch von je her die interessanteste Erscheinung gewesen, die ich nicht blos in unserer Verbrüderung, sondern in der Welt überhaupt angetroffen. — Sie haben unserm ehemaligen Orden die größten und schwierigsten Erwerbungen zugewandt; Sie sind von allen Mitgliedern das eifrigste und kunstreichste gewesen; Sie besitzen eine solche Menge von Kenntnissen und technischen Fähigkeiten, wie ich sie noch nie bei einem Menschen gefunden; und endlich haben Sie schon einige Male Beweise von dem intensivsten Menschenhasse geliefert, der mir jemals vorgekommen ist. Sie werden daher begreifen, daß ich Gründe genug für das Verlangen habe, Ihre Lebensgeschichte zu kennen."

„Ich begreife dies in der That," entgegnete der Doctor Böhm. „Aber Sie, Herr Baron, den ich anfangs haßte und beneidete, zuletzt aber schätzen und hochachten lernte, werden auch der Einzige sein, dem ich diese meine Lebensgeschichte anvertrauen möchte. Ich glaube, daß Sie Sich durch die Art Ihres Entgegenkommens nach dem Vorgange dieser Stunde ein Recht darauf erworben haben."

„Ich will," sagte Hartenfels, „dies Recht nicht

weiter untersuchen, noch auch in Anspruch nehmen. Es soll mir genügen, daß ich Ihre Zusage auf die mir so interessante Mittheilung erhalten habe. — Sind Sie heut in der Muße dazu?"

„Heut mehr als je!" antwortete der Doctor.

„Gut denn!" fuhr der Baron fort, indem er sich von seinem Stuhle erhob und dadurch den Doctor veranlaßte, gleichfalls aufzustehen. — „Nach unserm Souper mag Hermine mit Morawsky das Concert besuchen und uns Beide bei einer Bowle zurücklassen. Dann bin ich für Ihre Mittheilungen ganz Ohr. Ist's Ihnen so recht?"

Damit reichte der Baron dem Doctor die Hand hin.

„Vollkommen!" versicherte dieser, indem er einschlug.

„So gehen wir jetzt zum Souper!" schloß der Baron.

Und die beiden Männer begaben sich in den Speise-Salon, der bereits eine kostbar servirte Tafel präsentirte, an welcher Hermine, schon wieder zu ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit zurückgekehrt, mit reizender Geschäftigkeit die Honneurs zu machen, sich anschickte.

21.

Erklärungen.

Als nach eingenommenem Souper, bei welchem sich die vier Personen in der ungezwungensten Weise unterhalten hatten, der Baron und der Doctor vor einer dampfenden Bowle und in dem Rauch echter Havannah-Cigarren bei einander saßen, und dadurch zwischen Beiden jene Gemüthlichkeit hergestellt war, welche den Herzensergießungen der Männer so nothwendig ist, ergriff der Doctor Böhm das Wort und sprach:

„Ich bin da auf einem Punkte angelangt, Herr Baron, zu welchem ich niemals zu kommen glaubte, am allerwenigsten einem Manne gegenüber. — Ich stehe im Begriff, mit meinen äußeren Schicksalen auch den Zustand meines Innern zu enthüllen. Warum ich mich gegen Sie dazu getrieben fühle, weiß ich eigentlich selbst nicht. Es ist mir aber, als sollte diese Mittheilung auf mein ferneres Leben einen guten und heilsamen Einfluß ausüben.“

„Das hoffe ich auch!“ bemerkte der Baron; „und vielleicht ist es sogar diese Hoffnung allein, welche mich meinerseits antreibt, mich in Ihr Geheimniß — denn Ihr Leben scheint ein solches zu sein! — zu drängen. Ich bin Ihnen Dank schuldig, Herr

Doctor, denn Sie haben mir den ersten Anstoß gegeben auf der Bahn, deren Betreten — sie mag nun führen, wohin sie will — niemals ein Gegenstand der Reue für mich sein wird."

„Noch für mich!" bekräftigte der Doctor.

Dann fuhr er nach einer kleinen Pause des Nachdenkens fort:

„Seltsam bleibt es mir, daß ich zu Ihnen das Vertrauen gewonnen habe, und noch dazu so plötzlich. Denn wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich gestehen, daß gerade Sie fast seit der Zeit, da ich Ihre Bekanntschaft machte, der Gegenstand meines Hasses waren."

„Ihres Hasses?" fragte der Baron, nur wenig erstaunt. „Und weswegen?"

„Weil ich Sie beneiden mußte!" erwiderte der Doctor. „Bis dahin, da Sie in meinen Weg traten, hielt ich mich allein für befähigt, gegen die Gesellschaft einen unerbittlichen Krieg zu führen. Ich wußte, daß ich alle Eigenschaften dazu besaß; aber eben in diesem Bewußtsein wurde ich lässig zur That. „„Ich werde es einst thun, ich werde dann und dann diesen Kampf in all' seiner Großartigkeit beginnen!"" sagte ich zu mir, aber darüber versäumte ich, es wirklich zu thun. „„Wenn ich wollen werde, werde ich es können!"" flüsterte mir mein Haß gegen die Menschheit zu, aber darüber vergaß dieser Haß, es zu wollen. — Will ich ganz offen gegen

mich sein, so glaube ich, daß ich zu feig war, um den Entschluß zur Ausführung zu bringen; und unterdessen ich mir selbst Etwas weiß machte über meinen Vorsatz, gab ich mich mit Kleinigkeiten ab, die mich schändeten, ohne mich zu befriedigen. Ich wurde ein elender Wicht, blos weil es mir an Muth fehlte, ein Titan zu werden.

„Da kamen Sie auf meinen Weg. Ich erkannte in Ihnen sehr bald eine Gefühls- und Geistesrichtung, welche der meinigen ähnlich war; ich beabsichtigte, mich Ihrer zu meinen Zwecken zu bedienen. Aber es dauerte nicht lange, so mußte ich zu meinem Aerger bemerken, daß Sie mich überflügelt hatten, und daß ich nur Ihren Zwecken diente.

„War das kein Grund, Sie zu hassen?“

„Was ich stets gewollt, das führten Sie mit dieser Sicherheit und Entschlossenheit aus, die mir immer gefehlt hatten. Sie zeigten, daß Sie mehr Kenntnisse, mehr Geschicklichkeit, mehr Eifer und mehr Muth besaßen, als ich.

„War das kein Grund, Sie zu beneiden?

„Und als ich nun sah, wie Sie Ihre Unternehmungen immer großartiger und entscheidender entfalteten; mit welcher Sicherheit Sie die Drähte handhabten, an denen wir Andern wie die Marionetten hingen; als ich mich überzeugte, wie alle Ihre Coups, so verwegen sie auch erschienen, vom glücklichsten Erfolge gekrönt wurden; als ich durch alles dies ge-

zwungen ward, Sie hoch zu achten, und Haß und und Neid und Achtung gegen Sie in meinem Innern abwechselnd wütheten: da — sehen Sie — stand ich mehr als ein Mal im Begriff — —"

„Mich zu verrathen?" fiel der Baron ein, und seine Blicke suchten das Innerste des Doctors zu durchbohren.

„O, pfui!" entgegnete dieser mit aufrichtiger Indignation; „das wäre vielleicht nicht meinem Charakter, aber doch meinen Principien zuwider gewesen. Denn wie hätte ich Den, der meinen Haß gegen die Gesellschaft theilte und so meisterhaft geltend machte, zu Gunsten dieser Gesellschaft verrathen können?! Nein! aber ich stand mehr als ein Mal im Begriff, Sie zu tödten."

„Sie sind von einer entzückenden Naivetät, Doctor," versetzte der Baron mit einem so unbefangenen Lächeln, als hätte ihm der Doctor irgend welche Anekdote erzählt.

„Und warum haben Sie mich nicht getödtet? Fehlte es Ihnen an Muth dazu? Schreckten Sie vor dem Verbrechen zurück?"

„O nein!" antwortete Böhm mit einer Ruhe, als handelte es sich um die Frage, ob man ein Reh schießen dürfe oder nicht. „Ich, der ich mich im Kampfe gegen die menschliche Gesellschaft befinde, scheue eben so wenig vor einem Morde zurück, wie der Soldat im Kriege davor zurückscheut, seinem

Feinde einen Hinterhalt zu legen, ihn von diesem Hinterhalte aus zu überfallen und niederzumetzeln. — Was mich abhielt, war die Hoffnung, von Ihnen zu lernen."

„Ah!" machte der Baron. „Ich sehe doch, daß Kenntnisse zu Etwas gut sind. Reichen sie häufig auch nicht dazu aus, das Leben zu erhalten, so dienen sie doch — wie ich sehe — manchmal dazu, vor dem Tode zu schützen. — Und jetzt, da Sie Nichts mehr von mir lernen können?"

„Jetzt," erwiderte der Doctor in etwas langsamerer Redeweise als bisher, „jetzt ist mein Haß gegen Sie völlig verschwunden, und es ist von allen meinen früheren Gefühlen für Sie Nichts übrig geblieben, als die Achtung, vermehrt durch eine seltsame Zuneigung zu Ihnen."

„Die ich wahrscheinlich Madame verdanke?" meinte der Baron, indem er so herzlich lächelte, daß keine Spur von Ironie oder Satyre in seinem Antlitz zu lesen war.

„Da Sie es denn doch getroffen haben," bestätigte der Doctor, „so will ich mit dem Zugeständniß nicht zögern. Es ist eine Eigenthümlichkeit meines Charakters, daß ich zu den Männern der Frauen, die ich liebe, eine wahrhaft freundschaftliche Hinneigung empfinde, eine Hinneigung, die bis zum Opfermuthe geht, der mir sonst wahrhaftig gegen keinen Mann auf der Welt eigen ist."

„Haben Sie eine Erklärung für diese Erscheinung?“ fragte Hartenfels. „Denn sie ist in der That seltsam, weil in der Regel der umgekehrte Fall stattfindet. Es geschieht wohl oft, daß sich der Freund eines Mannes in dessen Frau verliebt und alsdann dem Manne die bereits bestehende Freundschaft erhält. Wenn man sich aber in die Frau verliebt, ohne der Freund des Mannes zu sein, so pflegt das Gefühl gegen diesen sich eher dem Hasse als der Liebe zu nähern.“

„Sie haben Recht!“ entgegnete der Doctor. „Aber ich kann mir den Umstand, daß bei mir der umgekehrte Fall stattfindet, nicht anders erklären, als durch die Seltsamkeit meines Charakters überhaupt.“

„Und dieser ist,“ forschte der Baron, um auf den Hauptpunkt der ganzen Unterredung zu kommen, „wie Sie mir bereits sagten, die Folge Ihrer seltsamen Lebensschicksale? Erzählen Sie denn, wenn ich bitten darf, ich werde Ihnen mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit zuhören.“

Der Baron zündete sich eine neue Cigarre an, trank ein Glas Punsch und nahm in seinem Fauteuil die Stellung eines aufmerksamen Zuhörers ein.

Nachdem der Doctor seinem Beispiele gefolgt war, begann er folgendermaßen:

22.

Der jüngere Sohn.

„Ich stamme aus einer sehr reichen und angesehenen gräflichen Familie Böhmens. Mein Vater, der Graf von Slavanicz, hatte mich, als den jüngeren Sohn, für den geistlichen Stand bestimmt, wie es seit urdenklichen Zeiten in der Familie Brauch gewesen war. Ich hatte gerade das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt und die Firmelung empfangen, als mir diese Verfügung meines Vaters über meine Person in herkömmlicher feierlicher Weise bekannt gemacht wurde.

„Obgleich ich nun wohl schon längst auf dieses Ziel meines Lebens vorbereitet war, da mir das Herkommen in unserer Familie nicht unbekannt geblieben sein konnte, so traf mich doch die Verkündigung meines Looses wie ein Donnerschlag. Denn es gab vielleicht in ganz Böhmen keinen jungen Mann, der für die priesterliche Würde, für die kirchliche Carrière weniger Beruf, weniger Neigung und weniger Geschick haben konnte, als ich.

„Obgleich, wie gesagt, erst vierzehn Jahre alt, war ich doch bereits Denker und auf dem Wege des Denkens Skeptiker geworden. Ich bezweifelte die Religion mit allen ihren Voraussetzungen und Fol-

gerungen; ich hatte die verschiedenen Religionssysteme mit allen ihren verschiedenen Dogmen durch heimliche Lecture kennen gelernt und dadurch gefunden, daß das eine zu seinen Dogmen gerade so berechtigt sei, wie das andere. Weil ich sie nun alle für gleich berechtigt halten mußte, konnte ich keines für das wahre erkennen, und so kam ich zu der Schlußfolgerung, daß sie alle auf einer Täuschung beruhen müßten. Hätte ich mich indeß für eines dieser Religionssysteme entschließen sollen und müssen, so würde ich dazu das muhamedanische erwählt haben. Und wissen Sie, warum? Weil seine Verheißungen meiner Sinnlichkeit die meiste Nahrung boten.

„Denn Sie werden es kaum glauben, was ich Ihnen sage, aber es ist die reine Wahrheit: Schon als Knabe von vierzehn Jahren war zufolge meiner besonderen Organisation meine Sinnlichkeit in einem so hohen Grade ausgeprägt, wie sie es bei dem vollendetsten Epikuräer im dreißigsten sein kann. — Ich rede hier keineswegs von der geschlechtlichen Sinnlichkeit allein, sondern von dem allumfassenden Triebe nach dem Genusse Dessen, was mit den Sinnen irgend zu erfassen ist. Mein Ohr schwelgte in den Tönen der Musik mit derselben Wollust, die mein Gaumen bei dem Genusse feiner und kostbarer Speisen und Weine empfand; mein Auge sog die Kunstwerke der Malerei und Plastik mit derselben Gier

ein, welche meine Geruchwerkzeuge zu dem Einathmen von Wohlgerüchen trieb. Daß mein Nervensystem als das Organ des Gefühls bei diesem Wettrennen meiner Sinne nach Genüssen nicht zurückblieb, versteht sich von selbst. Nur war es sehr natürlich, daß zufolge meiner sehr strengen Erziehung der Trieb der Liebe bis dahin nur auf das Stadium der Sehnsucht beschränkt geblieben war. Aber diese Sehnsucht hatte bereits einen so hohen Grad erreicht, daß ich schon manchmal den Entschluß gefaßt hatte, dem elterlichen Hause zu entfliehen, um in die weite Welt zu gehen, und in ihr die Befriedigung zu suchen, welche mir bei dem asketischen Leben und Treiben des väterlichen Schlosses versagt blieb.

„Sie können Sich also denken, welchen Eindruck die Eröffnung auf mich machen mußte, daß ich unwiderruflich für den priesterlichen Stand bestimmt sei und zur Vorbereitung dafür zunächst in einem Seminar Aufnahme finden sollte.

„Ich sträubte mich gegen diese Bestimmung — so zu sagen — mit allen Gliedern meines äußern und innern Menschen. Ich erklärte, daß ich weder Lust noch Beruf dazu habe, und man lachte mich aus. Ich betheuerte, daß ich der Kirche Schande machen werde, da ich weder an den Papst noch an Gott glaube, und man lachte mich noch mehr aus. Da endlich schwor ich, daß ich — wenn man auf dem Entschlusse, mich lebendig zu begraben, beharre

— der väterlichen Gewalt entfliehen würde. Nun lachte man nicht mehr; aber man packte mich in einen Reisewagen und fuhr mich unter sicherer Bedeckung mehre Meilen weit in ein Kloster, wo ich so lange Gefangener bleiben sollte, bis sich mein verirrtes Herz, wie man es nannte, wieder dem richtigen Wege zugewandt haben würde.

„Die Thoren! — Als wenn ein Mensch der Bestimmung entgehen oder entzogen werden könnte, zu welcher er durch seine individuelle Organisation, durch den Bau seines Gehirns, die Mischung seiner Säfte, die Zusammensetzung seines Nervensystems, ausersehen ist. Diese Organisation ist das wahre Fatum, welches über ihn verfügt; und so gewiß keinem Mopse die Functionen eines Hühnerhundes andressirt werden können, so gewiß wird kein für das Leben eines Alkibiades organisirter Mensch zu einem Diogenes geschult werden können. Diese und keine andere Prädestination ist es denn auch, welche der eben so weise wie kluge Muhamed im Auge hatte, als er seinen Gläubigen verkündete, daß der Mensch nicht die Fähigkeit habe, über sein Schicksal nach Willkür und Gutdünken zu verfügen, sondern daß dasselbe von der Vorherbestimmung einer höhern Macht abhängig sei. — Sind Sie nicht auch dieser Meinung?"

„Ich denke darüber nach," erwiederte der Baron Hartenfels, „und finde in dem, was Sie sagen, sehr

viel des Nachdenkens Werthes. — Doch fahren Sie fort, ich bitte Sie."

Der Doctor fuhr also fort:

„Gleich in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft im Kloster erkannte ich, daß an ein Entweichen so bald nicht zu denken war. Man ließ mir innerhalb der inneren Klostermauern so viel Freiheit wie möglich; aber man wachte sorgsam darüber, daß ich diese Grenze nicht einmal mit den Augen überschritt, so daß es für mich eine absolute Unmöglichkeit wurde, an meiner Befreiung zu arbeiten.

„Ich fand daher für gut, jeden Fluchtplan vor der Hand aufzugeben, um so mehr, als ich durch einiges Nachdenken zu der Betrachtung kam, wie unsinnig es sein würde, als ein unreifer Knabe ohne alle materiellen Mittel und ohne alle für das praktische Leben nöthigen Kenntnisse in die Welt hinaus zu laufen. Gerade die Ueberzeugung, daß ich unter solchen Umständen mitten in einer Welt von Genüssen würde darben müssen, hielt mich von der so sehr ersehnten Freiheit zurück.

„Ich war also überlegend genug, an die Erwerbung der materiellen Mittel und der wissenschaftlichen Kenntnisse zu denken, welche mir für ein epikuräisches Leben nothwendig erschienen.

„Was die materiellen Mittel betrifft, so zeigte sich zu deren Erwerb im Kloster keine andere Gelegenheit, als der Diebstahl; denn das Kloster selbst

war reich, und die Schätze desselben waren nicht gerade unzugänglich. Allein bei aller Freigeisterei und aller Vorurtheilsfreiheit, die mir schon damals eigen, bebte ich doch vor dem Gedanken eines Verbrechens zurück, und dieser mein Abscheu vor Allem, was Verbrechen hieß, war so groß in mir, daß ich gewiß in meinem ganzen Leben nicht auf die Bahn gerathen wäre, die ich später eingeschlagen habe, wenn die menschliche Gesellschaft mich nicht durch die positiven und negativen Verfolgungen, deren Gegenstand ich wurde, dazu fast gewaltsam gezwungen hätte."

Der Baron, welcher den Reflexionen des Doctors nicht geringere Aufmerksamkeit schenkte, als seinen Erzählungen, nickte hierzu beifällig mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Ich begreife dies; ja, ich kenne das und verstehe es zu würdigen, denn es ist mir selbst nicht anders ergangen."

Der Doctor fuhr fort:

„Was dagegen die wissenschaftlichen Kenntnisse betrifft, so fand ich zu deren legaler Erwerbung im Kloster die reichste Gelegenheit. Denn abgesehen davon, daß die Klosterbibliothek eine der an alten und neuesten Werken reichhaltigste war, welche ich jemals gefunden habe, so traf ich auch unter den Mönchen einen noch nicht sehr alten Klosterbruder an, der ehemals Arzt gewesen war und im ganzen Gebiete der Naturwissenschaft einen staunenswerthen Schatz von Kenntnissen besaß. Er hatte ein in jeder Be-

ziehung genußreiches Leben plötzlich mit der Enthaltsamkeit des Klosters vertauscht und war aus einem Freigeiste ein Frömmler geworden, weil er sich von einer der seltensten Art Gewissensbisse erfaßt gefunden hatte, die mir je vorgekommen ist. — Er maß sich nämlich die Schuld von dem Tode eines ganz armen Menschen bei, den er aus Menschenfreundlichkeit behandelt, aber dadurch getödtet hatte, daß er in seiner wissenschaftlichen Grübelei über die Wirkung eines gewissen Giftes der verschriebenen Mixtur eine Quantität dieses Giftes beigesetzt. Er bildete sich nun ein, daß dies nicht aus Versehen, sondern mit voller Absicht geschehen sei, um die Wirkung jenes Giftes zu erproben. Dieser Gedanke wurde bei ihm zur fixen Idee; er erhielt einen starken Ansatz von Verrücktheit, und dieselbe hörte erst auf, weiter zu wuchern, als er sich durch die Mauern des Klosters von aller Welt abgeschnitten sah.

„Dieser Mann gewann sehr schnell eine ungewöhnliche Liebe zu mir, und seinen Unterhaltungen verdankte ich die Ueberzeugung, daß die ganze Kunst zu leben in der genauen Kenntniß und demzufolge in der Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte liege.

„Von da an erfaßte mich ein unwillkürlicher Drang, mir in diesem Gebiete alle nur möglichen Kenntnisse anzueignen, und während eines sechsjäh-

rigen Aufenthalts im Kloster gelang es mir, in dieser Hinsicht theils durch Selbststudium aus den Schriften des Klosters, die manches alte Mysterium enthielten, theils aus den Unterweisungen meines Klosterbruders einen solchen Schatz von naturwissenschaftlichen Kenntnissen zu sammeln, daß ich kühn behaupten konnte: es sei mir in dem ganzen, von der Menschheit bisher entdeckten Gebiete der Natur Nichts mehr unbekannt."

„Aber Ihre Familie?" fiel der Baron hier ein; „hatte sie denn über Sie jeder weiteren Verfügung entsagt?"

„Es schien fast so," entgegnete der Doctor; „jedenfalls hatte ich mich während der ganzen Zeit um meine Familie noch weniger bekümmert, als sie sich um mich. Erst als ich im Begriffe stand, mich aus dem Kloster zu entfernen, erfuhr ich, daß mein Vater gestorben war und mein älterer Bruder die Herrschaft über die Familiengüter angetreten hatte. In Bezug auf mich, mit dem er in keine directe Verbindung trat, hatte er verordnet: daß ich nach vollendetem zwanzigsten Jahre gefragt werden solle, ob ich mich der mir zugetheilten geistlichen Bestimmung widmen wolle oder nicht. In dem letzteren Falle sollte mir über meine Person die völligste Freiheit gelassen werden, aber unter der kleinen Bedingung, daß ich auf jegliches Erbe, ja auf all und jede Unterstützung seitens der Familie ausdrücklich zu verzichten habe.

„Die Liebe zum Leben hatte durch meine Studien nicht ab- und durch meine klösterliche Zucht noch zugenommen. Im Besitz meiner Kenntnisse, außerdem in meinem Kopfe ausgerüstet mit einer Menge von Ideen und Projecten, um die Menschheit glücklich zu machen, glaubte ich, daß es mir im Leben durchaus nicht fehlen könne; und als ich mein zwanzigstes Jahr hinter mir hatte, unterschrieb ich mit einer Art Wollust die Entsagungsurkunde, durch welche ich für den Besitz einer hohen, einflußreichen Familie — meine Freiheit eintauschte.

„Jetzt standen mir die Pforten des Klosters offen, und ich konnte frei und ungehindert eintreten in das Leben, nach welchem ich so lange gelechzt hatte. Der einzige schmerzliche Augenblick, den mir diese Veränderung meiner Lage bereitete, war — die Trennung von meinem verehrten und geliebten Lehrer, dem Klosterbruder. Die letzten Worte, welche er zu mir sprach, gaben mir ein Zeugniß davon, daß er nach meinem Weggange wieder in den Zustand von Geisteskrankheit verfallen werde, der sich während des Umgangs mit mir nur äußerst selten gezeigt hatte: „„Geh', mein lieber Sohn,““ sagte er zu mir, indem er mich an seine Brust drückte; „„freue Dich Deines jungen Lebens. Aber wenn Du Gifte geben willst, so gieb sie nur den reichen Leuten; denn das Leben der armen ist ohnehin schon genug vergiftet.““ —

23.

Menschenhaß.

„Ich hatte bei meinem Austritte aus dem Kloster noch keine Ahnung davon, daß man Gründe finden könnte, die Menschen zu hassen. Zwar wußte ich nicht, wovon ich meine ersten Bedürfnisse bestreiten würde; aber ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß es mir mit Hilfe meiner Kenntnisse gelingen werde, mir sehr bald eine glänzende Stellung zu verschaffen. Es hätte für mich nur eines Griffes bedurft, um mich beim Verlassen des Klosters in den Besitz einer ziemlich bedeutenden Summe zu bringen. Denn es gab in der Sacristei der Klosterkirche, welche stets offen stand, ein Marienbild, in dessen Krone ein überaus werthvoller Brillant funkelte, der sehr leicht durch einen falschen Stein zu ersetzen war. Allein, wie dachte ich damals an einen Diebstahl?! Selbst die Ueberzeugung von der völligen Unschädlichkeit dieses Raubes für irgend Jemand konnte nicht den Gedanken in mir anfachen, ihn zu verüben. Ich war ehrlich aus Princip. Ich hielt jeden Menschen zum Besitz nur durch den productiven Erwerb berechtigt; und ich zweifelte nicht im geringsten, daß ihm die staatliche Gesellschaft die Gelegenheit zu solchem Erwerbe bieten müsse.

„Hierin sah ich mich gleich bei meinem ersten Eintritt in die Welt vollständig enttäuscht. Ich begab mich zuerst in eine der größten Hauptstädte Deutschlands, um mit Hilfe meiner ärztlichen Kenntnisse mir eine bürgerliche Existenz zu gründen. Da sich meine Familie gänzlich von mir losgesagt hatte, so glaubte ich, diese Lossagung dadurch vervollständigen zu müssen, daß ich auf den Namen und den Stand dieser Familie freiwillig verzichtete. Ich nannte mich daher nach meinem Vaterlande Böhm und trat mit der Prätension auf, durch mein Wissen und Können die leidende Menschheit von ihren körperlichen Plagen zu befreien.

„Wie lächerlich! — Als ich den ersten Patienten, der mir unter die Hände kam, einen von den Aerzten aufgegebenen Schwindsüchtigen, der zufällig ein reicher Mann war, binnen vier Wochen hergestellt hatte, und der Genesene in der Freude seines Herzens mich nicht nur glänzend honorirte, sondern auch seine Heilung durch mich ausposaunte: da fiel das Heer der privilegirten Aerzte unbarmherzig über mich her. Sie empörten sich dagegen, daß ich klüger gewesen war als sie, und daß es nebenbei ein reicher Mann sein mußte, den ich ihnen nun entzogen hatte. Um meine Wissenschaft gründlich zu widerlegen, riefen sie die Polizei zu Hilfe; diese fragte mich nach meiner obrigkeitlichen Befugniß zur Heilung von Krankheiten; und als ich eine solche Be-

fugniß nicht aufweisen konnte, wurde ich von Gerichtswegen der Medicinalpfuscherei schuldig befunden und zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilt.

„Medicinalpfuscherei? — Wissen Sie, was dies Wort heißt? — Aber jedenfalls werden Sie nicht so genau wissen, wie ich: daß die ganze medicinische Praxis unserer Zeit nichts Anderes ist, als eine privilegirte Medicinalpfuscherei; daß diese Aerzte, welche sich in Equipagen brüsten, nichts sind, als concessionirte Quacksalber, welche nach einem angelernten Schema mit ihren Tausenden von Pillen, Kräutern, Mineralien, Mixturen, Salben ꝛc. an dem Körper des Kranken herum experimentiren und nicht das geringste wissenschaftliche Princip ihrem Verfahren zum Grunde legen. — Dies oder jenes Symptom deutet auf diese oder jene Krankheit; und für diese oder jene Krankheit ist dies oder jenes Heilmittel angezeigt. Tausend Krankheiten, tausend Heilmittel! — Da haben Sie die ganze Kunst unserer heutigen Aerzte! Und nun frage ich Sie: thut der Schäfer, welcher das Uebel mit dem Kraute und jenes mit einem andern heilt, nicht ganz dasselbe? Macht es der Quacksalber, der auf den Märkten umher zieht, um ein Haar anders, als daß er für diese Krankheit dieses und für jene jenes Mittel empfiehlt und verkauft? Der ganze Unterschied liegt also darin, daß der Quacksalber in der Equipage noch an dem Apotheker einen Gehilfen hat, der die Mixturen nach

seiner Vorschrift bereitet und verkauft, während der Quacksalber auf den Märkten diese Bereitung und diesen Verkauf selbst besorgt. — Aber die Welt läßt sich so gern etwas weiß machen, wenn es nur auf eine gewisse Art und Weise geschieht; denn sie ist theils zu faul und theils zu dumm, um mittels des Denkens der Weesn Tiefen und so der Wesen wahre Natur zu ergründen. — Mundus vult decipi!"

„Verfuhren Sie denn," fragte der Baron, den diese Mittheilungen außerordentlich interessirten, „bei Ihren Heilungen nach einem andern Principe, als die Aerzte, welche Sie — wie ich glaube, — sehr richtig gezeichnet haben?"

„Ohne Zweifel!" erwiderte Böhm; „denn sonst wäre ich wohl ganz außer Stande gewesen, Krankheiten zu kuriren, welche von den Aerzten nach altem Brauche für unheilbar erklärt werden. — Unheilbar?! Unsinn! Es giebt nichts Unheilbares im Bereiche der Natur. Denn alles Uebel hat eine Ursache, und die Beseitigung dieser Ursache ist die Heilung. Zu beseitigen aber ist Alles, was nicht zum Organismus nöthig ist."

„Würden Sie Sich," fragte der Baron Hartenfels, „dazu verstehen können, mir das neue Princip Ihrer Heilmethode mitzutheilen? Es interessirt mich um so mehr, als ich von der Richtigkeit dessen, was Sie bisher gesagt haben, vollkommen überzeugt bin."

„Ich nehme nicht den geringsten Anstand," ver-

sicherte der Doctor, „Ihre Wißbegierde zu befriedigen; und es wird mit wenigen Worten gethan sein:

„Alles, was der Mensch ist, das ist er durch das Blut, diese eigenthümliche Flüssigkeit, welche seinen ganzen Körper bis in die allerkleinsten lebenden Theile durchströmt, nährt und ausbildet. Wie der Mensch im Mutterleibe durch das Blut entsteht, so besteht er auch durch dasselbe außer dem Mutterleibe. — Krankheit ist nun nichts Anderes als der abnormale Zustand des Blutes oder die regelwidrige Mischung desselben mit schädlichen Säften. Sind diese schädlichen Säfte nur in so geringer Masse vorhanden, daß sie durch den natürlichen Prozeß der Ausdünstung oder der Transpiration täglich aus dem Blute und also auch aus dem Körper ausgeschieden werden, so haben sie weiter keinen Einfluß auf den Körper, und dieser befindet sich wohl. Zeigen sich aber die schädlichen Säfte in solcher Masse, daß sie durch jenen natürlichen Prozeß nicht ausgeschieden werden, oder ist diese Ausscheidung durch Verstopfung der Transpirationscanäle, der Poren, meist durch Erkältung, unmöglich gemacht, so entwickeln jene schädlichen Säfte des Blutes ihren Einfluß auf den inneren Körper; und dieser Einfluß ist es, was man Krankheit nennt. — In den meisten Fällen werden sich die schädlichen Säfte des Blutes bei dessen Kreislaufe an einer besonders schwachen Stelle des Organismus, angezogen durch eine Art magnetischer

Einwirkung, ablagern und dadurch die allgemeine Krankheit auf einen bestimmten Ort concentriren. Daraus entstehen denn die sogenannten örtlichen Krankheiten, welche man nun mit den tausend verschiedenen Namen bezeichnet, in deren Nennung oft die ganze Kunst der Aerzte besteht. — Sie glauben nun zu heilen, wenn sie mit einigen ihrer tausend verschiedenen Mittel den Krankheitsstoff von dem Orte vertreiben dadurch, daß sie dem Orte selbst die Fähigkeit nehmen, die schädlichen Säfte des Blutes anzuziehen. Da sie aber diese Säfte im Blute selbst lassen, so müssen sich dieselben eine andere Stelle der Ablagerung suchen; und indem sie sie finden, wird die Krankheit im Körper selbst nur versetzt worden sein; sie wird nur ihr Domicil und damit ihren medicinischen Namen verändert haben. — Die wahre Heilung des Körpers kann also nur darin bestehen, daß man das Blut von den schädlichen Säften völlig befreit, indem man sie aus dem Körper gänzlich ausscheidet, wie solches die Natur täglich durch den Prozeß der Ausdünstung versucht. Diese Ausdünstung durch künstliche Mittel oder auch auf künstlichem Wege vermehren, sobald die vermehrten schädlichen Säfte solches nothwendig machen: darin besteht das einzig vernünftige Heilverfahren. Denn mit der Beseitigung der schlechten Säfte des Blutes aus dem Körper wird der Krankheitsstoff und

dadurch naturgemäß auch die Krankheit selbst beseitigt sein. — Nun, was sagen Sie dazu?"

„Ich finde," entgegnete Hartenfels, „Ihre Theorie eben so natürlich und vernünftig, wie einfach und klar. Haben Sie nun auf Grund derselben viele glückliche Kuren verrichtet?"

„Sie vergessen," entgegnete der Doctor mit einem sarkastischen Lächeln, „daß ich zunächst wegen Medicinalpfuscherei vierzehn Tage im Gefängniß sitze."

„Ah so!" machte der Baron; „es ist ja wahr. Nun?"

„Nun, ich saß diese vierzehn Tage ab, wie man so sagt. Sie gaben mir außerordentlich viel Muße zum Nachdenken und brachten mich zu einem wohlüberlegten Entschlusse in Bezug auf mein künftiges Verhalten. Ich hatte mich zum ersten Male in meinem Leben überzeugt, daß in der Welt die mit dem Dünkel vermählte Dummheit das Scepter führt; und ich schwor diesem Scepter den erbittertsten Kampf mit allen mir zu Gebote stehenden Waffen.

„Vorerst wollte ich indeß den Versuch machen, den Kampf mit den sogenannten legalen Waffen auszufechten. Als ich daher das Gefängniß verließ, suchte ich bei der Behörde um die Erlaubniß nach, die kranke Menschheit kuriren zu dürfen. Man entgegnete mir, daß dazu die Ableistung eines Examens nothwendig sei. Ich meldete mich zur Ableistung dieses Examens, von vorn herein überzeugt, daß ich

es bestehen müsse und werde. Aber man verlangte von mir die Herbeischaffung eines Zeugnisses, daß ich drei Jahre hindurch auf Universitäten medicinische Collegien gehört habe. Ein solches Zeugniß konnte ich nicht beschaffen; — folglich wurde ich zurückgewiesen!

Mit den legalen Waffen war ich also zu Ende; und ich war nunmehr auf dem Punkte angelangt, mich in die Bahn des Illegalen, des Verbrecherischen begeben zu müssen, um mein Wissen und Können an den Mann zu bringen.

„Zunächst fuhr ich in der sogenannten Medicinalpfuscherei fort, indem ich es nur meine Sorge sein ließ, jeden Beweis gegen mich unmöglich zu machen. Dies gelang um so eher, als ich mich in eine fremde Stadt begeben hatte, wo man mich nicht kannte. Ich erlös'te eine Menge Personen von zum Theil sehr hartnäckigen Leiden. Da aber der geheime Doctor meist nur von armen Leuten angegangen wurde, welche außer Stande wareu, die privilegirten Quacksalber zu bezahlen, so ist es begreiflich, daß ich von dieser Praxis kaum mein Dasein zu fristen im Stande war. Und doch brauchte ich erstaunlich viel, wenn ich meinem noch immer heftigen Triebe zu einem epikuräischen Leben nachhängen wollte.

„Da kündigte einst ein reicher Jude an: er sei erbötig, Demjenigen 10,000 Thaler auszuzahlen, welcher ihn von einem Husten befreien könne, der

ihn schon zehn Jahre peinige, ohne daß irgend einer der vielen Aerzte, die er nach und nach angenommen, im Stande gewesen sei, das Uebel nur im Geringsten zu beseitigen. Der Mann hatte so ziemlich die ganze Pharmakopöe durchmedicinirt und war kränker als zuvor.

„Ich meldete mich bei ihm, gewann sein Vertrauen, unterrichtete ihn von meinen Verhältnissen, die mir geboten, ihm das Versprechen des Schweigens abzunehmen, erhielt dies Versprechen, unterwarf ihn meiner Kur, und — in drei Monaten war mein Patient von seinem Uebel befreit!

„Jetzt kam der Moment der Zahlung. Mein Patient machte keine Miene dazu. Ich erinnerte ihn an sein öffentlich abgelegtes Versprechen. Er erklärte mir: — ich möge ihn darauf hin verklagen! Empört über diese Niederträchtigkeit, ließ ich mich wirklich dazu bewegen, eine Klage einzureichen. Die Sache wurde auf alle mögliche Weise in die Länge gezogen und dauerte fast ein Jahr. Endlich machte mein Gegner geltend, daß ich zur ärztlichen Praxis nicht befugt sei. Es kam dieserhalb zur Untersuchung. Die Wahrheit stellte sich heraus, und die Entscheidung des Gerichts lautete dahin, daß meine Kur eine ungesetzliche gewesen sei, daß mir aus einer ungesetzlichen Handlung keine Rechte erwachsen könnten, und daß ich sonach mit meiner Klage abzuweisen wäre. — Die Sache hatte Aufsehen erregt; die Polizei mischte sich hinein; die Aerzte, von der glück-

lichen Kur in ihrem Dünkel verletzt, halfen das Feuer schüren, und ich wurde — wegen Medicinalpfuscherei des Landes verwiesen.

„Mein Grimm gegen die Menschen im Allgemeinen und gegen den nichtswürdigen Juden im Besonderen überstieg allen Glauben. Ich dürstete nach Rache, und das erste Opfer derselben wurde der Jude. Ich vergiftete ihn durch das Siegellack eines Briefes, welchen ich ihm schrieb; denn vier Wochen nach Empfang desselben war er eine Leiche. Ich hatte nach den Abschiedsworten meines Lehrers gehandelt. Die Aerzte aber verbreiteten die Meinung, der Jude sei in Folge meiner quacksalberischen Kur gestorben, womit sie in gewisser Beziehung allerdings Recht hatten, und der Staat erließ ein Gesetz, nach welchem in Zukunft jedes unbefugte Kuriren mit Gefängniß von zwei Monaten bis zu zwei Jahren bestraft werden sollte.

„Ich sah endlich ein, daß ich den Plan, durch meine medicinischen Kenntnisse mir eine glänzende Existenz zu bereiten, aufgeben müsse. Ich that dies indeß nicht ohne den Schwur, mich an der Menschheit zu rächen. Da sie nicht wollte, daß ich meine Kenntnisse der Naturkräfte zu ihrem Heile anwendete, so sollte sie es dulden, daß sie zu ihrem Verderben angewendet wurden. Das erste Verbrechen, welches ich begangen, hatte mir eine Bahn erschlossen, die ich fest gewillt war, zu verfolgen. Ich wollte vor

Nichts zurückbeben, was dazu geeignet war, mich in diejenige Lage zu versetzen, welche mein Trieb zu einem genußreichen Leben erheischte. —

„Nichtsdestoweniger hing ich noch immer mit einer Art Wonne an dem Gedanken, für die Menschheit irgend etwas Großes und Beglückendes zu schaffen. Es war dies ein seltsamer Widerspruch meines Charakters, den ich mir noch heut nicht erklären kann. Ich haßte die Menschen bereits, und doch hätte ich sie noch gar zu gern recht glücklich gemacht. Das Material dazu glaubte ich zu besitzen. Es gährten in meinem Gehirn eine Menge von Projecten und Plänen, welche alle auf das so viel bespöttelte Volksbeglückungsstreben hinaus liefen. Ich machte die furchtbarsten Anstrengungen, um den einen oder den andern dieser Pläne in's Leben zu rufen; aber immer und überall stieß ich auf Hindernisse der lächerlichsten Art. Bald war das, was ich versprach, den Leuten zu utopisch, so daß sie es mit dumm-dünkelhaftem Lächeln bei Seite warfen. Bald war meine Persönlichkeit eine zu unbedeutende, als daß man mir die Urheberschaft einer großen Idee beimessen konnte. Bald war es der Schlendrian, die Apathie, die Trägheit der Menschen, was meine Vorschläge unbeachtet bleiben ließ. Allmälig wurde ich als Projectenmacher verlacht, verspottet, mit Stichwörtern verhöhnt, ja sogar mit Verleumdungen der absurdesten Art verfolgt. Wohin ich kam, war mir der Ruf eines theils

verdrehten, theils gefährlichen, theils verächtlichen Menschen vorausgegangen und hatte mir jede öffentliche Wirksamkeit unmöglich gemacht. Ich war eine Art Paria, ausgestoßen aus der Gesellschaft, für die ich so viel zu thun entschlossen gewesen, und von ihrem bösen Leumund unerbittlich verfolgt. Diese sonst so träge Masse wurde eifrig und lebendig, wenn es galt, mich mit ihrer bösen Zunge zu verfolgen. Jede gute That, die ich wirklich ausgeübt, sah ihren Ruf nicht über den kleinen Kreis hinausgehen, innerhalb dessen sie vollführt worden war; jeder böse Streich, den ich verübt haben sollte, fand ein tausendfaches Echo, den das Gerücht davon in alle Welt trug. Ich hatte ein einziges Verbrechen begangen, von dem sprach kein Mensch, weil es kein Mensch ahnte. Aber man sprach von hundert Nichtswürdigkeiten, welche ich nicht begangen hatte! — Darf man sich wundern, wenn ich endlich zu einem entschiedenen Menschenfeinde wurde?

„Es war endlich fester Entschluß in mir geworden: ich wollte nicht nur so schlecht werden, wie die Welt mich machte, sondern noch unendlich schlechter; und von da an datirt in meinem Leben eine Reihe verbrecherischer Handlungen, welche ich noch keinen Augenblick bereut habe, weil ich sie nur als den Ausfluß eines gerechten Rachegefühls betrachte. — Ich betrat die klippenvolle Bahn eines Industrieritters, und obgleich ich auf derselben nicht geradezu

unglücklich war, so wollte es mir seltsamerweise doch niemals gelingen, den jetzigen Hauptzweck meines Lebens, Reichthum um jeden Preis, zu erreichen. Erst als ich durch die Verbindung mit Ihnen meine Selbstständigkeit verlor, gewann ich das, was ich bis dahin vergeblich erstrebt hatte: die Mittel zu einem genußreichen Leben."

„Und nun?" fragte der Baron, der die Erzählung des Doctor Böhm noch in vieler Beziehung lückenhaft fand.

„Und nun," entgegnete der Doctor, „Sie werden es kaum glaublich finden, was ich Ihnen sage; allein es ist eine Thatsache: Ich habe den Boden eines Urtheils über mich verloren: ich weiß nicht mehr, was ich will! — Bald möchte ich inmitten der gehaßten Menschheit wie ein Sybarit leben und sie so verhöhnen; bald möchte ich wieder vor ihrem mir verhaßten Anblick fliehen und mich in den Urwäldern Amerika's vergraben; bald erfaßt mich die Lust, eine allvernichtende Geißel dieser Menschheit zu werden; bald empfinde ich das Verlangen, mir ein idyllisches Glück zu gründen. Mit einem Worte: ich kenne mich selbst nicht mehr!"

„Vielleicht," nahm der Baron das Wort, „würde es mir möglich sein, Ihnen den verlorenen Boden wiedergewinnen zu helfen, wenn Sie mich noch über den einen Punkt aufklären wollten, von welchem Ihre Herzensergießung eigentlich ausging, den Sie

aber in dem ganzen Verlaufe Ihrer Erzählung nicht berührt haben."

„Ich verstehe Sie," erwiederte der Doctor, „und Sie haben Recht. Es ist da eine große Lücke in meiner Darstellung entstanden, mehr durch den Drang nähergelegener Thatsachen, als durch Absicht der Verschweigung. Ich werde diese Lücke sogleich ausfüllen und mich dann vertrauensvoll Ihrem Urtheile und Ihrer Wegweisung überlassen." —

24.

Eine offene Intrigue.

„Aus alledem," nahm der Doctor wieder das Wort, „was ich Ihnen über meine Erlebnisse mitgetheilt, werden Sie ersehen haben, daß mein Haß gegen die Menschen einen doppelten Grund hatte: Einmal war es das, was die Menschheit gegen mich gethan, zum andern das, was man mich gehindert hatte, für die Menschheit zu thun. Ich war also gewissermaßen Menschenfeind aus Menschenliebe geworden; und diese Art Menschenfeinde sind stets die unerbittlichsten und gefährlichsten. Sie begnügen sich nicht damit, die Menschen stillschweigend zu verachten, sondern sie sind bestrebt, sich an den Menschen zu rächen.

„Was den unglückseligen Gemüthszustand, in dem ich mich dadurch befand, noch vermehrte, war der Umstand, daß unmittelbar neben meinem Menschenhasse ein nicht zu bewältigender Trieb der Liebe zum Weibe existirte. Er beruhte, ganz unabhängig von meinem Willen, in meiner durchaus sinnlichen Natur und brachte mich stets mit mir selbst in Conflict. Während ich Tag und Nacht darauf sann, die Menschen zu verfolgen, zu peinigen, zu vernichten, — brannte ich vor Verlangen, von den Weibern geliebt zu werden. Ich rede dabei nicht von den vorübergehenden Gunstbezeugungen, die man sich in unserer geld-jagdlustigen Zeit von der größeren Masse des weiblichen Geschlechts leider und sehr leicht erkaufen kann; — denn diese ekelten mich unmittelbar nach ihrem Gewähren an. Ich rede vielmehr von jenem Rausche des Herzens, von jener Hingebung der Seele, von jenem geistigen und körperlichen Ineinander-aufgehen, von allen diesen höheren Momenten, welche die Geschlechtsliebe zu einem so würdigen Gegenstande poetischer Verherrlichung gemacht haben. —

„Und an der unbefriedigten Sehnsucht nach dieser Liebe wurde ich inmitten meines Menschenhasses krank. Denn seltsam! so überwältigend auch der sinnliche Eindruck war, den ich auf fast alle Frauen zufolge meiner äußeren, auf Viele dämonisch wirkenden Erscheinung machte, so schnell war derselbe

nach der ersten Vertraulichkeit verschwunden. Ich machte an mir die schreckliche Entdeckung, daß ich zu erobern, aber nicht zu fesseln verstand. Dies brachte in mir eine Principienlosigkeit in der Liebe hervor, die nahezu an die Liederlichkeit grenzte; und da die Regungen meines Herzens und meiner Sinne ohne allen sittlichen Halt umherschweiften, so fand ich sehr bald ein Mittel, um meinen Menschenhaß mit meiner Frauenliebe zu vereinigen: Ich gefiel mir in der Rolle eines Verführers verheiratheter Frauen oder solcher, die dafür gelten. — Da haben Sie die einfache Auflösung des Räthsels meines Herzens!"

„Sie ist trotz ihrer Einfachheit originell genug!" sagte der Baron. „Aber sollten Sie nicht durch die Macht einer ungewöhnlichen Schönheit von dieser Krankheit zu heilen sein?"

„Ich glaube dies selbst," entgegnete der Doctor; „und da wir einmal offen miteinander reden, so will ich Ihnen bekennen, daß ich von einem ähnlichen Gedanken oder Gefühle geleitet wurde, als ich zum ersten Male die Frau sah, welche —"

Der Doctor stockte.

„Welche für die meinige gilt!" ergänzte der Baron. „Hermine!"

„Richtig!"

„Lieben Sie sie in einer Weise, daß Sie Sich von dem Glücke dieser Liebe eine Umwälzung in

Ihrer ganzen Gefühlsrichtung, ich möchte sagen, eine Umkehr Ihres innern Menschen versprechen könnten?"

„Ich glaube das."

„Hören Sie," nahm der Baron die Rede auf. „Seitdem ich in Bezug auf mein ursprüngliches Ziel, mir die Welt durch die Macht des Geldes zu Füßen zu werfen, kaum mehr Etwas zu wünschen übrig habe, finde ich mich manchmal von reu= und wehmüthigen Gedanken beschlichen, in so weit wenigstens, als ich mich nach einem Zeitpunkte äußeren und inneren Friedens sehne. Noch ist dieser Zeitpunkt nicht da; noch habe ich eine große Mission zu erfüllen; denn ich muß der Menschheit durch ihr eigenes Verderben zeigen, zu welchem Abgrunde der Cultus des goldenen Kalbes führt. Aber alsdann, wenn dies geschehen ist, und wenn ich die Menschheit wieder heraus gezogen habe aus diesem Abgrunde, in welchen ich sie zur Warnung und Belehrung selbst gestoßen; dann möchte auch ich glücklich werden. Dies Gefühl erzeugt in mir philanthropische Gelüste; und aus solchem Gelüst möchte ich Sie schon jetzt glücklich machen. Ich habe da einen großen Plan. Wenn mit diesen Völkern hier, wie ich fast fürchte, Nichts anzufangen ist, so veranstalte ich eine allgemeine Auswanderung der besseren Elemente nach Australien und gründe dort einen Staat, dessen erster und einziger Zweck die auf natürlichen

Basen ruhende allgemeine Glückseligkeit ist. — Was sagen Sie dazu?“

„Ich finde die Idee himmlisch und durchaus nicht — wie die Menschen alles erhabene Neue finden — utopisch.“

„Sie ist auch wahrhaftig nicht utopisch; oder vielmehr, sie ist so recht eigentlich dazu da, das Utopien zu einer Wahrheit zu machen. — Wie seltsam doch diese Menschen sind mit ihrer Bespöttelung der Ideologen und Idealisten! Sie wandeln mitten in einer Vollkommenheit des Schlechten, und sie bezweifeln die Möglichkeit der Vollkommenheit des Guten, trotzdem sie ihren Gott, den höchsten Begriff des Guten, allmächtig nennen. Es ist wirklich eine dumme Welt!“

„Also auf Ihr Utopien zurück zu kommen —“

„Richtig! Wollen Sie mein Johannes sein?“

„Wie das?“

„Mein Vorläufer. Ich möchte Sie schon jetzt nach Australien schicken.“

Bei dieser Eröffnung machte der Doctor ein seltsames Gesicht. Es spiegelte sich auf demselben ein besonderer Gedanken seiner Seele ab; und dieser Gedanken drückte ungefähr die Frage aus: Bin ich Dir bei Deiner Frau so gefährlich, daß Du den Ocean zwischen mich und sie werfen möchtest?“ —

Der Baron errieth auf's allergenaueste, was in

der Seele des Doctors vorging; und er konnte sich eines merkbaren Lächelns nicht erwehren.

„Nein, mein Freund!“ sagte er mit einem Ausdruck, der seinen Worten alles Höhnische nahm, was möglicherweise darin liegen konnte. „Ich denke mich nicht in die Rolle eines Ministers hinein, der Demjenigen, welcher seiner Geliebten gefährlich werden könnte, eine Gesandtschaft in's Pfefferland überträgt. Ganz im Gegentheil, ich wünschte, Sie machten die Reise mit dieser Geliebten zusammen, indem Sie sie entführten.“

Jetzt erreichte das Erstaunen des Doctors den höchsten Grad. Es war ihm noch nie der Gedanken gekommen, daß der Baron Hermine, die so überirdisch schön war, nicht lieben sollte. Er hatte zwar vermuthet, daß sie nicht seine angetraute Frau sein möchte; allein dies konnte bei Männern von so vorurtheilsfreien Ansichten, wie die ehemaligen Freimünzer waren, von keinem Einflusse auf ihre Gefühle sein. Was man von dem Verhältnisse des Barons zu seiner Gattinn sah, deutete auf seine Liebe zu ihr; denn er galt im Besitze dieses reizenden Weibes für einen beneidenswerthen Mann. — Der Doctor wußte also effectiv nicht, was er von der unerwarteten Eröffnung des Barons denken sollte.

Hartenfels kam ihm zu Hülfe.

„Ich bin Ihnen nach dem, was ich so eben

sagte, eine Erklärung schuldig," ließ er sich aus. „Hören Sie also:

„Hermine und ich sind zunächst nicht verheirathet. Eine Verkettung von Umständen, die mit meinen Pflichten als Freimünzer im Zusammenhange standen, hat uns zueinander geführt. Sie liebt mich; aber ich liebe sie nicht! — Ach, ich werde wohl nie das Weib finden, das ich lieben kann!" fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Es entstand eine kleine Pause.

In dem Herzen des Doctors ging eine merkwürdige Veränderung vor. Hätte es sich um eine andere Frau gehandelt, sein Interesse für sie würde durch eine solche Eröffnung plötzlich erkaltet sein. In Bezug auf Hermine fand das Gegentheil statt: Die Aussicht, sie besitzen zu können, verwandelte seine bisher unlautere Flamme für sie in die edelste Liebe. — Er wartete daher mit einer Art Spannung darauf, daß der Baron fortfahren würde.

Dieser hob denn auch endlich an:

„Hermine ist als Weib ein vortreffliches Wesen, aller Liebe fähig und aller Liebe würdig, ich könnte sogar sagen, aller Liebe bedürftig. Sie hat nur einen einzigen Fehler: die Sucht, eine vornehme Dame sein zu wollen; und darum ist es nicht sowohl der Reichthum, als vielmehr der Namen und der Stand eines Mannes, was bei ihr zum Verführungsmittel wird. Ich bin es sogar fest überzeugt, daß sie mich

blos deshalb liebt, weil sie mich in Folge des mich umgebenden Gerüchts für einen verkappten Prinzen hält, der dereinst seine Maske fallen lassen wird. Ein solcher Charakter muß in der heutigen Gesellschaft unfehlbar auf Abwege gerathen und endlich untergehen; aber er wird fähig sein, den höchsten Grad von Liebesglück zu bereiten in einer Sphäre, wo man die Narrheit des Standes nicht kennt: in der neuen Welt zum Beispiel."

Da der Baron hier inne hielt, wie um sich zu besinnen, in welche Form er seine weiteren Gedanken bringen sollte, so fragte der Doctor, der auf die Entwickelung gespannt war:

„Und Sie wollen damit sagen —"

„Ich will damit ganz einfach sagen," fuhr der Baron entschlossen fort, „daß — wenn Sie Sich Herminens Liebe gewinnen können und sie nach Australien entführen, — drei Menschen glücklich sein werden, Hermine, Sie und ich, dieselben drei Menschen, welche jetzt nichts weniger als glücklich sind."

„Das ist allerdings entscheidend!" bemerkte der Doctor. „Und Sie sind also entschlossen, Hermine zu meinen Gunsten aufzugeben?"

„Im Gegentheil," verbesserte der Baron, „Hermine soll zu Ihren Gunsten mich aufgeben. Sie würde untröstlich, vielleicht sogar von Wuth und Rache erfüllt werden, wenn sie erführe, daß ich mich von ihr losgesagt habe; aber Sie wird es ganz in

der Ordnung finden, daß sie sich von mir lossagt, wenn sie einen Andern lieben lernt und zugleich erfährt, daß ich weder ein Prinz, noch ein Herzog, noch selbst nur ein Baron bin, sondern — — doch Sie kennen ja den Stand, aus welchem Sie mich durch einen beliebigen Namen heraus gehoben. Machen Sie Gebrauch davon, um Hermine zu gewinnen und — zu entführen."

„Ah," meinte der Doctor, „das ist also eine förmliche Intrigue."

„Ja," bestätigte der Baron; „aber glücklicherweise eine offene. Sie wird gegen Niemandes Glück gerichtet sein; und ihr Ausfall wird Niemand überraschen." —

In diesem Augenblicke trat Morawsky mit einer Hast in's Zimmer, welche andeutete, daß er dem Baron eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Der Baron, der dies sogleich erkannte, und deshalb den Doctor zu entfernen suchte, fragte zu diesem Zwecke:

„Nun, mein Freund, wo haben Sie Hermine gelassen?"

„Beim Concert!" erwiederte Morawsky. „Ich komme blos — —"

„Oh ich weiß!" fiel ihm Hartenfels in's Wort. „Aber Hermine darf durchaus nicht ohne ihren Cavalier sein, und gewiß wird der Doctor die Güte haben, Ihre Stelle einzunehmen."

Diese Worte waren mit einem bedeutungsvollen Blick begleitet, den Böhm sogleich verstand, weshalb er sich denn auch ohne weitere Erklärungen erhob, um sich zu entfernen.

„Sagen Sie Herminen," rief der Baron dem Abgehenden nach, „wir würden später hinüber kommen, um sie abzuholen, und noch ein wenig dem Tanze zuzuschauen."

Der Doctor entfernte sich mit einer Verbeugung.

25.

Rückerinnerungen.

„Nun, mein Freund," sagte der Baron zu Morawsky, indem er ihm einen Platz an seiner Seite anwies; „was haben Sie mir mitzutheilen?"

„Die Gräsinn wird in zwei Tagen hier sein!" antwortete Morawsky.

„Gut; wir sind ja darauf vorbereitet. Freilich wird es kein voller Beweis sein, den wir ihr liefern können. Denn nach dem Atteste der Administration des Findelhauses zu B. sind an dem Abende meiner Aussetzung zufällig drei Knaben dort eingeliefert worden. Sie behaupten, daß dem Sohne der Gräsinn kein Erkennungszeichen mitgegeben worden ist, während ich ein solches in der mit dem Namen

„Felix" gezeichneten Windel besitze, ein Umstand, den wir demgemäß zu verschweigen hätten; denn er scheint zu beweisen, daß ich der Sohn der Gräfinn nicht bin."

„Da die Gräfinn von dem Verlangen, ihren Sohn zu finden, so sehr erfüllt ist, so wird sie in Bezug auf die Beweisführung nicht scrupulös sein."

„Das glaube ich allerdings auch. Und überdies ist es mir unendlich lieb, daß ich der rechte nicht bin."

„Warum?"

„Weil es mir leid thun sollte, in der Gräfinn die Frau wirklich zu sehen, die ich, ohne sie zu kennen, seit der Zeit, da ich denken lernte, gehaßt habe."

„Sie haben Ihre Mutter gehaßt?"

„Noch unendlich viel mehr als meinen Vater. — Doch lassen wir das jetzt! — Wissen Sie, daß Hermine nächstens sich entführen lassen und mich zum Wittwer machen wird?"

„Sie setzen mich in Verwunderung, mein Freund, besonders da Sie mir diese Eröffnung mit der heitersten Miene von der Welt machen."

„Warum sollte ich nicht? Ist es doch ein recht sehr gutes Werk, für das ich da intriguire und intriguiren lasse. Es hat mich einmal eine humane Laune erfaßt. Ich will zwei Menschen glücklich machen. — Zwei? — Nein, ich vergaß ja mich! Also drei!"

„Sie haben es also heut darauf abgesehen, mich in Verwunderung zu setzen?“

„Ei, mein Gott, Freund, was ist dabei zu verwundern? Sie müßten es doch längst gefühlt haben, wenn ich es Ihnen auch nicht gesagt hätte, wie namenlos unglücklich ich mich von jeher in den Banden fühlte, welche mich an ein ungeliebtes Weib fesseln. Ich habe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß es keinen unglückseligeren Zustand giebt, als das eheliche Verhältniß mit einer Frau, die man nicht lieben kann.“

„Aber ein so schönes, reizendes Weib, wie Hermine —“

„O, mein Freund, Sie gehören doch nicht auch zu dem großen Troß, der das Glück eines Mannes nach der körperlichen Vollkommenheit seines Weibes abmißt? der da sagt: „„Wir wissen nicht, was der Mann will; er fühlt sich unglücklich in seiner Ehe und hat doch eine so schöne Frau!““ — Die Narren! Sie wissen nicht oder wollen es nicht wissen, daß die Schönheit wohl Anfangs reizen, aber nicht für die Dauer fesseln kann; daß dieser Reiz des Aeußern mit jedem Tage, mit jeder Betrachtung an Schärfe verliert; daß man sich an Nichts so leicht und so schnell gewöhnt, wie an die Schönheit der menschlichen Form, und daß Einem Nichts alltäglicher werden kann, als ein hübsches Gesicht. — Der geistig begabte Mann kann in der Ehe, wenn er

sich ihren unvermeidlichen Fesseln überhaupt zu fügen vermag, nur dann nicht unglücklich oder sogar glücklich sein, wenn die Frau Eigenschaften des Geistes und des Herzens besitzt, die ihn nöthigen, zu ihr hinauf zu blicken, und durch deren immer neue Entfaltung sie die Ehe vor dem gefährlichsten Feinde des Eheglückes, der Monotonie, zu bewahren versteht. Das ist das Geheimniß; und dies Geheimniß besitzen in der Welt so wenige Frauen! Kann es einen besseren Erklärungsgrund für die Erscheinung geben, daß die meisten genialen Männer durch die Ehe unglücklich werden?! Die Ehe ist nur für die Dutzend-Menschen geschaffen, für jene zweibeinigen Thiere ohne Federn, welche nicht mehr Geist besitzen, als zur Führung eines Geschäfts und einer Wirthschaft nothwendig ist. Die sind glücklich, denn ihr Glück besteht in ihrer Zufriedenheit; und sie sind zufrieden, weil sie nichts Höheres erstreben können, als was sie besitzen: ein gutes Geschäft, eine hübsche Frau und — vielleicht noch eine halbe Mandel Kinder! — O, wie mich das anekelt!"

Der Redner war bei diesen letzten Worten so heftig geworden, daß Morawsky sich förmlich erschreckt fühlte. Um die dadurch entstandene peinliche Pause zu unterbrechen, sagte er mit erzwungener Heiterkeit:

„Ei, mein Freund, ich hätte sie niemals für einen so heftigen Feind der Ehe gehalten."

„O, ich bin auch kein Feind der Ehe an sich,"

erwiderte der Baron, „sondern nur ein Widersacher der herkömmlichen Ansichten über die Ehe.“

„Sie haben also Hermine nie geliebt?“ fragte Morawsky, um dem Gespräche eine Wendung auf das Speciellere zu geben.

„Niemals!“ versicherte Hartenfels; „niemals, obgleich ich mir wahrhaftig manchmal Mühe gegeben habe, es mich selbst glauben zu machen.“

„Und Sie sind —“ forschte Morawsky weiter, „Sie sind — verzeihen Sie meiner Freundschaft diese Indiscretion — auch sonst niemals verliebt gewesen?“

„Verliebt?“ entgegnete der Baron; „das ist das rechte Wort für das, was ich einst war. O ja, ich bin einst verliebt gewesen, das heißt, ich habe vor einiger Zeit mit sinnlicher Leidenschaft an einem Mädchen gehangen. Wenn ich bedenke, was ich damals empfand, als ich sie verlor, und was ich jetzt empfinde, dann werde ich ganz entschieden irre an dem, was man mit dem Worte Herz und mit dem Ausdruck: Stimme des Herzens, bezeichnet. Damals, als sie mich verließ, war ich dem Wahnsinn nahe, und jetzt, wenn sie mir wieder entgegen träte, würde ich sicher nicht einmal empfinden, daß sie da ist. Macht dies die Macht der Zeit? Aber die Zeit ist doch kein Wesen! — O, mein Freund, beklagen Sie mich, ich glaube wahrhaftig, ich habe kein Herz, habe nie eins gehabt, und es mag sein, daß ich darum

der Verwahrlos'ten einer bin, weil ich keine Mutter gehabt habe."

„Und wenn Sie diese Mutter nun fänden?"

„Sie meinen doch nicht, daß die Gräfinn Nesseloff wirklich meine Mutter sein könnte?"

„Und warum nicht? Es widerspricht dem zwar Manches. Indeß, wer weiß?! Vielleicht giebt die Stimme des Blutes den Ausschlag über Alles."

„Die Stimme des Blutes? O, Sie wissen ja, ich gebe Nichts darauf. Sehen Sie, da haben Sie gleich den Beweis: die Gräfinn hat mich, ich habe die Gräfinn hier gesehen, hier in Heimburgshöh, als sie noch wie eine Wahnsinnige spielte, und ich, ein armer junger Mensch, um sie herum ging; und die Stimme des Blutes hat Nichts gesprochen!"

„Aber in mir spricht jetzt die Stimme des Herzens, und diese sagt mir, — was mich schon seit Ihrer Mittheilung über Ihre Findelkindschaft wie eine Ahnung beschlich, — sagt mir, daß uns der Himmel den industrieritterlichen Coup, diesen mir so schrecklichen Betrug, ersparen wird, indem er es klar macht, daß Sie der wirkliche Sohn der Gräfinn sind."

„Das möge der Himmel verhüten!"

„Wie? und warum?"

„Weil ich alsdann die Gräfinn, die ich zur Vergeltung für ihre Liebe zu mir lieben möchte, zur Vergeltung für das meiner frühesten Jugend berei-

tete Geschick hassen müßte. Ich habe es mir geschworen, meine Mutter zu hassen."

„Wiederum Haß?! Aber mein Freund, Sie sind fürchterlich in diesem allgemeinen und unerbittlichen Hasse gegen Alles, was Ihnen früher nahe trat."

„Kann ich dafür, daß Alles, was mir nahe getreten ist, mich so mißhandelte, daß ich hassen mußte? Wenn ich mein Leben in der Rückerinnerung durchlaufe, — wie Viele, die mich mit Füßen traten! und wie Wenige, die mich an ihre Brust zogen!"

„Wenige? also doch Einige!"

„Eigentlich nur Einer. Mein alter Vater Kurd! und dann — — o ja, es steigt aus den Reminiscenzen meiner gräßlichsten Lebensperiode noch ein anderes liebliches Bild auf, das Bild eines weiblichen Wesens, welches mir einst mild und gut wie ein Engel erschien."

„Sie machen mich neugierig, mein Freund! Ein Weib, das Ihnen als Engel erschien, — und doch hoffentlich noch erscheint."

„Wenn sie erschiene, ja; aber — aber" —

Felix verfiel in eine Art träumerischen Hinbrütens. Er fuhr in Absätzen fort:

„Ich hatte ihr damals einen kleinen Dienst geleistet, für den sie zwei Goldstücke ausgesetzt hatte. — Sie war eine Engländerinn, Miß Anna Edwards hieß sie; — vermuthlich war sie reich. — Meine dürftige Lage rührte sie; — o, sie hatte gewiß ein

Herz. — Sie bot mir statt der zwei Goldstücke eine ganze Rolle an; — gewiß fühlte sie es heraus, daß ich ein Mann von Bildung war. Aber ich war auch stolz, und darum wies ich ihr Geschenk zurück. — Schön war sie! O, ich sehe ihre Gestalt und ihr herrliches Antlitz, aus welchem Geist und Seele sprachen, noch heut lebhaft vor mir, denn ich habe sehr viel an sie gedacht seit jener Zeit. — Wissen Sie, Freund, daß das ein Weib gewesen wäre, welches ich wirklich hätte lieben können, ich, der noch niemals wirklich geliebt hat!? — — Aber, mein Gott, Morawsky, Sie hören ja gar nicht einmal zu."

Der Angeredete zeigte in der That in seinem Gesichte einen Ausdruck, welcher den Baron zu diesem Zurufe wohl berechtigen konnte. Er war ersichtlich mit dem Ergründen einer der gegenwärtigen Mittheilung ganz fremden Sache beschäftigt.

„Nun, worüber grübeln Sie denn? ich bitte Sie!" rief Hartenfels wiederholt, indem er seinen Freund am Arm schüttelte, um ihn zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen.

Morawsky fuhr auch wirklich auf und sagte:

„Woran ich gedacht habe?"

„Freilich! Es muß etwas sehr Wichtiges sein. Was ist's denn?"

„Sie nannten da vorhin den Namen Kurd."

„Nun ja, den Namen meines alten väterlichen Freundes, von dem ich Ihnen ja schon erzählt."

„Ganz recht, und eben darum! Sie sagten mir, daß Sie viel darum gäben, wenn Sie wüßten, wo der alte Mann geblieben und zu finden wäre.“

„Natürlich! Er ist der Einzige, der so recht mit vollem, ganzem Herzen an mir gehangen hat, als ich noch ein armer Bursche war. Wie gern möcht' ich ihm jetzt vergelten, was er an mir gethan. Aber ich fürchte, er ist todt.“

„Das ist's ja eben, was mich so ärgert! Ich muß meinen Kopf nicht beisammen gehabt haben, als ich das las.“

„Aber was denn, Morawsky? Sind Sie denn plötzlich verdreht worden?“

„Nun, da ist's! ich hab's heraus! Der alte Kurd ist nicht todt!“

„Wie? was sagen Sie?“

„Lesen Sie denn nicht die Zeitungen?“

„Sie wissen ja, daß sie mich anwidern.“

„Aber ich habe es gelesen, ganz vor kurzem; ich grüble nur eben, in welchem Journal. Es war von einem alten Manne, Namens Kurd, die Rede.“

„Aber wie sollte denn mein guter Kurd in die Zeitungen kommen?“

„Ja, was weiß ich?! Genug, es ist so! Es spielte in dem Artikel auch Paris eine Rolle, und dann war von einer Schlägerei in Sachsenhausen berichtet — oh, halt! jetzt hab' ich's! Es stand im Frankfurter Journal.“

Felix war aufgesprungen.

„Im Frankfurter Journal?“ fragte er hastig. „Wissen Sie das gewiß?“

„Ganz sicher!“ betheuerte Morawsky.

„Wie lange ist es her?“

„Einige Tage, nicht länger.“

Der Baron schellte.

„Doch nein!“ rief er aus. „Gehen wir selber hinüber in das Kurhaus, um das Blatt aufzusuchen. Ich habe keine Ruhe, so lange zu warten. O, mein wackerer Kurd! wenn ich Dich wiederfände —“

Er hatte Morawsky von dessen Sitze aufgezogen und trieb ihn nach der Thür zu.

„Kommen Sie! kommen Sie eiligst!“

„Jetzt weiß ich es ganz genau!“ rief Morawsky, der die Sache durchaus mittels seines Gedächtnisses aufklären wollte. „Der alte Kurd ist in Paris und hat von dort aus nach Sachsenhausen geschrieben.“

„In Paris?“ sagte Felix. „Gut, mein Freund, so werden wir in zwei Tagen nach Paris reisen.“

„Aber daher kommt ja eben die Gräfinn, und wir kreuzen uns dann!“ wandte Morawsky ein, dem dieser Eifer denn doch nicht nothwendig scheinen wollte.

„Die Gräfinn?“ entgegnete Felix. „Nun, sie kann warten. Kommen Sie nur! Es liegt mir weit näher am Herzen, einen in jeder Beziehung guten Vater, als eine unter allen Umständen schlechte Mutter zu finden!“

26.

Die Actienzeichnung.

Während der Baron von Hartenfels mit allerhand persönlichen Angelegenheiten beschäftigt war, ging das von ihm in's Leben gerufene großartige Bankunternehmen mit schnellen und sicheren Schritten seinem Ziele entgegen.

Die Mitglieder des ehemaligen Freimünzerordens, von denen jedem einzelnen seine Rolle zugetheilt und genau vorgezeichnet war, entwickelten eine ganz ungemeine Thätigkeit.

Die neue Art, unermeßliche Geldsummen aus dem Nichts hervor zu zaubern, hatte sie in einen Rausch versetzt, durch den sie fähig wurden, mit den unglaublichsten Anstrengungen die kühnsten Speculationen zu verbinden.

Die Geldgier, mit jedem Acte der Befriedigung wachsend, wie sie nach jedem Acte der Befriedigung sich immer wieder von neuem gebar, zeigte sich als eine Leidenschaft, fanatischer und wilder, als es irgend eine der vielen in der Brust der Menschen tobenden Leidenschaften sein konnte.

Das Hauptdomicil des bereits unter dem Namen einer europäischen Creditbank auftretenden Instituts war und blieb Heimburgshöh. Aber in allen nur

einigermaßen bedeutenden Verkehrsplätzen des ganzen Landes erhoben sich Commanditen, deren jede einen besonderen Vorstand und einen besonderen Wirkungskreis erhielt, während die Ausgabe der Noten, die Zeichnung der Actien, so wie überhaupt das ganze Bilancewesen zum Ressort der Hauptbank gehörte.

Die Anlage-Capitalien der verschiedenen Commanditbanken waren nach der Bedeutung des Platzes für den Verkehr verschieden. Das Verfahren aller aber lief auf folgende Machination hinaus:

Zuerst wurden bei der Gründung der Creditbank selbst die öffentlichen Blätter überschwemmt mit Anzeigen aller Art, in denen das neue Unternehmen als ein solches dargestellt ward, welches den Credit höbe und allgemein machte und dadurch dem Handel, der Industrie und allen Verkehrszweigen unermeßliche Mittel zu ihrem großartigsten Aufschwunge an die Hand gäbe.

Als ein weiterer Vortheil wurde hervorgehoben, daß durch die Mobilisirung des Credits, das heißt durch die finanzielle Betheiligung aller Welt an der Capitalmacht und demgemäß an dem Gewinne der Bank, auch dem kleinsten Capitalbesitzer eine Gelegenheit geboten werde, sein Geld auf die vortheilhafteste und sicherste Weise anzulegen.

Indem die Bank außer den gewöhnlichen Zinsen noch eine mehrprocentige Dividende in Aussicht stellte, machte sie es allen Capitalbesitzern klar, daß Nichts

vortheilhafter für sie sein könnte, als sich durch Actienzeichnung an der Bank zu betheiligen.

Als die öffentliche Meinung in solcher Weise für das neue Unternehmen, von dem sich alle Welt goldene Berge versprach, vollständig gewonnen worden war, traten die einzelnen Commanditbanken mit ihren Actienzeichnungen hervor.

Sehen wir uns das Verfahren einer derselben etwas näher an:

Das Gesamtcapital der Commandit-Bank, mit welchem sie ihre gewinnbringenden mercantilen und industriellen Unternehmungen beginnen wollte, wurde auf 50 Millionen Gulden angesetzt in 500,000 Actien à 100 Gulden.

Von diesen 500,000 Actien waren den Unternehmern der Commanditbank 300,000 Stück vorbehalten, während 200,000 Stück der Zeichnung von Seiten der Privaten preisgegeben wurden.

Bedingung war: daß jeder Zeichner von Actien gleich bei der Zeichnung 10 Procent, d. h. den zehnten Theil der gezeichneten Summe, baar einzuzahlen hatte. Die spätere allmälige weitere Einzahlung der übrigen 90 Procent wurde für den Fall vorbehalten, daß die Bank zu ihren Unternehmungen größerer baarer Summen bedürfe. Derjenige Zeichner, resp. Besitzer von Actien, welcher alsdann außer Stande war, die Einzahlung zu leisten, verlor sein Anrecht an die gezeichneten Actien sowohl, wie an

das darauf bereits eingezahlte Geld, welches letztere der Bank zu Gute kam.

An den zur Zeichnung bestimmten beiden Tagen war das Gebäude der Commanditbank von Menschen aller Art förmlich umlagert.

Schon lange vor Tagesanbruch und vor der zum Beginn der Zeichnung bestimmten Stunde standen Leute aller Stände in dichten Haufen vor der Eingangsthür des Bankgebäudes, der Eröffnung desselben entgegen harrend.

Wer sich nur irgend in dem Besitze einer kleinen Summe baaren Geldes befand, oder wem es gelungen war, sich eine solche zu verschaffen, hatte sich eingefunden, um, auf diese Geldmacht gestützt, eine zehn Mal größere Summe zu zeichnen, und sein baares Geld für einen Quittungsbogen hinzugeben, auf welchem die erste Einzahlung quittirt, und dem Inhaber das Anrecht auf so und so viel Actien im Betrage einer zehn Mal so großen Summe zugesprochen war.

Jeder dieser Verblendeten glaubte alsdann den Ort mit dem Bewußtsein verlassen zu können, ein zehn Mal so reicher Mann von dannen zu gehen, als er gekommen war. Was die Pflicht der späteren weiteren Einzahlung betraf, so kümmerte diese die Meisten gar nicht, indem sie dachten: daß sich bis dahin schon Rath schaffen lassen werde.

Aber ehe es so weit kam, daß sich die Bethei=

ligten in dieser Art des Documents über ihren imaginären Reichthum erfreuen konnten, waren noch eine Menge von Hindernissen zu besiegen.

Als mit dem Schlage sieben Uhr die Thür des Bankgebäudes sich öffnete, sah man den Eingang mit einer Barricade versperrt, welche nur so viel Raum ließ, daß ein einzelner Mensch eben hindurch gehen konnte.

Er befand sich alsdann innerhalb einer eben so schmalen, von zwei Barrièren gebildeten Galerie, welche durch den Hausflur bis an ein großes breites Schiebefenster führte, hinter welchem drei Beamte der Bank saßen, große Bücher und Papiere aller Art vor sich habend.

Der Herangetretene gab dem ersten Beamten seinen Namen und die Summe an, welche er zeichnen wollte, zahlte dem zweiten Beamten den Betrag der zehn Procent dieser Summe in baarem Gelde ein, und empfing von dem dritten Beamten den gedruckten und schnell ausgefüllten Quittungsbogen.

Hierauf wandte er sich links in eine andere Galerie, welche ihn auf den Hof des Hauses leitete, von wo er alsdann den Ausweg durch einen Thorweg fand, und glücklich in dem Besitz seines eingebildeten Reichthums von dannen eilen konnte.

Sowohl dieser Ausgang, wie auch besonders der erst erwähnte Eingang, war von Beamten der öffentlichen Sicherheit bewacht.

Allein die Beamten am Eingange waren bald nicht mehr im Stande, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Da sich die Belagernden wegen der schmalen Galerie nicht bis zu dem Fenster drängen konnten, hinter welchem die Spender des vermeintlichen Reichthums saßen, so suchten sie einander durch Drängen den früheren Eintritt in die Galerie abzuringen.

Man hatte es durch diese Galerie verhindern wollen, daß sich die Zeichnenlustigen im Hause schlugen. Dafür schlugen sie sich jetzt vor dem Hause.

Es war ein wildes Durcheinander: Männer in guten und schlechten Kleidern, elegante Herren und Handwerker in der Jacke, Hausbesitzer und Tagelöhner kämpften hier miteinander mittels der Fäuste um den Vorrang.

Der errungene Eintritt wurde zum Gegenstande eines Geschäfts gemacht. Mancher der hinten Stehenden bot dem eben Eingetretenen fünf, zehn, ja bis hundert Gulden, wenn er ihm seinen Platz abtreten wollte.

Wurde solch Gebot einem ärmeren Manne gemacht, der vielleicht eben nur seine zehn Gulden hintragen wollte, so fand es wohl Annahme; aber es war stets eine große Schwierigkeit, das Geschäft zu effectuiren, denn der Verkäufer wollte nicht eher

von seinem Platze weichen, als bis er die Kaufsumme in Händen hatte; und sie ungefährdet in seine Hände zu bringen, hatte wegen der Menschenwoge, welche zwischen Käufer und Verkäufer sich aufthürmte, seine sehr große Schwierigkeit.

Gelang dies aber in einzelnen Fällen dennoch, so geschah es gewöhnlich, daß — nachdem der Verkäufer den verkauften Platz verlassen hatte — ein ganz fremder Mann sich an seine Stelle drängte, ehe der Käufer sich noch nach derselben hindurch zu arbeiten vermochte.

Natürlich konnte es unter solchen Umständen nicht fehlen, daß es zu heftigen Reden, zu allerlei Zwistigkeiten und endlich zu allgemeinen Schlägereien kam, denen die Beamten der öffentlichen Sicherheit endlich nicht mehr zu steuern im Stande waren.

Es mußte die bewaffnete Macht aufgeboten werden, der es dann endlich, aber nur von Zeit zu Zeit, nach einigen Verwundungen gelang, ein wenig Ruhe und Ordnung zu stiften.

Während dieser Tumulte vor dem Hause ging indeß das Geschäft im Innern desselben seinen abgemessenen Gang ungestört fort; und größer und immer größer wurden die Massen des Goldes und Silbers, die sich in den Kisten des zweiten Beamten aufhäuften.

Am Ende des ersten Tages war richtig etwas über eine Million Gulden an baarem Gelde in die

Bank eingezahlt worden; aber es war dadurch kaum der vierte Theil der Menschen befriedigt worden, welche sich eingefunden hatten, um ihr Geld anzubringen.

Viele von den noch nicht Abgefertigten hielten es für rathsam, um den bisher gewonnenen Platz am anderen Morgen nicht wieder zu verlieren, gleich die Nacht über zur Stelle zu bleiben; und keine Ermahnungen der Polizeibeamten waren vermögend, sie zum Nachhausegehen zu bewegen.

Sie behaupteten, daß sie das Recht hätten, während der Nacht zu gehen und zu stehen, wo sie wollten.

Da dies allerdings weder durch ein Straf- noch durch ein Polizeigesetz verboten war, und die Sicherheitsbeamten im Falle eines willkürlichen Einschreitens ernstliche Conflicte befürchteten, so ließen sie die angehenden Banktheilhaber um so eher gewähren, als diese klug genug waren, sich ruhig zu verhalten, und als sie in ihrer Eigenschaft als Capitalisten gegen die Vermuthung geschützt waren, als seien sie obdachloses Gesindel.

Die vor dem Bankgebäude Versammelten, welche von einer ziemlich milden Herbstnacht begünstigt wurden, kamen nunmehr auf eine sehr sinnreiche Idee, um das Nützliche mit dem Bequemen zu verbinden.

Da ihrer etwa nur Hundert waren, so machte einer von ihnen endlich den Vorschlag, mit allem von Hause herbei zu schaffenden Comfort vor dem

Bankgebäude zu campiren, und sich über die am andern Morgen von ihnen einzunehmenden Plätze durch das Loos zu einigen.

Da für das Geld dieser Hundert noch Actien genug vorhanden waren, so konnte es Jedem von ihnen in der Hauptsache gleichgiltig sein, ob er am anderen Morgen der Erste oder der Hundertste war. Er konnte dabei blos Zeit verlieren.

In Erwägung nun, daß dieser Verlust nicht so groß war, wie der Gewinn von einiger Bequemlichkeit für die Nacht, wurde der Vorschlag nach einigen Reden pro und contra mit Acclamation angenommen.

Man schrieb kleine Zettel mit den Nummern von 1 bis 100, that dieselben in einen Hut, schüttelte sie darin gehörig durcheinander, und nun zog Jeder eine Nummer heraus, die seinen Platz am andern Morgen bestimmte.

Als man so weit einig war, beschloß man, diese hundert ersten Plätze gegen jeden neuen Ankömmling mit vereinter Kraft zu behaupten, und zerstreute sich alsdann, um sich, in herbeigeschaffte Mäntel, Decken u. s. w. gehüllt, auf den umliegenden Häusertreppen und sonstigen geeigneten Plätzen der Ruhe zu überlassen, nachdem man vorher noch eine mehr oder minder pikante Nachtmahlzeit von kalter Küche gehalten hatte.

Einige der Campirenden kamen zwar noch auf

die geniale Idee, das Bivouac dadurch vollständig zu machen, daß man ein großes Lagerfeuer anzündete, und daran Kaffee, Grogk oder sonst ein gemüthliches Getränk braute. Allein dagegen erklärten sich die Beamten der öffentlichen Sicherheit mit aller Entschiedenheit, indem sie sich auf ein Polizeigesetz beriesen, welches das Feueranmachen auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen der Stadt ausdrücklich unter Strafe stellte.

Gegen ein so klares Gesetz ließ sich natürlich von Seiten der besitzenden Klassen am allerwenigsten ein Widerstreben erwarten; und so begnügte man sich denn damit, die beabsichtigten warmen Getränke durch entsprechende kalte zu ersetzen, und dabei das, was ihnen an Feuer fehlte, durch den Geist und die Masse zu ergänzen.

Am folgenden Tage wiederholte sich das Beispiel des vorhergegangenen, nachdem die bewußten Hundert, würdige Nachfolger der berühmten „Hundert von Pforzheim," den Lohn ihrer Ausdauer geerntet hatten.

Als der zweite Tag noch nicht zu Ende war, wurde der immer noch vor dem Bankgebäude gedrängt harrenden Menschenmenge verkündet: daß die Actienzeichnung geschlossen, da die bestimmte Anzahl von 200,000 Stück Actien erschöpft sei.

Ein allgemeines Murren der versammelten Menschenmenge begleitete diese ihr unangenehme Eröffnung.

Wie viele Hoffnungen waren unerfüllt geblieben! — .

27.

Das Börsenspiel.

Bald aber begann ein neues Streben auf dem Felde der Speculation, begleitet von neuen Hoffnungen.

Konnte man keine Actien mehr zeichnen, so konnte man doch die von Anderen gezeichneten diesen abkaufen.

Man würde alsdann ein wenig mehr bezahlen; aber man würde doch das Ziel seines Strebens erreicht haben; und der spätere Gewinn, die verheißene Dividende, mußte ja den jetzigen Verlust mehr als decken, sie mußte ihn bedeutend überhöhen.

Man fing also an, Actien zu kaufen, und die Actien stiegen in Folge der Nachfrage auf 2, 3 bis 5 Procent über pari.

Als die Bank die Kauflust für ihre Actien wahrnahm, veröffentlichte sie ein Programm über alle diejenigen mercantilen und industriellen Unternehmungen, welche mit den ihr zu Gebote stehenden unermeßlichen Capitalien in Angriff genommen werden sollten:

Zuerst handelte es sich darum, das ganze Eisen-

bahnnetz des Landes käuflich an sich zu bringen und zu vervollständigen, so daß die Bank das Hauptmittel des Verkehrs in ihre Hand erhielt, wodurch sie fähig wurde, solche Tarifsätze für Personen, Güter und Briefe festzustellen, daß sich das Anlagecapital auf mindestens 20 Procent verinteressirte.

Sodann wollte sie in allen Städten Gasbeleuchtungs-Anstalten gründen und Wasserleitungen anlegen, deren Ertrag auf 15 Procent des Anlagecapitals veranschlagt werden konnte.

Ferner wollte sie ein großes allgemeines Pfandleih-Institut für Mobilien und Immobilien gründen, durch welches entsprechende Geldsummen zu 12 Procent gegen Pfandsicherheit dargeliehen werden sollten.

Daneben sollte ein allgemeines Werthpapier-Kaufgeschäfts-Institut bestehen, bestimmt, um allerhand Werthpapiere anzukaufen, deren Realisirung von dem persönlichen Credite des Betreffenden zu erwarten war, z. B. Wechsel, Schuldverschreibungen, ausstehende Forderungen rc. Das Damnum bei diesen Käufen sollte nach Maßgabe der Sicherheit und der sonstigen auf die Realisirung bezüglichen Umstände zwischen 5 bis 50 Procent schweben.

Den meisten Erfolg versprach die Bank von einem allgemeinen Assecuranz-Institut für alle mögliche Arten von Versicherungen gegen Feuer, Wasser, Naturereignisse, Diebstähle, Unglücksfälle rc. Sie berechnete die Rentabilität dieses Instituts auf 25 Procent.

Fast eben so groß wurde der Gewinn angegeben von einer allgemeinen Rentenanstalt, die alle nur möglichen Renten in Capitalien und Capitalien in alle nur möglichen Renten umwandeln sollte.

Die Industrie sollte nach dem Vorgeben der Bankunternehmer gehoben werden durch Anlegung großer Fabriken für alle nur denkbaren Produkte für das Bedürfniß und den Luxus. Die Hauptrolle sollten dabei — vorgeblich zur Verringerung der Lebensmittelpreise — große Brotbäckereien, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und Schlächtereien spielen. Der Gewinn hierbei ließ sich gar nicht im voraus veranschlagen.

Was den Ackerbau betrifft, so wurde derselbe nicht für rentabel genug erkannt, um Gegenstand der speculativen Arbeiten der Bank zu sein. Nur über das ergiebige Reich unter der Erde sollte sich der absolute Scepter der Bank ausstrecken, und man beschloß, ein allgemeines Bergbau-Institut zu gründen, dem der Ankauf und die Bewirthschaftung aller Bergwerke überantwortet würde.

Auch zur Hebung des Handels wurden Versprechungen gemacht, deren Realisirung schließlich blos zu einem Gewinn für die Bank ausschlagen mußte. Man wollte eine besondere Handelsmarine erbauen lassen, um mittels derselben den directen Handel mit den fremden Welttheilen ins Leben zu rufen.

Kurz, es gab gar keinen im Großen auszufüh-

renden rentablen Erwerbszweig, dessen sich die Bank nicht zu bemächtigen versuchen wollte.

Was hinter allen diesen Operationen verborgen lag, das sahen die unbefangenen, uneingeweihten Menschen noch nicht, da es noch nicht da war.

Sie sahen blos auf die verheißene Rentabilität aller dieser Erwerbsunternehmungen, eine Rentabilität, welche auch dem blödesten Verstande einleuchten mußte. Und da nun ein großer Theil der Menschen bis auf die Besitzer von 100, resp. 10 Gulden hinab die Urkunde darüber in Händen hatte, daß er an dieser Rentabilität betheiligt war, so wurde das neue Bankunternehmen allenthalben mit Jubel begrüßt, und der Baron von Hartenfels war die Sonne des Tages und der Abgott des Volkes geworden.

Einzelne warnende Stimmen, welche den Versuch machten, sich mit dem Hinweis auf die Folgen hören zu lassen, wurden von jenem Jubel übertönt. — Auch war es für sie an und für sich eine große Schwierigkeit, sich vernehmbar zu machen, da die gesamte Presse auf eine leicht begreifliche Art und Weise der Creditbank dienstbar gemacht worden war.

Es konnte nicht fehlen, daß die großartigen Projecte der Bank und die daraus erhoffte ungeheure Dividende die Kauflust für die Bank-Actien fortwäh-

rend vermehrte, wodurch die Letzteren natürlich von Tag zu Tag im Course stiegen.

Als sie bereits mit 20 Procent über pari begehrt wurden, hielt die Bank den Zeitpunkt für günstig, um den von ihr längst beabsichtigten Coup auszuführen.

Es wurde allmälig die ungeheuere Anzahl der für die Bankmitglieder reservirten Actien auf den Markt gebracht.

Das starke Angebot hatte zwar einen momentanen Stillstand in der hausse zur Folge, aber doch keine baisse; und fast sämtliche reservirte Actien wurden mit 20 Procent Agiotage angebracht. Die Bank hatte einen Schlag von nahe an 100 Millionen reinem, baarem Gewinn gemacht.

Die Actien hielten sich auf ihrem Standpunkte um so mehr, als die Bank bereits einige ihrer rentabelsten Geschäftsunternehmungen exploitirt hatte, und der Erfolg alle Erwartungen übertraf. Ja, die Actien würden noch weit schneller gestiegen sein, wenn sich nicht bei den Kauflustigen allmälig ein Mangel an baarem Gelde fühlbar gemacht hätte.

Denn was an Baarsummen im Kreise der Bevölkerung nur irgend verfügbar war, das hatte seinen Weg in die Kasse der Bank gefunden und war bei den ursprünglichen Besitzern durch eine auf den zehnfachen Betrag lautende Actie ersetzt worden.

Da man nunmehr am reellen Kaufen der Actien

behindert war, so fing man an, sich auf den imaginären Kauf und Verkauf zu legen. Man begann, an der Börse zu spielen! —

Man kaufte oder verkaufte eine gewisse Anzahl von Actien auf Credit zu dem bestimmten Course für einen gewissen Termin, und je nachdem zu diesem Termine der Cours höher oder niedriger stand, zahlte man die Differenz baar aus oder erhielt sie baar ausgezahlt.

Die Bank wußte auch dies Spiel zu ihrem unberechenbaren Vortheile auszubeuten.

Sie ließ ihre Actien zu einem hohen Course für einen bestimmten Termin anbieten. Sobald ihr dieselben abgekauft waren und der Termin heran rückte, schrieb sie eine neue Einzahlung von 10 Procent aus. Die Folge davon war, daß die Actien fielen, daß sie zum Lieferungstermine viel niedriger standen, als am Verkaufstage, und daß also die Bank zwei, drei bis fünf Procent gewonnen hatte.

Dann ließ sie durch ihre Agenten zu dem niedrigen Course eine Anzahl Actien für einen späteren Termin ankaufen, und bald nach dem Kaufe kündigte sie an, daß durch neue Zuflüsse zum Baarfond der Bank aus diesem oder jenem Geschäft die ausgeschriebene Einzahlung überflüssig geworden sei. Die Actien stiegen dadurch natürlich, und sie hatte zu dem bestimmten Termine wiederum zwei, drei bis fünf Procent gewonnen.

Inzwischen waren auch fast alle projectirten Unternehmungen im Gebiete des speculativen, industriellen und mercantilen Lebens nach und nach ausgeführt worden, und zwar größtentheils mit dem glänzendsten Erfolge.

Die ungeheuren Geldmittel, welche dazu nothwendig waren, konnten die Bank in keinerlei Verlegenheit setzen, da sie im Stande war, auf Grund ihrer Actien und der darauf eingezahlten, baar deponirten Gelder für den ganzen Betrag ihres unermeßlichen Stammactien-Capitals, also für den zehnfachen Betrag der deponirten Baarsummen, Banknoten auszugeben.

Diese Banknoten, mit denen das Land überschwemmt wurde, fanden ihre angebliche Sicherheit, ihr Fundament in dem Credite der Bank, der zugleich durch seine Mobilisirung ein Credit der Bevölkerung selbst, wenigstens eines großen Theiles derselben, geworden war.

Sie wurden also (um so mehr, als die Bank stets Baargeld genug besaß, um die ihr etwa präsentirten Banknoten sofort gegen baares Geld einzulösen!) von aller Welt respectirt und in Zahlung angenommen.

Sie waren selbst zu baarem Gelde geworden und hatten so das Vermögen der Bank, ihre Capitalkraft, verzehnfacht. —

Die Bank, der Crédit mobilier und alle Theilnehmer derselben florirten; die eine, kleinere Hälfte der Bevölkerung, stieg zu einem ungeahnten Reichthume empor. — — —

28.

Im Vaterlande.

„Holla, Ihr Schinähser, wo steckt Ihr denn?! Heißt das auf den Dienst passen? Na, wart' nur!"

Der Leser wird ohne Mühe errathen haben, daß es der alte Kurd war, aus dessen Munde diese Worte hervor brachen, die durch das charakteristische Sachsenhäuser Schimpfwort, welches aber unter Umständen auch als Liebkosungswort auftritt, illustrirt waren.

Und zwar sprach der alte Kurd jene Worte an einer Stelle des Vaterlandes, die eigentlich nach der geographischen Ansicht Sachsenhausens schon mehr die Grenze des Vaterlandes ausmachte.

Es war nämlich auf dem Main-Quai Frankfurts, am rechten Ufer des Main, da wo, 500 Schritte unterhalb der Sachsenhäuser Brücke, die Nachen anlegen, welche die Passanten von Sachsenhausen nach Frankfurt und von Frankfurt nach Sachsenhausen übersetzen.

Es war also ein stationärer Platz, den der alte

Kurd fast sein ganzes Leben hindurch betreten hatte, und auf welchem er sich daher vollkommen heimisch fand.

Die halb zornigen, halb gutmüthigen Worte galten den übersetzenden Fischern, welche ihre Nachen verlassen hatten und sich auf dem Quai in einiger Entfernung davon mit einigen Frankfurter Lastträgern in eine Debatte über die Frage eingelassen hatten: woher es denn eigentlich komme, daß Bier, Fleisch, Brot, Eier 2c. diese Woche wieder um einen halben Kreuzer aufgeschlagen seien, während der Aepfelwein auf dem alten Preise stehen bleibe.

Die Sachsenhäuser Fischer hatten so eben ihr Gutachten dahin abgegeben, die Ursache dieser Erscheinung müsse unzweifelhaft in dem Umstande gesucht werden, daß das Vaterland des Aepfelweins, Sachsenhausen, und Alles, was daher komme, vortrefflich sei, — als ihr Ohr von den in heimathlichen Lauten kundgegebenen Worten getroffen wurde.

Hierdurch an ihre Berufspflicht gemahnt, wandten sie sich der Anlandestelle zu, und waren nicht wenig erstaunt, als den Urheber jener Worte einen nobel gekleideten alten Herrn zu sehen, welcher nicht weniger als drei Damen in sehr anständiger Reisetoilette zur Seite hatte.

Als einer der Schiffer, an dem die Reihe des Uebersetzens war, seinen Collegen voran eilte, um die Fahrgäste zu bedienen, stiegen dieselben, von dem

alten Herrn geleitet, bereits die Stufen des Dammes hinunter, um den Nachen zu betreten.

Der Schiffer ging ihnen phlegmatisch nach, stieg mit großer Seelenruhe, ohne ein Wort zu sprechen, in das Fahrzeug, ergriff seine Ruderstange und stieß vom Lande.

Vielleicht mochte ihn die Erscheinung der ihm fremden Herrschaften interessiren; denn er wandte seine Aufmerksamkeit ersichtlich mehr diesen als seinem Nachen zu.

Inzwischen hatte sich eine der drei Damen, die jüngste, gegen den alten Herrn mit den Worten gewendet:

„Also, Papa, es mußte wirklich hier übergesetzt, statt über die Brücke gefahren werden?"

„Ja, Kind, das mußte es!" erwiderte der alte Herr. „Warum? Weil die Schinohs-Brücke blos dazu da ist, um uns das Gewerbe zu verderben."

Der Schiffer sperrte plötzlich Mund und Nase auf, als er den alten Herrn in der feinen Kleidung diese untadelhaft patriotischen Worte im besten Sachsenhäusisch aussprechen hörte.

Ueber seine Verwunderung vergaß er indeß seine Ruderstange; und der Nachen erhielt daher durch die Strömung eine plötzliche Wendung sternwärts.

Kaum nahm der alte Herr diesen navigatorischen Fehler wahr, als er mit einem Satze an der Ruderstange war, diese dem Schiffer aus der Hand riß

und mit den Worten: „Du verdammt Schinohs! wie kannst Du denn den Nachen werfen lassen?!" durch einen kräftigen Einsatz der Ruderstange dem Fahrzeuge schnell die rechte Richtung gab.

Jetzt erreichte die Verwunderung des Schiffers den höchsten Grad, nämlich einen so hohen, daß er kein Wort sagte, gegen den gewaltthätigen Eingriff in die Rechte seines Berufes nicht im geringsten protestirte, sondern in stummer Achtung zusah, wie der alte Herr mit sicherer kunstgerechter Hand die Ruderstange führte.

Endlich, als der Nachen bereits die Stromlinie des Main durchschnitten und die größere Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, brach der Schiffer sein verwunderungsvolles Schweigen, indem er plötzlich ausrief:

„Gott verdamm' mich, wenn das nicht die Ruderführung des Vater Kurd ist!"

„Richtig, mein Junge!" lächelte der Alte mit stolzem, wohlbehägigem Bewußtsein; „kennst Du sie noch? — Ja, so was vergißt sich nicht bei uns, mein wackerer Hansfritz!"

Als sich der Schiffer sogar mit seinem Namen angeredet hörte, schwand auch die letzte Spur eines Zweifels bei ihm.

Er that indeß weiter nichts, als daß er sich mit dem Gesicht gegen das Sachsenhäuser Ufer zu wandte, mit beiden Händen ein Sprachrohr vor seinem Munde

bildete und den auf dem Quai des Schaumainthors versammelten Schiffern zuriefen:

„Vater Kurd ist wieder d — — a! — Vater Kurd ist wieder d — — a!"

Kaum waren diese Worte verhallt, so zeigte sich unter den auf dem Quai stehenden Leuten ein reges Durcheinander.

Einige stürzten die hölzerne Flucht hinunter nach der Stelle, wo der Nachen landen mußte; Andere liefen durch das Schaumainthor in die Stadt hinein, um die frohe Mähr zu verkünden.

„Na, Papa Kurd," sagte Miß Anna mit herzlichem Lächeln, „Du wirst uns da etwas Schönes angerichtet haben. Man wird Dich am Ende im Triumph einholen, und wir müssen Theilnehmerinnen Deiner Ehren sein. Gott steh' uns bei!"

„Das will ich meinen!" rief Kurd, und seine Augen leuchteten vor Stolz. „Die Krenk sollten sie kriegen, wenn sie mich nicht im Triumph einholten!" —

Inzwischen landete der Nachen unter dem jubelnden Zurufe der versammelten Fischer.

Er hatte kaum die Bretter des Ufers berührt, als ein allgemeines „Hurrah!" erscholl und Kurd sich von verschiedenen derben Fäusten erfaßt und aus dem Nachen gezogen fühlte, von Fäusten, deren Eigenthümer nicht die geringste Rücksicht auf die noble Kleidung des alten Mannes nahmen, sondern

ihn schier erdrückt und „zerknäult" hätten, wenn er nicht von Zeit zu Zeit dadurch Luft erhalten, daß ihn Einer dem Andern aus den Armen riß.

Natürlich konnte Kurd unter solchen Umständen nicht daran denken, seine Ritterpflichten gegen seine Damen zu erfüllen und diesen aus dem Nachen zu helfen.

Besagte Dienstleistung blieb dem übersetzenden Schiffer vorbehalten, der sich ihrer auf gut Sachsenhäusisch, das heißt derb und kräftig, entledigte: Die Gräfinn Nesseloff fühlte ihren Arm zerquetscht, Miß Anna ihre Hand und Frau Hedwig ihre Taille.

Kurd sah und hörte Nichts mehr. Er wurde dem Thore mehr zugeschleudert, als daß er ging. Und kaum dort angekommen, strömte ihm eine Masse Männer und Weiber entgegen, die in neuen Jubel ausbrachen, ihn von allen Seiten umringten und ihm mit allen möglichen Zärtlichkeitsflüchen ihr Willkommen zuriefen.

Als sich Kurd auf solche Weise bis an die nächste Schenke gekreiselt sah, wo ein Tannenzweig bedeutungsvoll winkte, überkam es ihn mit aller Macht der heimathlichen Reminiscenz. Seine Augen füllten sich mit Thränen; und mitten durch die Thränen rief er mit halberstickter Stimme:

„Kinder! gebt mir 'nen Schoppen Eppelwein!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so lief Alles der Thür der Schenke zu. Der Wirth aber, ein

alter Bekannter von uns, trat schon aus der Thür heraus, in seiner Hand den gläsernen Schoppen mit der goldgelben Flüssigkeit.

Er schwenkte dem Wiedergekehrten seine Kappe entgegen, setzte das Glas an die Lippen, that einen kleinen Schluck und rief:

„Ich bring' es Dir zu, Vater Kurd! Willkommen im Vaterlande!"

Der alte Kurd erfaßte das Glas, trank es auf einen Zug aus, athmete alsdann tief auf und rief aus voller Brust:

„Ah ja! das ist das Vaterland! das ist vaterländisches Gewächs! Willkommen, Vaterland!"

Das Glas war ihm bereits aus der Hand gerissen, und man schlug sich schon darum, wer es behalten sollte.

Der Wirth aber lag dem alten Manne in den Armen.

Die drei Damen spielten eine höchst trübselige Rolle; denn es bekümmerte sich keine menschliche Seele um sie. Die Gräfinn und Frau Hedwig fanden die Situation sehr unbehaglich; aber Miß Anna wußte ihnen mit ihrem Humor darüber hinweg zu helfen.

„Ohnehin," sagte sie; „warum sollten wir dem alten guten Manne nicht die Freude machen, Zeugen seines Triumphes zu sein? Er wollte nun einmal keine Stunde in Frankfurt bleiben, ohne sein geliebtes

Sachsenhausen wiedergesehen zu haben. Er wollte nun einmal keinen Schritt mehr darin machen, als nöthig war, um nach Sachsenhausen zu kommen. Gönnen wir ihm sein Glück und nehmen wir Theil daran, wie er an dem unsern Theil nehmen wird."

Während Miß Anna in solcher Weise ihre Gesellschaft mit der Situation auszusöhnen suchte, war in dem Kreise, der den alten Kurd umgab, der stürmische Jubel ein wenig den gegenseitigen Erklärungen gewichen.

„Wo ist mein Haus?" fragte Kurd; „was habt Ihr mit meinem Hause gemacht?"

„Oh," demonstrirte der Wirth, „das habe ich in Verwahrung genommen und gut verwaltet. Die Tintenkleckser von drüben wollten sich hineinlegen und von herrenlosem Gute sprechen. Ich habe aber geschworen, daß mir Vater Kurd während seiner Abwesenheit die Verwaltung übertragen habe, und da drückten sie sich wieder."

„Hast Recht gehabt, mein Junge!" bekräftigte Kurd.

„Na, ob ich wohl einen Meineid geleistet habe?!" rechtfertigte sich der Wirth. „Hast Du nicht drinnen bei mir, als Du den letzten Schoppen trankst, ganz laut gesagt: Kinder, laßt mir mein Haus nicht zu Grunde gehen, denn Felix hat darin gelebt!? — Und wär's nicht in tausend Criminal-Stücke gegangen, wenn Die da drüben — oh! dafür war ich da!"

„Hast ganz Recht gehabt, Junge!“ bekräftigte Kurd noch einmal. „Aber was hast Du denn damit gemacht?“

„Was ich gemacht habe?“ fragte der Wirth, als wundere er sich über die Frage des Alten ganz ungeheuer. „Hast Du nie in Europa — denn vermuthlich bist Du in Europa gewesen, — etwas gehört von dem Wirthshause „zum braven Fischer“ in Sachsenhausen?“

„Ah!“ machte Kurd, „also ein Wirthshaus?“

„Und was für eins!“ brüstete sich der Wirth. „Da drüben würden sie's ein Hôtel nennen. Der „römische Kaiser“ ist ein Lump dagegen. Man logirt blos, aber verdammt gut. Gegessen und getrunken wird über die Straße bei mir. Vor einer halben Stunde erst sind zwei noble fremde Herren eingekehrt, die ausdrücklich nach dem Hause des alten Kurd fragten, der jetzt in Paris sein solle, wie sie sagten.“

Kurd machte große Augen. War's Verwunderung darüber, daß sein Namen weltbekannt geworden, oder bemächtigte sich seiner ein anderer Gedanke? Wir wissen es nicht.

Thatsache ist, daß er gar nichts sagte, sondern sich nach der entgegengesetzten Seite wandte, wo sich sein Haus befand, das er in dem neuen Kleide gar nicht erkannt und besonders wegen des Trouble, der ihn umgab, nicht beachtet hatte.

„Ja, sieh' es Dir nur an," sagte der Wirth, „Du erkennst es gewiß nicht wieder!"

Kurd maß das Haus vom Erdgeschoß bis zur ersten und einzigen Etage mit den Blicken.

Plötzlich stieß er einen ganz eigenthümlichen unarticulirten Schrei aus, sprang mit der Schnelligkeit eines Hirsches auf seine Begleiterinnen zu, die er instinctmäßig auffand, faßte Miß Anna bei der Hand und stürzte mit ihr in das Haus hinein.

Er hatte am oberen Fenster einen Mann gesehen, und in diesem Manne — Felix erkannt.

29.

Das Wiederfinden.

Der Baron von Hartenfels hatte seinen Entschluß, in Morawsky's Begleitung nach Paris zu reisen, in so weit ausgeführt, als Beide zunächst nach Frankfurt a. M. gefahren waren, um bei der Expedition des dortigen Journals Erkundigungen einzuziehen über den specielleren Aufenthalt des alten Kurd.

Man konnte ihnen freilich nicht mehr sagen, als aus dem seltsamen Briefe des alten Fischers hervorging.

Dieser Brief hatte indeß die Rückerinnerungen

des Barons sehr entschieden auf Sachsenhausen gelenkt; und darum wurde er von dem Triebe erfaßt, hinüber zu gehen nach diesem eigenthümlichen Vorstädtchen der ehemaligen freien Reichsstadt, theils um sich allen den Wonnen und Schmerzen hinzugeben, die aus einer Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt für ihn entspringen mußten, theils weil er hoffen durfte, in dem Orte selbst, der einen so glänzenden Beweis von der Munificenz des alten Fischers erhalten hatte, nähere Auskunft über diesen Letzteren einziehen zu können.

Was dem Baron besonders unenträthselbar erschien, das war die glänzende äußere Lage, in welcher sich Kurd allem Anscheine nach befinden mußte; und darüber namentlich hoffte er in Sachsenhausen eine Erklärung zu finden.

Ehe er indeß dort hinüber ging, interessirte ihn noch Eins: der jetzige Zustand des Goldmann'schen Hauses. Er hatte vor einiger Zeit ganz oberflächlich gehört, es habe in den Zeitungen die flüchtige Notiz gestanden, daß das große Banquiergeschäft des Barons von Goldmann, der in Neapel von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen worden sei, nach regulärer Liquidation aufgehört habe.

Um etwas Näheres über den Ausgang des durch ihn herbei geführten tragischen Ereignisses zu erfahren, begab sich der Baron an den Ort, wo ihm vor

Jahren eine so große, auf sein ganzes Leben influirende Schmach bereitet worden war.

Auch hier genoß er die so eigenthümlich wehmüthige Lust, welche aus der Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt entsprang.

Es war derselbe Garten, den er damals vor sich gesehen, dieselbe Erde, auf der er damals gestanden.

Aber er selbst war ein Anderer geworden.

Damals stand er hier als ein blutarmer junger Mann, dem man seinen einzigen letzten Schatz genommen, ein Mädchen, das er liebte, und den die Bedienten auf Befehl des reichen Räubers zur Pforte hinaus warfen.

Heut war er Herr von Millionen, *dem alle* Frauenherzen unterthan gewesen wären, wenn *es* ihn gelüstet hätte, sich zu ihrem Despoten aufzuwerfen; bald der Gebieter der Welt durch dieselbe Macht des Geldes, welche ihm damals das einzige Herz, das er zu besitzen gewähnt, geraubt hatte, — und er, der reiche Mann, war arm geworden und ein Nichts!

O, wenn das Schicksal gerecht wäre, so mußte es ihm diesen Menschen jetzt als Bettler entgegen führen, und er mußte ihn durch Bediente von seiner Schwelle jagen lassen.

Wir müssen es zu unserm Leidwesen gestehen, Felix bereute das Verbrechen nicht, das er an dem

Banquier verübt, und durch welches er dessen Ruin herbeigeführt hatte. Ja, es erfüllte ihn sogar mit dem freudigen Gefühle, welches man bei einer gerechten Genugthuung empfindet.

Was er übrigens mit Hilfe einiger Goldstücke, die einem Diener des Hauses die Zunge lös'ten, über das Schicksal Goldmanns erfuhr, war vollkommen geeignet, ihm die genommene Rache noch vollständiger erscheinen zu lassen, als er geglaubt hatte.

Nachdem die Geschäftsfirma auf Andringen der Gattinn des Banquiers allen Gläubigern gerecht geworden war, hatte Frau von Goldmann das übrig gebliebene Vermögen, meist nur in den Immobilien mit Einschluß des dazu gehörigen Mobiliars bestehend, als ihr Eingebrachtes mit Beschlag belegt, die Scheidungsklage gegen ihren systematisch ungetreuen Ehemann eingeleitet und sich dadurch völlig von ihm losgesagt.

Sie war alsdann nach Paris gereis't, und die böse Welt behauptete, sie führe dort mit ihrer Tochter ein Leben, welches sie für die Entbehrungen ihrer Ehe schadlos zu halten geeignet sei.

Von Goldmann selbst wußte man weiter Nichts, als daß er nach der Genesung von seiner Krankheit Neapel verlassen hatte und seitdem wie verschollen war. —

Nachdem der Baron Hartenfels alle diese Erkundigungen eingezogen, begab er sich mit Morawsky

nach Sachsenhausen, wo er — wie wir wissen — eine halbe Stunde früher angekommen war, als der Triumpheinzug Kurd's stattfand.

Welche Fülle schmerzlich wehmüthiger Gefühle bestürmten die Brust des seltsamen Mannes, als er das Haus wieder betrat, in dem er einen so eigenthümlichen Abschnitt seines Lebens durchlaufen hatte.

Wir werden es nicht versuchen, diese Gefühle zu schildern; denn sie können durch die dichterische Kunst niemals auch nur annähernd wiedergegeben werden. Es existirt nur eine einzige Kunst, welche die Fähigkeit dazu besitzt: das ist die Musik.

Um sich diesen Gefühlen, welche martervoll wurden, ein wenig zu entziehen, erzählte der Baron seinem Freunde die Schicksale, die er in diesem Hause erlebt hätte, so ausführlich, wie sie in seiner Erinnerung lebten.

Er war in dieser Erzählung so eifrig und Morawsky in das Anhören derselben so sehr vertieft, daß Beide nicht einmal Notiz nahmen von dem Jubelgetöse, welches in der Nähe vor sich ging. Erst als sich die Scene vor dem schräg gegenüberliegenden Hause des Wirthes entwickelte, wurde der Baron durch die Neugierde an's Fenster gelockt.

Was dort unten vorging, konnte er sich im Anfange nicht enträthseln. Er meinte sogar, der Volksauflauf gelte ihm, weil man vielleicht erfahren habe,

daß er der seit einiger Zeit so berühmte Baron Hartenfels sei.

Und eben wollte er sich an Morawsky mit der Bitte wenden, über die Bedeutung des Volkstrouble Erkundigung einzuziehen, als er einen alten, feingekleideten Herrn, eine junge Dame nach sich ziehend, unter allgemeiner Verwunderung der Volksmenge in das Haus stürzen sah.

Er hatte zu wenig Zeit gehabt, die Gesichter der beiden Herzueilenden genau zu betrachten, und nur eine eigenthümliche Regung seines Blutes schien ihm sagen zu wollen, daß diese Gesichter ihm nicht ganz unbekannt seien.

Indem er sich eben nach der Thür wendete, um der Entwickelung dieses seltsamen Drama entgegen zu eilen, öffnete sich dieselbe, und herein stürzten die beiden Personen in das Zimmer, wie sie in das Haus gestürzt waren.

Der alte Kurd sank mit dem Ausrufe: „Felix!" an die Brust des jungen Mannes; dann aber brach seine Kraft zusammen, und er gleitete zu seinen Füßen auf den Erdboden nieder, während Felix, der plötzlich den Gesuchten erkannte, ihn mit dem freudigen Rufe: „Vater Kurd!" in seinen Armen aufzufangen suchte.

Miß Anna, in diesem Augenblicke Alles um sich her vergessend, beugte sich gleichwohl instinctartig nieder, um dem alten Kurd Beistand zu leisten.

Ihre Locken umfächelten die Wangen des jungen Mannes.

Dieser erhob sein Auge zu dem holden Frauenantlitz, welches das seinige fast berührte.

Sie richtete ihren Blick auf ihn.

Und Beide schienen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, Eines in des Andern Anschauen gebannt.

Da, als der alte Kurd die Augen aufschlug und sich zu erheben versuchte; als er hierbei mit der einen Hand die Hand Felix und mit der andern die Anna's erfaßte, — da schien die elektrische Kette zwischen Beiden geschlossen; und sie riefen wie aus einem Munde, er: „Miß Anna Edwards!" sie: „Felix!"

Es war für den Augenblick genug, um sich ihrer dereinstigen Begegnung und ihres jetzigen Wiederfindens bewußt zu werden.

Da endlich hatte sich der alte Kurd völlig erhoben; und indem er einen vollen Blick der Liebe erst auf Felix, dann auf Anna warf, rief er mit dem ihm eigenen herzlich-derben Gefühlsausdruck in Ton und Geberde:

„Ja, Junge, siehst Du, es ist Miß Anna, die Dir mit mir zusammen durch die ganze Welt nachgelaufen ist, blos um Dir zu sagen, daß sie Dich geliebt hat vom ersten Augenblicke an, da sie Dich gesehen und gehört, und in dem armen Burschen

den hohen Geist bewundert hat, der — — — Gott verdamm' mich, wenn ich die Worte nicht rein vergessen, und habe sie doch oft nachgesprochen wie ein Papagei. — Na, sag's ihm selber, Mädel; ich bin — hol' mich der Teufel! — ganz confus worden von der Freude, das lieb' Schinohs endlich wieder zu haben!"

Es war ein Glück für Miß Anna, daß der Alte, von seinen Gefühlen überwältigt, seinem Felix von neuem in die Arme sank.

Denn, so emancipirt sie auch war, hier konnte sie sich eines gewissen Schamgefühls nicht erwehren, als sie so das süßeste Gefühl ihres Herzens proclamiren hörte; und eine dunkle Röthe, die ihre Wangen überzog, legte Zeugniß ab von der Verlegenheit dieses seltsamen Moments.

Es herrschte einige Secunden eine feierliche Stille in dem Zimmer.

Da endlich nahm Felix, seine Blicke mit liebevollster Zärtlichkeit auf Miß Anna gerichtet und kühn ihre Hand erfassend, das Wort, indem er sagte:

„Also ist es wahr, — die Macht des Geistes hat alle Schranken durchbrochen, die Verhältnisse, Vorurtheile und Sitte zwischen Menschen aufgebaut haben? Also ist es wahr, – ich habe in der Welt doch ein so erhabenes Herz gefunden, daß es — — o, Miß Anna, ich kann nicht mehr! Aber lassen Sie Sich durch diesen Druck meiner Hand

sagen, daß dies der erste Moment meines ganzen Lebens ist, in welchem ich wahrhaft glücklich bin!"

Er zog bei diesen Worten das immer noch von Röthe übergossene Mädchen fast unwillkürlich an sich; und sie sank eben so unwillkürlich lautlos an seine Brust.

Inzwischen waren noch zwei Damen in das Zimmer getreten, gefolgt von einer sehr neugierigen Menschenmenge, welche durchaus wissen wollte, was ihren Mitbürger Kurd angefochten habe.

Als indeß Morawsky diesen Neugierigen begreiflich machte, daß sich hier eine Familienscene ereigne, welche zu behelligen die Discretion jedem anständigen Menschen verbiete; — zogen sie sich mit aller Ehrerbietung, die einem Sachsenhäuser möglich ist, wieder auf die Straße zurück.

Das Wort Discretion, welches sie, da sie es nicht verstanden, für sehr bedeutungsvoll hielten, hatte dazu gewiß eben so viel beigetragen, wie der Begriff von anständigen Menschen, was selbst ein Sachsenhäuser für eine Ehre hält zu sein.

Die Gräfinn Nesseloff und Frau Hedwig fanden sich daher allein als neue Zuschauer der Scene, welche sich in dem Zimmer des Kurd'schen Hauses zutrug.

Morawsky hatte sich der Gräfinn genähert und sich mit ihr in ein sehr ernstes, wichtiges Gespräch vertieft.

Frau Hedwig stand allein und überschaute die Gruppe, welche ihre Freundinn Anna und zugleich den Mann enthielt, den sie schon so lange mit eigenthümlichen Gefühlen in ihren Gedanken getragen hatte.

Jeder der Betheiligten war vollauf beschäftigt, sei es mit Worten oder Empfindungen oder Ideen.

Und während dessen verbreitete sich auf der Straße wie ein Lauffeuer die seltsame Mähr: der alte Kurd habe seinen Felix plötzlich wiedergefunden, und der Felix sei ein unermeßlich reicher Mann geworden.

Solche Gerüchte, die das Rechte treffen, entstehen oft in ganz unerklärlicher Weise; und sie haben dann vor vielen andern Gerüchten wenigstens das Gute voraus, daß sie nicht lügnerisch sind. —

Die Scene im Zimmer erhielt endlich eine neue Wendung durch Morawsky, welcher an Felix heran trat und zu ihm sagte:

„Mein Freund, hier steht die Gräfinn Nesseloff, Ihre Mut — —"

„Halten Sie ein, Morawsky!" unterbrach ihn Felix mit sichtlicher Angst. „Halten Sie ein! Die Zeiten der Täuschungen, des Betruges, der Freimünzerei sind für mich vorüber! In diesem Augenblicke bin ich durch die Liebe eines Engels geweiht worden zu einem guten Leben, zu dem Leben eines guten Menschen! Der Haß gegen die Menschheit

ist zerschmolzen an dem Sonnenstrahle der Liebe eines hochherzigen Weibes; und wie mein ferneres Wirken nur auf die Wohlfahrt der Menschen gerichtet sein soll, so soll auch mein ferneres Leben als Mensch rein von jedem Flecken sein. — Sie verstehen mich, Freund; und Sie wissen, daß ich keine Mutter habe."

„Doch, Felix, doch!" rief Anna, durch deren Kopf es wie leuchtende Blitze schoß. „Sie haben eine Mutter!"

„Dich! Anna, Dich!" rief Felix, indem er mit seligem Blicke die Geliebte von neuem in die Arme schloß. „Meine einzige Mutter bist Du, die Du mich erkanntest, als ich arm vor Dir stand. Da hat Dein Herz mich gefunden; und das ist das wahre Mutterherz!"

„Nein, Felix!" entgegnete Anna; „es ist das Herz Deines Weibes; und Gott weiß es, wie gern ich das Deine mit einer Mutter theile."

„Aber, Du seltsames Weib," sprach Felix, immer noch von seligem Glücke überstrahlt; „ich habe ja keine Mutter; ich bin ein Findelkind."

„Gerade deshalb!" rief Anna, die mit der einen Hand ihn und mit der andern die Gräfinn an sich zog. „Sag' an, Geliebter, warst Du als kleines neugeborenes Kind nicht in eine Windel gewickelt, die mit unverlöschlicher Tinte den Namen „Felix" enthielt, den man Dir alsdann gab?"

„Ja!“ stammelte Felix, welcher nicht wußte, wie ihm geschah.

„Und hast Du, Geliebter“ — fuhr Anna fort — „auf Deiner rechten Schulter nicht ein rothes Maal von der Gestalt eines Halbmondes?“

„Auch — das — ist wahr!“ zitterte Felix, überrascht von den unerwarteten Eröffnungen, die ein Mädchen ihm machte, das ihn ein einziges Mal gesehen.

„Nun also denn“ — rief Anna jubelnd aus, sich zur Gräfinn wendend; „das, Frau Gräfinn, ist es, was die sterbende Iwanowna dem Beichtiger vertraute, als ich diese Beichte behorchte. Es ist Ihr Sohn, Frau Gräfinn! Felix, es ist wahr und wahrhaftig Deine Mutter!“

Sie drückte Beide gegeneinander.

„Mein Sohn!“ rief die Gräfinn mit von Thränen erstickter Stimme, indem sie ihm in die Arme sinken wollte.

Doch Felix wehrte dieser Bewegung. — Alles sah sich in Staunen versetzt.

„Frau Gräfinn,“ nahm Felix endlich mit mühsam errungener Fassung das Wort; „Sie haben mich geboren; es mag wahr sein. Aber Sie sind mir nie Mutter gewesen. Warum wollen Sie es jetzt sein? Sie haben mich arm, nackt und hilflos in diese böse Welt hinaus gestoßen, daß ich Verbrecher werden mußte, um den Trieben meines Geistes ge-

recht werden zu können. Warum wollen Sie mich jetzt an Ihre Brust ziehen, die Sie mir damals verschlossen, als die Natur noch ihre Rechte behaupten mußte? — Frau Gräfinn, ich habe geschworen, meine Mutter ewig zu hassen!“ — —

„Entsetzlich!“ jammerte die Gräfinn, indem sie die Hände rang und von Morawsky gehalten werden mußte, um nicht zu sinken.

„Felix!“ sagte Anna mit aller Erhabenheit, deren dies hohe Weib fähig war. „Du hast ein böses Wort gesprochen: den Haß, inmitten aller der Liebe, die Dich hier umgiebt, den Haß gegen eine Mutter, die nie gehaßt werden darf, weil sie immer und unter allen Umständen ihr Kind mit Schmerzen erkauft. Denn sind es nicht die Schmerzen seiner Pflege, wenn sie dieser Pflege sich entäußern muß: dann sind es gewiß die ungleich größern Schmerzen seines Daseins! — O, wir Weiber sind ja so beklagenswerthe Geschöpfe, wenn uns die Liebe nicht unser hartes Schicksal vergilt!“ —

Die Gräfinn war aufgelös't in Thränen. Sie erfaßte mit beiden Händen die Arme ihres Sohnes, sank so an seinem Körper herab auf ihre Kniee, barg ihr Gesicht in seinen Händen und schluchzte:

„Verzeihe mir, mein Sohn!“

Felix' Auge füllte sich mit Thränen.

Auch der alte Kurd fing an zu schluchzen.

„Junge!“ rief er; „das halt' ich — Gott ver=

damm' mich — nicht aus; und Du bist mein Sohn nicht mehr, wenn — —" Er konnte nicht weiter.

Anna aber sah dem jungen Manne bedeutungsvoll in's Auge und fragte mit diesem beredten Blick: „Felix, — liebst Du mich?"

Sein Gegenblick sagte ihr, daß er sie verstanden habe.

Er bog sich auf die vor ihm Knieende herab, drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirn, zog sie alsdann zu sich herauf an sein Herz und sagte, indem Thränen seine Wangen überströmten:

„Ich wollte ja ein guter Mensch sein von heut an. — Ich verzeihe Dir, Mutter!" —

30.

Der Festabend.

Am Abende des Tages, der drei für unsere Erzählung so wichtige Ereignisse herbeigeführt hatte, den Triumpheinzug Kurd's in Sachsenhausen, das Wiederfinden von Mutter und Sohn, und endlich das Ziel der Irrfahrten Miß Anna's, — am Abende dieses Tages konnte ein auf dem Friedberger Wartthurme stehender Beobachter jenseits des Main einen hellerleuchteten, wie von einem Nordlichte übergossenen Horizont bemerken.

Es war, als ob ganz Sachsenhausen in einem Lichtmeere schwömme.

Und eigentlich schwamm es auch in einem Lichtmeere.

Der alte Kurd hatte nämlich die Idee gehabt, zur Feier seines schönsten Tages — wie er den heutigen nannte — eine Illumination zu veranstalten, wie sie noch an keinem Festtage irgend eines gekrönten Hauptes erlebt worden sei.

Er hatte nicht weniger als 10,000 Gulden angewiesen, welche einzig und allein in Leuchtstoff verconsumirt werden sollten.

Freilich erlaubte es weder die Zeit noch das etwas dürftige Illuminationstalent der Sachsenhäuser, in Beziehung auf das Wie der Erleuchtung große Kunstschöpfungen zu produciren. Allein was der Illumination an Qualität abging, das hatte man hinlänglich durch die Quantität zu ersetzen gewußt.

Die Fenster aller Häuser, kein einziges ausgenommen, waren vom Fundamente bis zur Giebelspitze mit Wachslichtern dicht besetzt. Vor den Hausthüren leuchteten große Pechpfannen; und eben so war auch der ganze Main-Quai auf der Sachsenhäuser Seite mit dergleichen uranfänglichen Illuminationsgeräthen dicht besäet.

Die auf den Main schauende Seite der Häuser war besonders reich mit Kerzen versehen worden, so daß der Fluß von tausend Reflexen geschimmert

hätte, wenn er nicht selbst durch die prachtvolle Illumination aller am Sachsenhäuser Ufer liegenden Schiffe, Nachen und Boote hell erleuchtet gewesen wäre.

Denn alle diese Fahrzeuge hatten festlich geflaggt und gewimpelt und waren überfüllt von Transparent-Laternen und Ballons in allen nur möglichen Farben.

Dabei blieben sie aber nicht müßig liegen, sondern fuhren unter dem Klange einer am Ufer durch ein großes Hautboisten-Corps ausgeführten heiteren Musik lustig hin und her, indem sie besetzt waren mit dem lebensfrohen Völkchen der Sachsenhäuser Fischer, welche ihre Fäßchen mit Aepfelwein und alle Art kalter Küche an Bord gebracht hatten, um dort den allgemeinen Festabend zu durchschmausen, zu durchsingen und zu durchjubeln.

Dasselbe fand statt in allen Schenken des Oertchens; — und es gab ihrer eine ganz erkleckliche Anzahl.

Alles, was in Frankfurt am Main an musikalischen Kräften und an Nahrungsstoffen für den Augenblick disponible zu machen gewesen war, hatte man requirirt, um den vom Himmel herunter gefallenen großen Festabend Sachsenhausens zu celebriren.

Die Schenken waren gedrückt voll von Menschen, die sich bei Musik und Tanz durch ein Speise- und Trinktalent auszeichneten, wie es einst nur die ho-

merischen Helden an den Tag zu legen im Stande waren.

Es gab vielleicht in dem ganzen Städtchen nicht zehn Menschen, welche sich durch Zuhausebleiben der Theilnahme an der allgemeinen Festlichkeit entzogen hatten; und bei diesen konnte man darauf schwören, daß sie zu den Schwerkranken gehörten, welche ihr Bett nicht verlassen durften.

Wenn man sich diese so allgemeine Theilnahme an einer Festlichkeit erklären will, deren Bedeutung der Leser noch nicht einmal ganz kennt, so diene zur Nachricht: daß Alles, was den Theilnehmern an Vergnügungsmaterial geliefert wurde, besonders auch die Speisen und Getränke, einzig und allein aus der so respectabeln Börse des alten Kurd bestritten wurde.

Dieser hatte an die Wirthe sämtlicher öffentlichen Localitäten, bis zu den Victualienhändlern und den Besitzern kleiner Kellerkneipen hinab, ein Circular erlassen, des Inhalt:

„Ueber Alles, was heut Abend bis zum Aufgange der nächsten Sonne consumirt wird, inclusive der zerschlagenen Krüge, Gläser, Stühle, Tische und sonstigen Utensilien, könnt Ihr mir morgen Mittag Rechnung einreichen, und werden sogleich bezahlt werden. Aber die Krenk sollt Ihr kriegen, wenn Ihr mich dabei um mehr als hundert Gulden betrügt. Notabene, die Kurkosten für zerschlagene Köpfe, Arme, Beine und so weiter werden nicht mit

auf Rechnung gesetzt; denn die bezahle ich den Patienten selbst. — Kurd m. p." —

Hieraus erklärt es sich denn wohl zur Genüge, woher es kam, daß ganz Sachsenhauseu an der Feier des großen Abends einen so thätigen Antheil nahm, einen Antheil, der sich — als man ihn am folgenden Tage in den Zahlen der Landeswährung auszudrücken hatte, — auf nicht weniger als 30,000 Gulden belief.

Aber was für eine Feier war es, die auf eine so eigenthümliche Weise begangen wurde?

Ganz Sachsenhausen wußte es, obgleich es von Niemandem der Eingeweihten gesagt worden war.

Allerdings hatte Kurd erklärt: es sei weiter gar nichts, als daß er seinen lieben Landsleuten zum Andenken an seine glückliche Heimkehr von einer Reise, auf der er ein großes Glück gemacht habe, einen vergnügten Abend bereiten wolle.

Allein die Sachsenhäuser wußten das besser: Sie wußten, daß Kurd seinen geliebten Felix nach langem Suchen wiedergefunden habe. Sie wußten, daß besagter Felix ein großer und reicher Herr, ein Graf oder Prinz geworden sei, indem ihn seine Eltern, denen er als Kind verloren gegangen wäre, wieder aufgefunden hätten. Endlich wußten sie, daß dieser reiche Graf oder Prinz, der früher Felix geheißen hatte, und ein Sachsenhäuser Fischerbursche gewesen war, sich mit einer unermeßlich reichen und

und fabelhaft schönen englischen Herzoginn vermählen wolle, zu welchem Ende aus besonderen politischen Rücksichten in Sachsenhausen das Verlobungsfest gefeiert werden sollte.

Mit dem Letzteren, nämlich dem Verlobungsfeste, hatte es nun allerdings seine Richtigkeit.

Denn obgleich das Kurd'sche Häuschen zu einer so solennen Feier nichts weniger als geeignet war, so hatte der alte Mann doch auf zwei Dingen mit aller Gewalt Sachsenhäusischer Hartnäckigkeit bestanden: erstens, daß Felix mit Miß Anna gerade heut am Tage ihres Wiederfindens sich feierlich verloben, und daß diese Verlobung in dem Kurd'schen Hause vor sich gehen müsse, wo Felix vor Jahren einen Vater, und jetzt eine Mutter und eine Frau gefunden hatte.

Es lag allerdings ein schöner, naturpoetischer Sinn in diesem Arrangement; und die Betheiligten ließen sich denn auch wirklich dazu bestimmen, der Idee des Alten zu folgen, obgleich die Ausführung in dem Hause selbst mit einiger Unbequemlichkeit verknüpft war.

Felix hatte sich zuerst überhaupt gegen einen förmlichen Act der Verlobung erklärt. Ihm kam solch ein ostentiöses Gebahren am Eingange der Pforte, die in das Mysterium der Liebe führt, höchst abgeschmackt vor.

Wir wissen bereits, daß Felix über die Ehe ohne-

hin gar seltsame Ansichten hatte. Hören wir daher, auf welche Weise er diese Ansichten mit seiner jetzigen Situation in Uebereinstimmung zu bringen versuchte.

31.

Liebe und Ehe.

Felix und Anna hatten sich schon seit zwei Stunden in ein kleines Gemach zurückgezogen, an welches sich für den Ersteren gar sonderbare Rückerinnerungen knüpften.

„Hier —“ hatte er zu dem originellen Mädchen gesagt, welches aus einer so eigenthümlichen Liebe zu ihm die Welt durchwandert war, um ihn aufzufinden; — „hier will ich Dir mein Leben enthüllen, damit Du weißt, wem Du eigentlich Deine Liebe geschenkt, und damit Du nachher noch frei bist zu beurtheilen, ob Du mich dieser Liebe überhaupt für würdig hältst. Denn sieh', ich bin ein großer Verbrecher gewesen. Freilich hat mich die Welt dazu gemacht; und dies ist allerdings genug, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen. Ob aber auch genug vor einem Herzen so rein und edel, wie das Deine, — darüber urtheile Du, nachdem Du mich angehört.“

Hierauf hatte Felix dem aufmerksam zuhörenden

Mädchen die ganze Geschichte seines Lebens erzählt, so weit und so genau sie in seiner Erinnerung existirte. Er hatte nicht den kleinsten Umstand verschwiegen, keinen, der ihn rechtfertigen konnte, aber auch keinen, der ihn anklagen mußte.

Als er von seiner ersten Liebe zu Alma redete und den Ausgang schilderte, den sie genommen, sah er in Anna's Blick den Ausdruck der innigsten Theilnahme.

Sie war nicht eifersüchtig auf die Erstlingsgaben dieses Herzens, in dessen Besitz sie seit so langer Zeit gewohnt war, ihr Ideal von Glück verwirklicht zu sehen.

Als Felix aber von seiner Verbindung mit Hermine sprach, und auf den jetzigen Stand derselben zu reden kam, da umdüsterte sich Anna's Auge, und sie unterbrach ihn mit den Worten:

„Diese Verbindung, mein Freund, war Deiner nicht würdig; denn Du hast sie ohne Liebe geschlossen; und da sie noch nicht einmal definitiv gelöst ist, so fürchte ich, daß sie Dir — — uns noch viel Unheil bereiten werde.“

„Ich fürchte das nicht!“ entgegnete Felix. „Sie wird mich aufgeben und verlassen, wenn sie es nicht schon gethan hat; — und dann ist Alles in Ordnung.“

„Giebt man Dich denn so leicht auf?“

„Eine gewisse Klasse von Frauen — ja; oder

vielmehr: nur eine gewisse, an Zahl sehr arme Klasse von Frauen giebt mich nicht leicht auf. — Bin ich nicht schon einmal um des elendesten aller Dinge willen aufgegeben worden, um des Geldes willen, eines Dinges, das ich nachher mit der Wünschelruthe des Verbrechens zahllos wie der Sand am Meere hervorgezaubert habe?!"

„Aber jetzt? Um welches Dinges willen sollte man Dich jetzt aufgeben?"

„Mein Gott, um eines eben so nichtigen Dinges willen. Einst war ich arm; mein Nebenbuhler war reich; man zog ihn mir vor. Jetzt bin ich reich und ein Baron; mein Nebenbuhler ist eben so reich, aber ein Graf: man wird ihn mir wieder vorziehen! O, sind diese Weiber nicht alle käuflich."

„Alle, Felix?!"

„Verzeih' mir, Anna; diese alle, solche alle. Du hast nichts mit ihnen gemein; denn Du bist nie den Viehtreibeweg des Gewöhnlichen gewandelt. — Laß es gut sein, Geliebte. Von jener Seite her droht unserm Glücke keine Gefahr. Denn ohnehin, — ich habe Dir eine Idee mitzutheilen."

„Laß hören, Felix."

„Du liebst mich, nicht wahr?"

Anna legte statt aller Antwort ihren herrlichen Lockenkopf an seine Schulter und blickte ihm mit dem vollen Ausdrucke der Liebe in's Auge.

„Liebst Du mich auch jetzt noch, nachdem ich Dir mein schicksalbeladenes Leben enthüllt?“

Anna sagte wieder kein Wort; aber sie drückte ihre thauigen Lippen mit Innigkeit auf die seinen und begleitete diesen Kuß mit einem zweiten beredten Blick.

„Ich weiß es also, daß Du mich liebst!“ fuhr Felix fort, nachdem er den Kuß mit Herzlichkeit erwiedert hatte; „ich weiß auch, daß ich Dich liebe. Aber — —“

Hier stockte er unwillkürlich.

„Nun — aber?“ fragte Miß Anna und ihre Augen nahmen den Ausdruck innerer Besorgniß an.

„Aber —“ ergänzte Felix; „was wir Beide noch nicht wissen, ist: ob wir uns in solcher Art lieben, daß das Fahrzeug dieser Liebe gegen alle Gefahren gefestet ist, welche unter dem Wasserspiegel des Meeres der Ehe verborgen liegen.“

„Wie verstehst Du das, mein Freund?“ fragte Anna, mehr aus philosophischer Wißbegier, als aus Besorgniß für ihr Glück.

„Ich meine das so,“ sagte Felix: „Die Ehe, oder vielmehr das Glück der Ehe setzt eine ganz eigenthümliche Art von Liebe voraus, eine Liebe, welche von der bloßen magnetischen Hinneigung der Geschlechter zueinander eben so weit entfernt ist, wie unsere moderne Eheform von der Naturehe. Der Zweck hat eine künstlich-politische Gestalt angenom-

men; das Mittel muß es also auch thun. Eine Liebe, die zur Führung einer Ehe geschickt machen soll, muß nicht nur auf der Ueberzeugung von der vollkommenen geistigen, seelischen und körperlichen Harmonie der beiden Wesen beruhen, sondern auch und fast noch viel mehr auf der Fähigkeit eines jeden, die Schwächen und Unvollkommenheiten des Anderen ohne Gefahr für die Liebe ertragen zu können.

„Wie aber können zwei Menschen bei dem heutigen Zustande unserer Sittlichkeit dahin gelangen, nicht nur die Ueberzeugung von ihrer Harmonie in jeder Hinsicht zu erlangen, sondern auch zu erfahren, ob sie die Schwächen des Andern, die sie nicht kennen lernen können, zu ertragen verstehen werden? — Unsere Sittlichkeitstheorie raubt ihnen geradezu die Gelegenheit dazu."

„Wie das, mein Freund?" fragte Anna. „Ich höre Dir mit Bewunderung zu; denn Du weißt wohl, daß ich das Originelle liebe; und Du scheinst da Ansichten zu entwickeln, die eben so originell sind, wie der Umstand, daß Du sie mir heut an unserem ersten Liebestage kund giebst."

„Es ist wahr," entgegnete Felix, nachdem er das schöne, geistreiche Weib an seine Brust gedrückt, wie zum Zeichen, daß er sie trotz jener Ansichten unaussprechlich lieben müsse; — „es ist wahr, diese Ansichten sind originell; allein dies schließt nicht aus, daß sie unwiderlegbar wahr sind."

„Nun denn —“ fragte Miß Anna.

„Nun denn,“ erklärte Felix: „wie heirathet man sich heut zu Tage, wenn man die schmale Bahn des Sittlichen nicht verlassen will? — Man lernt sich bei irgend einer schicklichen Gelegenheit, auf einem Balle, bei einer Abendunterhaltung, durch eine Geschäfts- oder Freundschaftsverbindung mit dem Hause und dergleichen mehr kennen, also so oberflächlich wie möglich: dem Gesichte, dem Wuchse, der Sprache und einigen Talenten nach. Das gefällt gegenseitig; und so kommt man denn zu der Meinung, daß man sich lieben könne. Man ist wohl auch wirklich schon verliebt. Zu welchem Zwecke? Ohne Zweifel, um sich zu heirathen! — Aber um sich zu heirathen, — hat man gehört, — müsse man sich doch noch ein wenig genauer kennen lernen. Das ist freilich nur dann möglich, wenn man recht viel miteinander umgeht. Allein dies ist schicklicherweise wieder nur dann möglich, wenn man als Freiwerber in die Familie des Mädchens eingeführt wird; und siehe da! man ist schon von vorn herein gebunden; und durch dies Gebunden-sein ist man in seinem Urtheile präoccupirt.

„Beide Theile bemühen sich nun, sich einander in dem allervortheilhaftesten Lichte zu zeigen, ihre Vorzüge eifrig hervorzukehren, ihre Schwächen sorgsam zu verbergen, und das ist um so leichter, als es wegen des verhältnißmäßig nur seltenen Beisam-

mensein's keine fortwährende, sondern nur eine periodische Kraftanstrengung erfordert. — Man spielt die Komödie, wenn man beieinander ist, mit allem Eifer, denn man hat hinlänglich Zeit, sich von der Anstrengung auszuruhen, wenn man nicht beieinander ist."

„Ich verstehe Dich gut," fiel ihm Anna ein, „fahre fort."

Felix sprach, immer eifriger werdend, weiter:

„Man gefällt sich also gegenseitig immer mehr, und wenn man auch hier und da eine kleine Schwäche entdeckt, so erlaubt es doch die Wohlanständigkeit nicht, die Verbindung deshalb abzubrechen. Besonders der Mann wird in dieser Beziehung von der Sittlichkeit auf die unverantwortlichste Weise unfrei gemacht. Während das Mädchen noch jeden Augenblick das Recht besitzt, die Freiwerbung zurückzuweisen; sei es aus welchem Grunde es sei, — ist der Mann durch die Rücksicht auf den Ruf des Mädchens gehindert, sich zurückzuziehen: das Mädchen würde ja dadurch compromittirt sein!"

„Und da haben wir denn zugleich den Grund, warum die meisten unglücklichen Ehen den Mann als den unglücklichen Theil zeigen, als denjenigen, der sich am meisten aus dem Joche der Ehe hinaus sehnt; denn er ist derjenige gewesen, welcher am meisten unfrei in dies Joch eintrat, welcher nicht

mehr zurücktreten konnte, wenn er seinerseits eine mißfällige Entdeckung machte!"

„Endlich, um sich noch mehr kennen zu lernen, um sich noch mehr vorzubereiten auf den großen Schritt, den man für die Ewigkeit thun will, verlobt man sich. — Aber hat man damit Etwas für das nähere Kennenlernen, für das Vorbereiten gewonnen? Nicht mehr als früher; aber man hat noch mehr als früher die Freiheit des Entschlusses der Heirath verloren. — Die Verlobten sehen sich kaum allein; und das alte Spiel mit dem Vorkehren der Vorzüge und dem Verhüllen der Schwächen dauert fort. Die Sittlichkeit verbietet ihnen jeden näheren, jeden nur einigermaßen vertrauten Umgang, bei dem sie ihre Charaktere im Schlafrock sehen könnten. Die Sittlichkeit verbietet ihnen ganz besonders jede Annäherung, die da geeignet wäre, zu erkennen, ob zwischen ihnen auch jene körperliche Harmonie, jene Uebereinstimmung der Temperamente, der Neigungen und der Triebe vorhanden ist, welche gerade in der Ehe so wichtig wird, und deren Mangel vorzugsweise an dem Unglücke der Ehen Schuld ist. — Zu allen solchen Prüfungen ist den Verlobten die Gelegenheit durch die Sittlichkeit geraubt, und zugleich sind sie bereits in der Meinung der Welt durch die Verlobung so fest aneinander gekettet, daß ohne die allerwichtigsten Gründe an ein Auflösen des Verhältnisses nicht gedacht werden darf."

„Und so treten nun diese beide Wesen in die Ehe ein, völlig unwissend über das, was sie vor allen Dingen voneinander wissen müßten, um sagen zu können, daß sie eine glückliche Ehe führen werden.“

„Aber nun lernen sie sich ja desto besser kennen — Freilich! Nun raubt ihnen keine Sittlichkeit mehr die Gelegenheit, sich gegenseitig ihre Schwächen abzusehen, ihre Triebe kennen zu lernen, alle Eigenschaften ihres Geistes, ihrer Seele und ihres Körpers zu prüfen. Ein Jahr des ehelichen Umganges ist vollkommen genug, um zu untersuchen, ob die Erfordernisse zum ehelichen Glücke beiderseitig vorhanden sind. — Schade nur, daß es alsdann gerade um ein Jahr zu spät ist, die unglückliche Ehe unabgeschlossen zu lassen, wenn man nun entdeckt hat, daß jene Erfordernisse nicht vorhanden sind! Schade nur, daß alsdann die unglückliche Ehe mit all' ihren unsäglichen Qualen und Leiden schon da ist!“ — —

Felix hielt hier inne; und es entstand eine kurze Pause in dem Gespräche der beiden Liebenden.

Da nahm Miß Anna plötzlich das Wort und sagte:

„Soll ich Dir nun einmal einen Vorschlag machen, mein Freund?“

„Sollte ich ihn nicht vielleicht ahnen?“ fragte er.

„Vielleicht!“ antwortete Anna; „und ganz gewiß, wenn ich Dir gestehe, daß Alles, was Du mir sagtest, im höchsten Grade überzeugend auf mich

wirkte. — Ich sehe ein, daß Du Recht hast. Aber ich glaube, Du hast nicht allein Recht; denn ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß bei den Schotten früher eine Sitte existirte, welche genau auf Deiner Anschauung basirte: das Probejahr der Ehe."

„Ich kenne diese so überaus vernünftige Sitte'" bemerkte Felix. „Man findet sie auch bei den Deutschen des Mittelalters, wo sie namentlich von fürstlichen Personen beobachtet wurde. So meldet uns die Geschichte speciell von dem Grafen Johann IV. von Habsburg, daß er nur durch die Erfahrungen des Probejahrs von einer namenlos unglücklichen Ehe mit der schönen Herzland von Rappoltstein abgehalten wurde."

„Aber, mein Freund," lächelte Anna, „findest Du es nicht im höchsten Grade originell, daß wir solche Gespräche an unserm Verlobungstage führen?"

„Ich würde es bei zwei gewöhnlichen Menschen originell finden; bei zwei so originellen aber, wie wir sind, finde ich es nur natürlich."

„Nun gut. So wirst Du auch meinen Vorschlag natürlich finden!"

„Und der ist?"

„Wir werden die Sitte der Schotten und der mittelalterlichen deutschen Fürsten adoptiren."

„O, bei uns wäre dies wohl überflüssig!" meinte Felix.

„Gerade bei uns am allerwenigsten. Wir lieben

uns; das ist wahr. Aber wir kennen uns noch gar nicht. Unsere Liebe ist mehr das Werk unserer Phantasie, als unserer Einwirkung aufeinander. Jedes ist das Ideal des Andern, weil Jedes sein Ideal auf den Anderen übertragen hat. Das ist alles sehr schön für das Glück der Liebe; aber es ist noch lange nicht genug für das Glück der Ehe. Alles, was Du mir darüber erklärt, paßt auf Niemand mehr, als auf uns. Ich dächte also, wir adoptirten die schottische Sitte, was sich für mich um so eher schickt, als ich meiner Abstammung nach eine Schottinn bin."

Felix zog das liebenswürdige Weib mit Innigkeit an sich.

„Du bist so großherzig in diesem Vorschlage und diesem Entschlusse, meine traute Freundinn," sagte er, „daß schon diese Großherzigkeit für Deine Unübertrefflichkeit als Ehegattinn bürgt. — Doch sei es d'rum! Gehen wir auf diese vernünftige Sitte ein, blos aus dem Grunde, weil sie vernünftig ist."

„Und dies heutige Verlobungsfest?" meinte Anna.

„Soll ein wirkliches und echtes Verlobungsfest sein!" ergänzte Felix, indem er sein trautes Weib an die Brust zog und mit den zärtlichsten Küssen überdeckte.

„Doch noch Eins!" fuhr er plötzlich fort, als wäre ihm ein schon früher gefaßter Gedanken eben wieder eingefallen. „Wir werden uns für unser Jahr ein stilles Asyl suchen; denn nur die Liebe ist

eine echte, welche die Zurückgezogenheit von der Welt überdauert. Wir werden fortgehen von hier; denn ich sehne mich danach, wenigstens für einige Zeit die goldenen Ketten abzustreifen, die ich mir angelegt, als ich mich rächen wollte an der Menschheit."

„Und warum, mein Freund, willst Du diese Ketten nicht gleich ganz ablegen?" fragte Anna.

„Weil ich noch eine große Mission zu erfüllen habe, mein trautes Weib."

„Eine Mission? und welche?"

„Ich muß wieder gut machen an der Menschheit, was ich an der Menschheit verschuldete. Ich habe sie an den Rand des Abgrunds geführt, den freilich ihre eigene Thorheit und ihr eigenes Laster gegraben. Aber da ich doch die Menschen an diesen Abgrund gedrängt, so muß ich sie, — wenn sie den Abgrund gesehen haben und dadurch mit Abscheu vor ihrer Thorheit und ihrem Laster erfüllt worden sind, — wieder hinweg leiten auf Wege, die zur Glückseligkeit führen. Das ist meine Mission."

„Du bist also trotzdem und alledem ein edler Mann, mein Geliebter; und dieser Edelsinn bürgt mir dafür, daß Du eines guten Weibes guter Gatte sein wirst."

„Und unser Jahr —?"

„Soll uns ein Jahr des seligsten Genusses der Freiheit werden. Ich kenne eine reizende Insel, ein

irdisches Paradies: Isola bella im Lago maggiore. Dort laß uns für unser Jahr das Asyl finden."

„Einverstanden! Und um Allem mit einem Male zu entgehen, reisen wir gleich morgen."

„Ganz allein?"

„Ganz allein! — Doch nein, ich vergaß — meine Mutter!"

„Recht, mein Freund!"

„Da ich ihr einmal verziehen, so muß die Verzeihung vollkommen sein; und sie darf ihren Sohn nicht wiedergefunden haben, um ihn zu entbehren. Sie soll mit, wenn — sie will."

„O, ich stehe dafür. Aber Vater Kurd?"

„Ah, der geht nicht wieder von hier weg, wenn er mich irgend wo geborgen weiß. Dafür kenne ich ihn."

„Also das Familienarrangement ist gemacht. Gehen wir jetzt zur Verlobung."

32.

Ein außerordentliches Zusammentreffen.

Zu derselben Zeit, da das mitgetheilte Gespräch zwischen den beiden Liebenden statt hatte, wurden in demselben Hause zwei andere Unterredungen gepflogen.

Die eine, zwischen der Gräfinn Nesseloff und

ihrem bisherigen Begleiter, dem Jesuiten, war eben so kurz wie entschiedeu.

Die Gräfinn gab die Erklärung ab, daß sie die fernere Gesellschaft des Paters überflüssig finde, da sie jetzt, nachdem sie ihren Sohn wiedergefunden, den festen Entschluß gefaßt habe, nicht allein nicht in's Kloster zu gehen, sondern auch aus der Kirche auszuscheiden, in welche sie nur durch die Verzweiflung ihres Herzens getrieben worden sei. Der Glaube ihres Sohnes werde fortan auch der ihrige sein.

Der Jesuit erkannte aus dieser Erklärung mit der seinem Orden in solchen Dingen so eignen Divinationsgabe, daß es vergeblich sein würde, den Entschluß der Dame wanken zu machen.

Er entgegnete daher kein Wort, sondern verließ die Gräfinn mit der sogleich erfaßten Idee, die bisher geleitete Intrigue auf ein anderes Feld hinüber zu führen, wo sie möglicherweise für die Zwecke seines Ordens noch ergiebiger ausfallen konnte.

Er begab sich zu Frau Hedwig, welche ihm den für den Augenblick bequemsten Anknüpfungspunkt für seine neue Intrigue zu bieten schien.

Die Unterredung, welche er mit ihr hatte, werden wir dem Leser verschweigen. Aber er wird sie bald aus den Resultaten kennen lernen.

Als Felix und Anna das untere Zimmer betraten, war die ganze Gesellschaft bereits versammelt. Sie bestand freilich nur aus den von uns schon

aufgeführten sieben Personen: aus Felix, Anna, Kurd, der Gräfinn Nesseloff, Morawsky, Frau Hedwig und dem Jesuiten.

Von einer Tafel aber war keine Spur zu sehen.

„Nun, was ist denn das, Vater Kurd?" fragte Felix. „Ich denke, wir sollen hier einen vortrefflichen Sachsenhäuser Abendtisch finden."

„Ja, mein Junge," schmunzelte der Alte, „sollt Ihr auch! Aber nicht hier. Denkst Du denn, ich habe den Main wiedergesehen, um mein Abendbrot wie eine Landratte zu verzehren?! Da kennst Du den alten Fischer Kurd schlecht! — Jetzt folgt mir 'mal hinunter, und Ihr sollt sehen, wo ich das Verlobungsmahl meiner Kinder aufgetischt habe!"

Die ganze Gesellschaft folgte dem Alten, der sie nach der Hinterthür des Hauses führte, welches dicht an das Wasser stieß.

Vor dieser Thür lag eines der größten Mainschiffe in allem Schmuck der Wimpel und der Illumination. Auf dem Vorderdeck stand unter einem Zeltdache ein ziemlich geräumiger, mit allerhand Delicatessen von nationaler Natur besetzter Speisetisch. Auf dem Hinterdeck war ein kleines Musikcorps placirt, welches die das Schiff Betretenden mit einem grandiosen Tusch empfing.

Als die ganze kleine Gesellschaft Platz genommen hatte, ging der Tusch in einen fröhlichen Marsch über; Kurd rief als Capitain des Fahrzeuges das

Commandowort: „Los!“ — die vier Ruderer setzten ihre Stangen ein, und dahin schwamm das Schiff vor dem Strome der uns schon bekannten Eisenbahnbrücke zu.

Das Ziel der Fahrt war nach Kurd's Plane der Sandhof. Nachdem man auf dem Schiffe das Abendessen eingenommen hatte, sollte man landen und in dem geräumigen Saale der Meierei, welche den Namen des Sandhofes führte, den festlichen Abend mit einem Balle beschließen, zu welchem Kurd sämtliche Honoratioren Sachsenhausens (denn Sachsenhausen besitzt auch Honoratioren!) besonders eingeladen hatte. Es versteht sich von selbst, daß der Saal festlich decorirt, und daß für ein wohl assortirtes Buffet à discretion bestens gesorgt war.

In dem Augenblicke, da das festliche Schiff, auf welchem sich unsere Gesellschaft befand, durch die Eisenbahnbrücke fahren wollte, sprang Miß Anna mit einem Entsetzensschrei von ihrem Sitze auf, indem sie mit der Hand nach der Seite der Brücke zu wies.

Aller Augen richteten sich unwillkürlich dort hin in demselben Moment, als man den Fall eines Körpers in's Wasser hörte.

„Eine Frau!“ stammelte Anna.

Das Unerwartete des Ereignisses hatte die ganze Gesellschaft für den Augenblick starr und sprachlos gemacht.

Felix allein hatte in Folge einer Ideenverbindung, die mit blitzähnlicher Schnelligkeit sein Gehirn durchschoß, einen Entschluß gefaßt und ausgeführt.

An derselben Stelle hatte sich vor Jahren eine Frau in den Fluß gestürzt, deren Rettung durch ihn die wichtigste Katastrophe seines Lebens herbeiführte.

Heute war in seinem Leben die zweite Katastrophe eingetreten — —

Man wird es natürlich finden, daß nicht die lange Zeit verging, welche der Leser zum Lesen dieses Gedankens bedurft hat, bevor sich Felix, schnell seines Rockes entledigt, in die Fluthen warf, um die Rettung der Unglücklichen zu bewirken.

Es war dies Alles so schnell geschehen, daß Niemand der Anwesenden Zeit gehabt hatte, weder ihn daran zu verhindern, noch ihm zuvor zu kommen.

Erst als sich unser Held bereits im Wasser befand, stürzte sich Miß Anna mit einem Angstgeschrei an den Bord des Schiffes, wie um dem Geliebten nachzuspringen, und die Gräfinn Nesseloff erfüllte die Luft mit ihrem Hilfegeschrei für ihren Sohn.

Der alte Kurd aber machte dem ganzen Lamento mit einem Male ein Ende.

Indem er Miß Anna mit seiner kräftigen Hand am Arme zurückhielt, rief er in komischem Aerger aus:

„Willst Du wohl keine dummen Streiche machen, Mädel! — Was soll das Lamento? Denkst Du

denn, ich stünde noch hier, wenn ich nicht wüßte, daß der Felix, das lieb' Schinohs, schwimmen und tauchen kann, wie der geschickteste Frosch in allen Teichen der Welt?! Siehst Du wohl, da hat er das Frauenzimmer schon über dem Wasser! Laß ihn nur machen. Das kennt er! Schon 'mal da gewesen!" —

Inzwischen schwamm Felix mit der Geretteten dem Ufer zu, weil dies viel näher lag, als das Schiff.

In demselben Augenblicke, als er den Sand erreichte, fuhr ein mit Stroh beladener Leiterwagen des Weges von Niederrad daher.

Felix rief den Fuhrmann herbei, worauf er, sich dem Schiffe zuwendend, die Worte hinüber schickte:

„Fahrt ruhig weiter! Ich bin in einer halben Stunde bei Euch!"

Kurd ließ denn auch wirklich das Schiff weiter fahren, schon in Anbetracht des Umstandes, daß gar keine Stelle vorhanden war, wo es hätte landen können.

Inzwischen war der Fuhrmann an Felix heran gekommen.

„Was giebt's hier, Herr?" fragte er.

„Zum Teufel, das seht Ihr ja! ein aus dem Wasser gezogenes, halb ohnmächtiges Frauenzimmer, das Ihr mir helfen sollt, in's Thor zu schaffen. — Faßt an!"

Der Fuhrmann gehorchte zwar, und beide Männer trugen das Weib an den Wagen. Allein es

geschah von Seiten des Ersteren nicht ohne alle Bemerkung.

„Ja, sehen Sie, Herr," murmelte er; „ich rechne so, daß mir mein Stroh verdorben werden wird, wenn wir die nasse Person darauf legen."

„Ich werde Euch Euer Stroh mit zwei Carolin bezahlen."

„Oh, oh! — ne, Herr; für Spaß ist das ein bischen zu wenig, und für Ernst ist es viel zu viel."

„So nehmt es für Ernst und laßt's grade genug sein. Hier!"

Felix hatte mit der einen freien Hand in seine Westentasche gegriffen und zwei Goldstücke herausgenommen, die er dem Fuhrmann dicht vor die Augen hielt.

„Der Teufel!" sagte er, „es ist also wirklich Ernst? Ja, das ändert die Sache!"

Der Fuhrmann machte sich eine Hand frei, steckte die beiden Goldstücke ein und sagte dann:

„Wer mein Stroh so gut bezahlt, darf nicht Lastträger sein!"

Damit nahm er das noch immer ohnmächtige Weib auf seine Arme und trug es allein fort bis zum Wagen.

„Heda, Alter! Ihr kriegt hier schöne Damengesellschaft!" rief er, indem er das Frauenzimmer auf das Stroh legte und mit demselben bedeckte.

Der letztere Zuruf des Fuhrmanns galt einer

männlichen Gestalt, welche sich in dem hintern Theile des Wagens auf dem Stroh zusammengekauert hatte, sich aber nicht zu regen schien.

Felix hatte gleichfalls auf dem Wagen dicht beim Fuhrmann Platz genommen.

„Nun schnell, Mann, im Galopp bis durch's Thor!" sagte er. „Ich werde Euch sagen, wo Ihr halten sollt."

Der Fuhrmann theilte diesen Befehl seinen beiden tüchtigen Gäulen mittels eines derben Peitschenhiebes mit, und dahin rollte der Leiterwagen wie die leichteste Equipage.

„Was ist das für ein Mann, den Ihr da hinten habt?" fragte Felix während der kurzen Fahrt.

„Was weiß ich?!" gab der Fuhrmann zur Antwort. „Es ist ein alter Glatzkopf, recht tüchtig zerlumpt, den ich zu Niederrad in der Schenke traf, wo er schon zwei Stunden bei einem einzigen Gläschen Schnaps gesessen hatte. Als er hörte, daß ich nach Frankfurt fahren wollte, bat er mich um Gotteswillen, ihn mitzunehmen. Er konnte mit den Füßen nicht mehr fort. — Na, was thut man nicht um Gotteswillen. Und der liebe Gott hat's ja auch schon belohnt mit Ihren zwei Goldstücken, Herr!"

„Ihr könnt ihn bei mir in Sachsenhausen mit absetzen!" entgegnete Felix. „Ich habe da ein kleines Wirthshaus zum Logiren. Da kann der alte Mann frei Unterkommen finden."

„Heda, Du Alter," rief hier der Fuhrmann nach dem hintern Wagen zu; „hörst Du's? Du sollst frei Kost und Logis bekommen, aber nicht auf der Constablerwach', sondern in einem Hôtel. Teufel, Alter, Du hast Glück!"

Dann wandte sich der Fuhrmann wieder zu Felix und sagte:

„Aber Sie, Herr, der Sie so viel Gutes an einem Abende thun: einem Frauenzimmer das Leben retten, einem Bettler Obdach geben und einem schlechten Fuhrmanne zwei Goldstücke schenken, — Sie sind gewiß ein frommer Geistlicher, ein Superndent oder so was dergleichen."

„Nein, mein Freund!" antwortete Felix; „ich bin ganz im Gegentheil ein großer Sünder, der nur etwas Geld mehr hat, als er braucht!"

„Der Teufel, Herr!" rief der Fuhrmann ganz verwundert aus; „dann wünschte ich denn doch, daß alle Pfarrer solche Sünder würden!"

Der Wagen stand an Kurd's Hause. Die hell erleuchtete Straße war fast ganz menschenleer, denn die Schänken hatten bereits Alles aufgenommen, was Lust zum Essen, Trinken und Tanzen empfand, das heißt, die ganze Sachsenhäuser Bevölkerung.

Felix hob das durch ihn gerettete Weib, welches noch nicht wieder die Augen aufgeschlagen hatte, aus dem Stroh heraus, indem er zugleich dem Fuhrmanne befahl, den alten Bettler in's Haus zu schaffen.

Als er die Frau auf seinen Armen schnell in's Haus trug, fiel der starke Lichtschein auf ihr Gesicht, und Felix hätte bei diesem Anblick seine Bürde beinahe auf das Straßenpflaster fallen lassen, denn er erkannte in dieser Frau — — Alma!

Von der Bestürzung, in welche ihn diese Ueberraschung versetzte, konnte er sich im Augenblicke kaum so weit erholen, daß er der herbeigekommenen Hauswirthschafterinn die nöthigen Befehle zu geben vermochte.

Dann eilte er auf sein Zimmer, um seine durchnäßten Kleider mit trockenen zu vertauschen. Es dauerte aber kaum eine Viertelstunde, so stand er schon wieder in der unteren Stube, welche jetzt der Schauplatz eines so außerordentlichen Zusammentreffens war.

Eines ganz außerordentlichen! — Der Leser wird sich sogleich überzeugen, daß es nur die Schuld unserer Sprache ist, wenn wir das Ungewöhnliche, welches er in unserer Scene finden wird, nicht ausdrucksvoller bezeichnen können.

Es war dies dasselbe Zimmer, in welchem einstmals drei Personen unserer Erzählung auf seltsame Weise zusammengetroffen waren: Felix, der arme Fischerbursche, Alma, die durch ihn aus den Fluthen des Main gerettete Selbstmörderinn, und Goldmann, der millionenreiche Banquier, in dessen Equipage der Retter und die Gerettete hierher gelangt waren. —

Heute befanden sich wieder drei Personen unserer Erzählung, auf dieselbe seltsame Weise zusammengetroffen, in diesem Zimmer: Felix, der millionenreiche vornehme Herr, Alma, die durch ihn aus den Fluthen des Main zum zweiten Male gerettete Selbstmörderinn, und endlich ein alter Bettler, der in Gemeinschaft mit der Geretteten und ihrem Retter auf einem Leiterwagen hierher gelangte; und dieser alte Bettler war — — Goldmann!

Der Leser muß es uns schon erlassen, die Scene des gegenseitigen Wiedererkennens zu schildern.

Auch der beste Novellist würde hierbei seine Unfähigkeit bekennen müssen, mittels seiner Feder der Wahrheit, der Wirklichkeit nur entfernt nahe kommen zu können. Nur der Dramatiker würde im Stande sein, eine solche außerordentliche Scene annähernd naturgetreu wiederzugeben, und völlig auch blos dann, wenn seine Worte auf der Bühne Gestalt und Leben erhielten.

Eben so vergeblich würde der Versuch sein, die ganz außerordentlichen Gefühle, Gedanken und Empfindungen in Worte zu kleiden, welche das Innere jeder der hier betheiligten Personen erfüllten. Wir stehen also auch davon ab.

33.

Die Nemesis.

Der Scene des Wiedererkennens waren von Seiten der handelnden Personen mehr oder minder ausführliche, mehr oder minder offene Erklärungen gefolgt, durch welche sie in den Stand gesetzt wurden, zu beurtheilen, in wie weit sich die rächende Hand der Nemesis an ihnen geoffenbart hatte.

Dann folgte von Seiten Goldmann's und Alma's die Erzählung ihrer letzteren Schicksale, durch welche sie in die gegenwärtige Lage gebracht worden waren.

Goldmann war Tags vorher in Frankfurt am Main als Bettler angekommen und hatte sich von dem vollständigen Ruin seiner ehemaligen Existenz, ja von dem völligen Verschwinden derselben durch den Augenschein überzeugt.

Es war ihm vorgekommen, als habe niemals in Frankfurt ein Mensch seines Namens, Standes und Gewerbes existirt.

Eine leicht erklärliche Scheu hatte ihn abgehalten, sich irgend Jemandem aus dem weiten Kreise seiner Bekanntschaft zu entdecken; er hatte sogar sorgfältig seinen Namen verborgen und sich lieber dazu verstanden, an einigen fremden Thüren sich ein Paar Kreuzer zu erbetteln.

Ein einziges Wesen gab es, dem er geglaubt hatte, sich anvertrauen und von ihm Hülfe erwarten

zu dürfen: Es war ein früherer Diener von ihm, sein Helfershelfer bei dem Geschäft der Frauenverführung, sein kuppelnder Vertrauter.

Dieser Mann hatte nicht nur bedeutende Summen von ihm erhalten, sondern — wie Goldmann wußte — ihn auch noch um bedeutende Summen bestohlen.

Der Umherirrende hatte erfahren, daß dieser sein Vertrauter sich ein schönes Gut in Niederrad gekauft und dort herrlich und in Freuden lebte.

Er war deshalb hinausgegangen und hatte sich ihm zu erkennen gegeben. Allein der Undankbare — wie Goldmann ihn nannte — hatte ihn nicht wiedererkennen wollen, sondern behauptet, daß er ein Betrüger, weil der ehemalige Banquier Goldmann, dem er treu und redlich gedient, in Neapel gestorben sei. Als es der Bettler versucht, ihn durch Rückerinnerungen aller Art von seiner Identität zu überzeugen, hatte der schändliche Diener seine Knechte herbei gerufen und seinen früheren Herrn auf die Straße werfen lassen.

So war Goldmann auf den äußersten Gipfel der Verzweiflung getrieben worden; er hatte, wie schon öfter seit seinem Ruin, den Vorsatz gefaßt, seinem Leben ein Ende zu machen; allein jetzt, wie immer, hatte ihm der Muth gefehlt, ein Dasein aufzugeben, welches er in seinen schönsten materiellen Genüssen kennen gelernt hatte, und von dem ihm

eine Hoffnungsstimme in seinem Innern prophezeite, es werde ganz unerwartet wiederkommen.

Diesen Muth zu dem Schritte in die andere Welt, welchen Goldmann nicht besaß, hatte Alma gehabt, welche über ihre jüngsten Schicksale Mittheilungen machte, woraus Folgendes hervorging:

Ihre Laufbahn als falsche Fürstinn von Hérad, die sie in Rom begonnen, war eben so kurz wie glänzend gewesen. Sie verstand nicht die schwere Kunst, eine Würde zu zeigen, welche mit ihrem angenommenen Range im Einklange stand.

Aus ihrem ganzen Wesen blickte stets das dereinstige Dienstmädchen hervor, welches es nicht weiter gebracht hatte, als bis zur gewöhnlichen Maitresse eines alten, geckenhaften Geldmenschen.

Das war ein Typus, der sich aus dem Wesen Alma's niemals wegwischen ließ, und die römischen Herren waren in solchen Dingen scharfsichtig genug, um, als der erste Rausch, in den sie durch die Erscheinung dieser Schönheit versetzt worden, vorüber war, ein wenig stutzig zu werden

Nachdem einmal der Verdacht aufgetaucht war, fand die Beobachtung immer mehr Stoff zum Verdacht, bis endlich einer der dortigen Würdenträger, nachdem er der beglückte Anbeter der schönen und reichen Fürstinn gewesen war, auf die Idee kam, daß sich das Vermögen derselben im Besitze der Kirche weit besser zu christlichen Werken verwenden

ließe, als in den Händen eines Frauenzimmers von so heidnischem Lebenswandel.

Er theilte seine Idee dem Vorstande der Polizeigewalt mit, begleitet von Muthmaßungen über den vorgeblichen Stand der Dame, hinter welchem sich nach seiner Meinung manches der Untersuchung Würdige verstecken mußte.

Durch einen Scandal, welchen Alma in der Kirche wegen ihrer Unbekanntschaft mit dem katholischen Ceremoniel veranlaßte, öffnete sie dem Polizei-Chef die Thür ihrer Geheimnisse.

Die Folge davon war, daß man sie arretirte und Haussuchung bei ihr hielt.

So konnte es nicht fehlen, daß nebst ihren Papieren auch alle ihre Kostbarkeiten und ihr gesamtes Baarvermögen in die gefährlichen Hände einer Polizei geriethen, welche bereits beschlossen hatte, ein Mysterium zu finden und aufzuklären.

Bei der Inquisition, der man das Mädchen unterwarf, gab sie sich natürlich eine Menge von Blößen; und man deutete ihr endlich an, ihre Sache stehe so schlimm, daß bei der jetzigen Strenge der Gesetze in Bezug auf politische Verbindungen, deren einer sie offenbar angehören müsse, für ihr Leben kaum noch etwas zu hoffen sei.

Seltsamerweise nahm sie nach dieser Eröffnung wahr, daß die strenge Bewachung, die man bisher gegen sie geübt hatte, auffallend nachließ, und zu-

gleich erhielt sie anonyme Zuschriften, durch welche einer ihrer Verehrer sie versicherte, daß er an ihrer Befreiung durch die Flucht arbeite.

Es kann nicht befremden, daß Alma in der Todesangst ihres Herzens die Idee der Flucht mit ganzer Seele auffaßte. Nur ihre gänzliche Mittellosigkeit in Bezug auf ihr weiteres Fortkommen hielt sie noch zurück.

Aber, als ob ihr unbekannter Freund dies Bedenken geahnet hätte, — er sandte ihr auf die bisherige geheimnißvolle Weise, das heißt in dem Brote, welches sie täglich erhielt, einige Goldstücke.

Jetzt machte sich Alma mit Benutzung aller wahrgenommenen Umstände einen Plan zur Flucht aus ihrem Kerker, und siehe da! dieser Plan war so vortrefflich, daß sie bei seiner Ausführung nicht auf das kleinste Hinderniß stieß.

Die schöne Stadt Rom lag hinter ihr, ohne daß sie eigentlich recht wußte, wie das so schnell und leicht geschehen war.

Froh, einem gewissen Tode entronnen zu sein, schlug sie den Weg nach der Schweiz ein. Doch eben dort angelangt, waren ihre Geldmittel zu Ende.

Freilich kümmerte sie das eben nicht viel; denn sie war es seit lange gewohnt, ihre Hilfsquellen in ihrer Schönheit zu suchen und zu finden. Indeß die Schweiz bot gerade für diese Art des weiblichen Industrieritterthums keinen günstigen Schauplatz dar;

und so fiel sie von Stufe zu Stufe bis zu einer Straßendirne herab, welche sich dem Auge der Polizei zu entziehen suchen mußte.

Da wurde sie von einer unerklärlichen Sehnsucht nach Frankfurt erfaßt. Denn eine innere Stimme sagte ihr, sie würde erst da wieder Ruhe und Frieden finden, wo sie durch den an einem treuen Herzen geübten Verrath ihre erste große Sünde begangen hatte. Diese Sünde würde sie sühnen, und dann würde sie — wenn auch nicht glücklich, so doch — zufrieden werden.

Sie machte sich daher auf den Weg durch Baden und Hessen, ganz arm, in dürftiger Kleidung, ihr Leben nur fristend von den kleinen Erkenntlichkeiten leichtsinniger Männer, die sich vorübergehend an ihren Reizen erfreuten.

Darüber aber fiel sie in Darmstadt der Polizei in die Hände. Seitdem sie kein Geld mehr besaß, hatte auch in dieser Hinsicht das Glück sie verlassen; denn die Polizei fahndet nur auf arme Vagabonden. Sie wurde auf dem Schube über die Grenze gebracht und kam so nach Niederrad, wo sie ihre Verwandte zu finden hoffte. Aber die alte Frau war todt und Niemand konnte ihr Auskunft geben, was mit ihrem Nachlasse geschehen.

Mit zum Tode betrübtem Herzen machte sich Alma wieder auf den Weg. Es trieb sie an, nach Sachsenhausen zu wandern, um das Haus wieder

zu sehen, aus welchem der Durst nach Wohlleben sie von einem so treuen Herzen gerissen, von der Brust eines jungen Mannes, der nachmals zu einem so vornehmen Herrn geworden war.

Als sie an die Eisenbahnbrücke gelangte und die Stelle sah, an welcher sie sich in den Fluß gestürzt und in jenem jungen Manne ihren Retter gefunden hatte, da konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, von dieser selben Stelle aus das heut so glänzend erleuchtete Sachsenhausen zu überschauen.

Sie betrat die Brücke; sie grüßte den Einnehmer; es war noch derselbe, der sie damals wegen eines Kreuzers in die Fluth getrieben; sie zahlte ihm jetzt den Kreuzer und gelangte an die verhängnißvolle Stelle.

„Wie ich so da stand“ — erzählte Alma weiter — „und bald in den dunklen Fluß schaute, bald auf die tausend Lichter, welche weiter hinauf schimmerten und strahlten und ein fröhliches Ereigniß verkündeten, von dem ich nichts wußte; und wie ich überall einen Jubel sah und hörte, der in so schreiendem Widerspruche stand mit dem Schmerz meiner Brust: da überkam mich eine Wehmuth, von der ich nie in meinem Leben eine Ahnung gehabt hatte. — Ich war bis zum Tode betrübt, und zum ersten Male fühlte ich, daß man sich auch nach dem Tode recht herzlich sehnen könne. Und als nun ein glänzend erleuchtetes Schiff heranfuhr, auf welchem fröhliche

Musik in das Getöse fröhlicher Menschen sich mischte; da war mir's, als riefe eine Stimme aus dem dunklen Wasser mir zu: „„Komm', komm'! hier findest Du Erlösung von allen Deinen Leiden und Schmerzen. Diese meine nassen Arme waren ja für Dich bestimmt! Bist Du denn glücklich gewesen, seitdem man Dich ihnen entriß? Komm' wieder hinein, und Du wirst glücklich sein!"" Und da erfaßte es mich mit unsichtbaren Händen und zog mich hinein in die dunkle Tiefe. — Aber es sollte wieder nicht sein!" —

Als Alma diese letzten Worte mit dumpfem Tone und dem Ausdrucke eines wahren Schmerzes gesprochen hatte, rasselte ein Wagen vor die Thür, aus welchem Anna und die Gräfinn Nesseloff in das Haus stürzten.

Die beiden Frauen hatten es nicht über sich vermocht, in Ungewißheit über Felix und das, was sich mit ihm begeben, auf dem Sandhofe zu bleiben.

Da es aber der Gäste wegen nothwendig erschien, daß Kurd und ein Theil seiner Gesellschaft anwesend war, so hatten sie sich unter Zustimmung Kurd's schnell in einen der dort angekommenen Fiacres geworfen und sich nach Sachsenhausen fahren lassen.

Eingetreten in das Zimmer warf sich Anna ohne alle Rücksicht auf die Anwesenden in Felix' Arme.

„Du hast keinen Schaden genommen, Geliebter?" rief sie freudig aus. „Ich habe mich furchtbar ge=

ängstigt! Denn ich hätte sterben müssen, wenn ich Dich, — nach jahrelangem Suchen endlich gefunden, — wieder hätte verlieren müssen."

Felix küßte seine Geliebte mit inniger Rührung auf die Stirn.

„Nicht den geringsten Schaden, meine süße Freundinn!" sagte er. „Aber weißt Du auch, wen ich gerettet habe? — Dies Mädchen ist Alma!"

Anna zuckte unwillkürlich zusammen.

Aber ehe sie noch irgend ein Wort aussprechen konnte, wurde ihre und Felix Aufmerksamkeit schon in Anspruch genommen durch das seltsame Wesen der Gräfinn, welche in dem Tone einer Wahnsinnigen rief:

„Und wißt Ihr auch, wer dieser Mann hier ist?" —

Sie hatte gleich bei ihrem Eintritte sich gefesselt gefunden durch den Anblick des alten Mannes, der am Tische saß, hell beschienen von den Lichtern am Fenster.

Anstatt anf ihren Sohn zuzueilen, hatte sie die Gestalt dieses Mannes mit den Augen verschlungen; diese Augen hatten zugleich verkündigt, daß sie in ihren Erinnerungen suche; und endlich hatte sie jene Frage ausgerufen.

Felix und Anna eilten auf sie zu.

„Dieser Mann hier, Mutter —" sagte der erstere — „ist ein ehemals sehr reicher, jetzt sehr

armer Unglücklicher. Man hat ihn einst den Banquier Baron von Goldmann genannt!"

„Oh, ich kenne ihn wohl!" sprach die Gräfinn, immer noch in dem Tone einer tragischen Aufregung; „ich kenne ihn sehr gut."

Dann diesen Ton plötzlich in den Ausdruck der Entschlossenheit umändernd, trat sie dicht vor den Greis hin und fragte:

„Und Ihr, alter Mann, kennt Ihr auch mich?"

Der Greis blickte verwundert auf; er konnte sich das, was um ihn herum vorging, durchaus nicht enträthseln.

„Doch," nahm die Gräfinn wieder das Wort, „wie solltet Ihr mich denn kennen? Ihr habt mich ja nie ohne Maske gesehen!"

Bei diesen Worten schnellte der Alte von seinem Sitze auf.

„Ihr seid — —" rief er.

„Die Mutter dieses jungen Mannes, dessen Vater Du bist!" rief die Gräfinn, convulsivisch zitternd, aus.

„Halt ein, Mutter!" schrie Felix. „Nie! nie! — Dieser Mann darf nie mein Vater sein!"

Goldmann war bei der letzten Eröffnung zusammen gesunken. —

Alma saß da wie betäubt von dem, was um sie vorging; die Augen mit den Händen bedeckt, schien sie an Nichts Antheil zu nehmen. —

Anna lag ihrem Felix an der Brust. Dieser hielt mit seinem rechten Arm den Nacken seiner Mutter umschlungen.

Diese Scene währte einige Minuten, während welcher keiner der Anwesenden ein Wort sprach.

Endlich richtete sich Goldmann in die Höhe. Sein erstes Wort war ein Vorwurf.

„Also mein eigener Sohn hat mich an den Bettelstab gebracht?!" rief er aus.

„Schweig, alter Mann!" herrschte ihm Felix zu, „damit ich nicht sagen muß: Der Vater hat die Geliebte des eigenen Sohnes verführt! der Vater hat den eigenen Sohn hilflos von seiner Schwelle gejagt! der Vater hat den eigenen Sohn von seinen Dienern zum Hause hinaus werfen lassen! — O, Du siehst es wohl ein, alter Mann, wie thöricht es wäre, hier von Vater und Sohn zu sprechen. — Ich erkenne sie nicht an, diese Vaterschaft, die sich durch Nichts zu legitimiren weiß, als durch einen rohen Act der blinden Natur. Ich habe nur einen Vater gehabt, — das ist der alte Kurd; und mein Herz wie mein Geist protestiren feierlich gegen jede andere Vaterschaft. Du, alter Mann, bist mein Vater nicht, und wie Du es niemals gewesen, sollst Du es auch niemals sein!" —

Nach diesen im feierlichsten Tone ausgesprochenen Worten ging Felix, tief in Gedanken versenkt, einige Male im Zimmer auf und ab.

Keiner der Anwesenden wagte es, die eingetretene Pause zu unterbrechen.

Endlich blieb Felix wieder vor Goldmann stehen, und sein Antlitz verkündete, daß er einen Entschluß gefaßt habe. Er sprach zu dem Greise:

„Ich will ein Gericht halten über Dich und Jene da, die Ihr mir mein Leben bis zum Tode vergiftet hättet, wenn nicht dieser Engel hier zur rechten Zeit erschienen wäre, um mich zu retten. Es soll ein gerechtes, aber auch ein mildes Gericht sein. Höre mich wohl an:

„Ich könnte Dir Dein elendes Gold, welches ich Dir mit Hilfe Deiner eklen Lüste, die Dein ganzes Leben gebrandmarkt haben, abgenommen, bis auf den letzten Heller zurückgeben, ohne daß ich nur ärmer würde. Aber ich thue es nicht, weil ich weiß, daß es in Deiner Hand nur ein Mittel sein würde, Dein Lasterleben von neuem zu beginnen, trotz Deiner grauen Haare, die Dich an den Tod mahnen. Ich selbst freilich mag es auch nicht behalten, dies fluchwürdige Geld. Es soll in Zukunft ganz dem Zwecke dienen, zu welchem ich mir einst einen winzigen Theil desselben vergebens von Dir erbat. Es soll in Zukunft den Fond einer Stiftung bilden, aus welchem ungekannte wissenschaftliche und künstlerische Talente die Mittel schöpfen können, sich und ihre Werke zur Geltung zu bringen. Und wenn künftig in Deutschland ein productives Genie die Schöpfung

eines Werkes projectirt, so wird er in diesem Gelde die Quelle finden, die es verhindert, daß er während der Schöpfung verhungert.

„Aber auch Du sollst im Alter nicht darben, und aus meinem übrigen Vermögen werde ich dafür sorgen, daß Du bis an Dein Ende wie ein anständiger Greis leben kannst, ohne die Mittel zu Deiner Lieblingsverschwendung in die Hände zu bekommen. Ich stelle als einzige Bedingung dieser meiner Sorge das Verlangen, daß Du, da Deine Ehe gelös't ist, dies Mädchen hier" — er zeigte auf Alma — „zu Deiner rechtmäßigen Gattinn und dadurch zu einem ordentlichen Weibe machst. Das Capital, welches ich Euch noch heut aussetzen werde, soll Euch Beiden, aber nur gemeinschaftlich gehören."

Damit nahm er Anna und die Gräfinn bei der Hand und verließ mit ihnen das Zimmer.

34.

Die Brautreise.

Felix arbeitete einen Theil der Nacht hindurch auf seinem Zimmer.

Er wollte am andern Morgen in aller Frühe Sachsenhausen verlassen, um seine Brautreise nach dem Lande jenseit der Alpen anzutreten. Er hatte

daher noch erstaunlich Vieles zu ordnen, was Alles durch zu hinterlassende briefliche Vorschriften abgemacht werden mußte.

Nachdem er daher der Hauswirthschafterinn die nöthigen Befehle wegen der Beherbergung Goldmann's und Alma's gegeben und an Kurd nach dem Sandhofe einen Expressen geschickt hatte mit der Weisung, daß man ohne ihn und seine beiden Damen vergnügt sein möge, — sagte er seiner Mutter gute Nacht und begab sich mit Anna auf das kleine Zimmer, welches er in seiner Lebensperiode als Fischerbursche das seinige genannt hatte.

Während er schrieb, saß ihm seine Geliebte gerade gegenüber, ihren schönen Lockenkopf auf die eine Hand gestützt, und mit ihren traulichen Augen den Anblick des emsig schreibenden Mannes verschlingend.

Er kam ihr unbeschreiblich groß und erhaben vor; und doch war er nur ein Verbrecher!

Wenn der Staatsprocurator alles das gewußt hätte, was von diesem schönen Kopfe erfunden und ausgeführt worden war, so würde derselbe Mann, dessen Feder jetzt mit wenigen Zügen Anordnungen traf, durch welche die Welt regiert werden sollte, in einem dunklen Kerker gesessen haben, um von dort auf die Anklagebank geführt zu werden.

Nachdem der Baron Hartenfels für die Zeit seiner Abwesenheit von Deutschland alle nöthigen Verfügungen für die Verwaltung der Creditbank erlas-

sen und den Grafen Morawsky zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, machte er sich an die Verordnungen in Bezug auf seine Privatangelegenheiten.

Der alte Kurd erhielt eine Summe von 300,000 Gulden angewiesen mit dem Auftrage, an Stelle seines Hauses ein großes Hôtel zu begründen, welches allen mittellosen Wanderern, die sich als ehrlich und arbeitsam ausweisen konnten, für drei Tage freie Station und auf vierzehn Tage Credit bewilligen sollte. — Felix wollte damit ein Denkmal setzen der Zeit, da er, der Mittellose, in diesem Hause ein Asyl gefunden hatte. Das Hôtel sollte die Firma: „Zum braven Fischer“ fortführen.

Zugleich erhielt Kurd nebst einer Anweisung auf 60,000 Gulden den Auftrag, in Niederrad ein Gut zu kaufen, einzurichten und an Goldmann und Alma zur gemeinschaftlichen Bewirthschaftung zu übertragen. — Sie sollten bis zu ihrem Tode Eigenthümer dieses Gutes sein. Damit ihnen aber jede Disposition über das Capitalvermögen desselben entzogen würde, sollte auf Kurd's Namen eine zinsfreie, unkündbare Hypothek für den Betrag des Werthes darauf eingeschrieben werden.

Für Frau Hedwig, der Freundinn und bisherigen Gesellschafterinn Anna's, bestimmte der Baron Hartenfels das große schöne Haus, welches er in Heimburgshöh besaß, zum vollständigen Eigenthum; und außerdem wies er ihr aus dem Vermögen der

Miß Anna Edwards auf deren Wunsch noch die Summe von 30,000 Gulden an.

Dem Doctor Böhm schrieb der Baron einen ziemlich ausführlichen Brief, worin er ihn bat, Alles anzuwenden, um Hermine zu einer Auflösung ihres bisherigen Verhältnisses ohne Eclat zu bestimmen, und sie wo möglich zu einer Reise über's Meer mit ihm, dem Doctor, zu bewegen. Damit sie aber unter allen Umständen ihre eigene Existenz habe, wies er ihr die Summe von 300,000 Francs an.

Als der Baron Hartenfels hiermit alle Anordnungen in Bezug auf seine officiellen und privativen Verhältnisse getroffen hatte, und seine Feder weglegte, schlug es vom Thurm der nahen Kirche Mitternacht.

Er blickte seine Geliebte mit Zärtlichkeit an.

Sie erwiderte seinen Blick, stand auf, stellte sich an seine Seite und bog sich zu ihm hinab, um seine Lippen zu suchen.

„Die erste Stunde des neuen Tages hat begonnen!" sprach er in feierlichem Tone, indem er das geliebte Weib umschlang. „Es ist der erste Tag unseres Jahres; und mein Heil beginnt an derselben Stelle, an welcher einstmals mein Unheil begann. Es ist ein bedeutungsvolles Haus das hier, und auch ein bedeutungsvolles Zimmer."

Er erhob seinen Kopf, blickte hinauf in ihr englisch lächelndes Antlitz und fuhr dann fort:

„Willst Du mich hier entsündigen, Geliebte? Willst Du mit Deinem erhabenen, engelreinen Herzen die Zeit zum Nicht-gewesen-sein verdammen, die zwischen meinem letzten und meinem heutigen Hiersein liegt? Willst Du mich hier durch Deine Liebe, die mich aus einem menschenfeindlichen Teufel zu einem menschenfreundlichen Gotte machen kann, für die Zukunft heiligen? O, dann sage es mir hier noch einmal aus vollem Herzen, daß Du mich liebst, meine süße Freundinn!"

„Nicht sagen will ich's Dir, mein Geliebter!" entgegnete Anna; „sondern beweisen."

Dann bog sie sich hernieder zu ihm, um die plötzlich auf ihr Antlitz tretende Röthe süßer Scham in einem Kusse zu verbergen, und flüsterte:

„Nenne mich nicht Deine Freundinn; — nenne mich — Dein Weib!" —

* * *

Beim Aufgange der Sonne hatten Felix, Anna und die Gräfinn Nesseloff Sachsenhausen verlassen.

Der alte Kurd aber stand hoch aufgerichtet, auf seine Ruderstange gestützt, in einem Nachen, der den Main hinuntergetrieben war und jetzt unfern der Eisenbahnbrücke fest lag.

Da braus'te ein Zug von Frankfurt her heran.

Als er mitten auf der Brücke war, lehnten sich

zwei schöne Köpfe, ein männlicher und ein weiblicher, aus dem Fenster eines Waggons erster Klasse heraus, blickten auf den Nachen, und zwei Hände folgten ihnen. Die eine Hand winkte, die andere wehte mit einem Taschentuche dem alten Manne im Nachen einen Abschiedsgruß zu, den dieser erwiderte.

Dann war der Zug vorüber. —

Der alte Mann im Nachen aber blickte ihm noch lange, lange nach, und ein Paar dicke Thränen traten ihm in die Augen, rollten unaufgehalten über die runzligen Wangen und fielen nieder in den Kahn.

Und die Sonne stand schon oben am Himmel, und es war schon lebendig auf dem Main und seinen Ufern von allerlei Handthierung; und der alte Mann stand immer noch da in seinem Nachen und blickte nach der Gegend, wohin der Zug geflogen war.

Endlich entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust; er wischte die Augen mit der verkehrten Hand, und seinen Lippen entschlüpften die Worte:

„Dummer Schnack! sie sind ja glücklich!“ —

Er schlug sich mit der Hand mehrmals auf die linke Brust.

„Was will denn das dumme Herz hier noch mehr?!“

Dann setzte er mit einem kräftigen Ruck die Ruderstange ein, wandte sich schnell ab und steuerte zurück nach Sachsenhausen.

35.

Die beiden Schwestern.

Der Baron von Hartenfels hatte sich in dem Charakter Herminens durchaus nicht getäuscht.

Als sie durch den Doctor Böhm erfuhr, daß er sie verlassen, noch ehe sie mit sich darüber einig gewesen war, ob sie zu Gunsten ihres neuen Anbeters i h n verlassen sollte, — gerieth sie in den heftigsten Zorn.

Ihr erster Gedanke war darauf gerichtet, sich an dem Treulosen zu rächen, von dem sie jetzt plötzlich überzeugt war, daß er sie nie geliebt habe.

Sie war trotz der Vorsicht des Barons dennoch zur Mitwissenschaft mancher seiner Geheimnisse gelangt; und es fuhr ihr wohl in der ersten Wuth die Idee durch den Kopf, diese ihre Wissenschaft durch eine Denunciation zu seinem Verderben zu benutzen.

Zur Ehre ihres Herzens müssen wir indeß berichten, daß sie diesen Plan, nachdem die erste Aufwallung ihres Aergers vorüber war, ohne irgend eine äußere Einwirkung ganz von selbst, und zwar mit Abscheu aufgab.

Sie sann nun über einen anderen nach, als ihr ein Pater B u l l a r i o und eine Gräfinn D u l e m b a

gemeldet wurden, welche die Frau Baroninn von Hartenfels zu sprechen wünschten.

Zur Erklärung dieses Besuches müssen wir Folgendes nachholen:

Der Jesuit, welchen wir früher als den Begleiter der Gräfinn Nesseloff kennen lernten und jetzt unter dem Namen des Pater Bullario aufführen, hatte seit der letzten Eröffnung der Gräfinn und ihrer darauf erfolgenden Abreise für alle seine Combinationen den Boden verloren.

Seine Mission war dadurch eine völlig verfehlte geworden; und es stand jetzt nicht nur das Interesse des Ordens, sondern auch seine Missionar-Ehre auf dem Spiel, wenn es ihm nicht gelang, durch eine neue Intrigue das Vermögen der Gräfinn Nesseloff oder eine demselben gleiche Summe in den Besitz des Ordens zu bringen.

Der so unermeßlich reiche Baron von Hartenfels, der durch seine Existenz oder vielmehr durch seine Eigenschaft als wiedergefundener Sohn der Gräfinn ihn um die Früchte seiner bisherigen Mühen gebracht hatte, war ihm jedenfalls eine des Ergründens werthe Erscheinung.

Aus allem, was er über die Entdeckung dieses verlorenen Sohnes gehört hatte, ging so viel hervor, daß der Baron wirklich der Sohn der Gräfinn war, und daß es also keinen Grund gab, ihn für einen Betrüger zu halten.

War er aber wirklich der Sohn der Gräfinn, so war er auch als Findelkind erzogen worden. Auf welche Weise konnte nun ein Findelkind zu einem so unermeßlichen Reichthum gelangt sein, wie ihn der Baron von Hartenfels allen eingezogenen Erkundigungen zufolge wirklich besaß?

Es gehörte weit weniger Scharfsinn dazu, als ein Jesuit von Amts wegen besitzen muß, um zu erkennen, daß hinter dieser Frage ein Geheimniß verborgen liegen mußte, und jedes Geheimniß liefert der Intrigue den Hanf zu ihren Netzen.

Indem es dem Pater darauf ankam, dies Geheimniß zu erforschen, glaubte er vorerst nichts Besseres thun zu können, als die auf der Reise angeknüpfte Verbindung mit Frau Hedwig eifrig zu unterhalten, und mit dieser vorerst gemeinschaftliche Sache zu machen.

Die Gräfinn Dulemba — welchen Namen die Dame wieder angenommen hatte, seit sie durch die Abreise Anna's der Freiheit und Selbstständigkeit wiedergegeben war, — die Gräfinn Dulemba also befand sich ihrerseits in einem ihr selbst so räthselhaften Zustande, daß ihr die Gesellschaft des Jesuiten eher wünschenswerth als widerwärtig erschien.

Denn wer den Boden des eigenen Urtheils über sich verloren hat, sehnt sich unwillkürlich danach, von einem Andern geleitet zu werden.

Und hierbei war der Pater Bullario der rechte

Mann. — Man weiß, daß die Mitglieder der Gesellschaft Jesu die eben so schwere wie nützliche Kunst besitzen, die schwachen Seiten der Menschen aufzufinden, und alsdann im Interesse ihres Ordens auszubeuten.

Hedwig hatte Felix gesehen, den Mann, mit welchem ihre Phantasie so lange beschäftigt gewesen war. Sie hatte ihn auch kennen gelernt. Denn obschon ihr Zusammensein auf den einzigen halben Tag beschränkt geblieben war, so hatte sie doch die ganze Zeit über damit zugebracht, ihn auf's genaueste zu beobachten in seinen Mienen, seinen Geberden, seinen Worten und seinen Handlungen. Sie hatte mit ihm kaum gesprochen, aber sich unabläßig mit ihm unterhalten.

Jetzt war er fort.

Liebte sie ihn?

Hedwig wußte es selbst nicht.

Sie hatte keine Eifersucht darüber empfunden, daß Felix ihre Freundinn Anna so außerordentlich liebte, aber sie hatte den bittersten Schmerz darüber gefühlt, daß Anna's Glück, geliebt zu werden, nicht auch das ihre sei. Sie wäre im Stande gewesen, sich mit Anna in das Herz dieses Mannes zu theilen, das ihr so groß und erhaben erschien, als müsse es für die Liebe zweier Frauenherzen Raum haben Sie glaubte, daß die Liebe zweier sich liebenden weiblichen Wesen zu einem Manne von erhabenen

Eigenschaften des Geistes und der Seele keine Abnormität zu sein brauche, und daß das Glück derselben durch den steten Wettkampf sogar jung und frisch erhalten werden müsse.

Aber war sie von diesem Glücke, ja selbst von der Hoffnung darauf nicht entschieden ausgeschlossen worden? Hatte man sie nicht bei Seite geschoben, als Anna den Geliebten gefunden, und man ihrer nicht mehr bedurfte?

Es ist wahr, man hatte sie fürstlich belohnt. Aber was nützte der Reichthum, wenn sie sich nach Liebe sehnte? Das arme Weib war ja in ihrem ganzen Leben noch nie geliebt worden! Wenn sie ihre Erinnerungen durchging —

Doch halt! Gab es da nicht einen Mann, der ihr geschworen, daß er sie wirklich geliebt, daß er aus Liebe zu ihr zum Verbrecher geworden war? Es trat eine Scene vor ihre Seele, die sie noch nie vergessen hatte: die Scene in der Strohhütte vor dem Zuchthause. Es klangen die Worte wieder in ihren Ohren, die der Doctor Böhm damals zu ihr gesprochen, und mit denen er ihr Inneres momentan ergriffen hatte, die Worte: „Ich bin nicht so schlecht, wie ich scheine, und nicht immer war ich so schlecht, wie mich die Menschen wirklich gemacht haben. Sie könnten mit den schönen Gaben Ihres Herzens das wieder gut machen, was die Menschen an mir verschuldet!“

Es ist wahr, Hedwig hatte von je her einen Abscheu gegen diesen Menschen empfunden. Sie hatte ihn fortwährend gehaßt, denn sie hielt ihn nicht nur für den Verführer ihres Gatten, sondern auch für den Mörder ihrer Mutter. Allein konnte sie ihm in Beidem nicht Unrecht gethan haben?

Der Schein trügt so oft, und die Antipathie ist ein sehr verdächtiger Ankläger.

Wenn ein Weib von edlem Herzen einmal auf den Punkt angekommen ist, wo sie fragt: ob sie dem Manne, den sie haßt, nicht vielleicht Unrecht thue, — so befindet sie sich bereits in dem Stadium des Gefühlslebens, in welchem die Umwandlung des Hasses in Liebe erfolgt. Denn nie kann ein Weib gleichgiltig werden gegen den Mann, den sie haßte: Sie wird ihn entweder in alle Ewigkeit fort hassen; oder sie wird ihn eben so leidenschaftlich lieben, wie sie ihn früher gehaßt hat.

Je mehr Hedwig sich nach dem noch nie genossenen Glücke der Liebe sehnte, desto mehr trat ihr das Bild des einzigen Mannes nahe, der ihr jemals versichert hatte, daß sie geliebt werde.

Und ihr Gatte? Sie haßte ihn mit immer gleich bleibendem Grolle, und je mehr sich ihr Herz dem einst gehaßten Doctor Böhm zuwandte, desto mehr wandte es sich von dem einst geliebten Grafen Dulemba ab.

Erkläre es, wer da kann! Genug, es war so.

Indem der Pater Bullario sich an die Gräfinn Dulemba heftelte, hatte er zunächst nicht die sich ihm dadurch darbietenden psychologischen Fäden im Auge, sondern eine ganz einfache Combination äußerer Umstände.

Die Gräfinn war Besitzerinn des Hartenfelsschen Hôtels in Heimburgshöh geworden; dies Hôtel befand sich zur Zeit noch im Besitz der unter ehelichem Namen figurirenden Geliebten des Barons. Es war natürlich, daß er als Beschützer der Gräfinn mit dieser Person in Verbindung kommen mußte. Von einer verlassenen Frau ließ sich erwarten, daß sie alle Geheimnisse ihres untreuen Geliebten preisgeben würde: also — der Jesuit hatte den Weg gefunden, der in das Mysterium dieses so verabscheuten Barons von Hartenfels führen mußte.

Als er sich mit der Gräfinn Dulemba bei der Baroninn von Hartenfels anmelden ließ, geschah es in der officiellen Absicht, wegen der Uebergabe des Hôtels zu verhandeln.

Hermine hatte Befehl gegeben, die Angemeldeten einzulassen.

Während dies geschah, suchte sie sehr emsig in ihren Rückerinnerungen; denn der Namen Dulemba hatte sie frappirt.

Endlich fiel es ihr bei, daß ein junger Pole dieses Namens in ihrem elterlichen Hause Aufnahme

gefunden hatte, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war.

Noch hatte sie diese Erinnerung nicht weiter verfolgt, als der geistliche Herr und die Dame eintraten.

Der erste Blick Herminens fiel natürlich auf Letztere, wie Hedwig's Augen sogleich die Frau suchten, welche ihr in so mancher Beziehung merkwürdig erschien.

Die Zeit hatte in dem Antlitz der beiden Frauen nur geringe Veränderungen hervorgebracht.

Kein Wunder also, daß — als Beider Blicke sich begegneten, — Beide in sprachloses Staunen versetzt wurden.

Dies dauerte indeß kaum fünf Secunden. Denn mit dem gleichzeitigen Ausrufen: „Hedwig!" — „Hermine!" lagen sich die Schwestern in den Armen.

„Ah," sagte der Pater bei diesem Anblicke für sich; „hier scheint sich noch mehr zu entwickeln, als ich suchte."

„Herr Pater," nahm Hedwig das Wort, als sie sich aus Herminens Umarmung los gewunden; „nicht wahr, Sie verzeihen mir, wenn ich Sie bitte, uns eine Stunde des ungestörten Wiedersehens zu gönnen. Ich habe hier meine lang verlorene Schwester wiedergefunden."

Der Jesuit verbeugte sich zum Zeichen des Ein=

verständnisses, worauf er segnend seine Hände über die beiden Frauen erhob und salbungsreich sagte:

„Der Herr segne diese Stunde Eures Wiederfindens und lasse Euch durch das vollste Vertrauen zueinander zu wahrhaft christlichen Schwestern werden.“

Dann schritt er der Thür zu und entfernte sich, indem er noch die Worte murmelte:

„Schwestern sind es? desto besser! Ich werde schnell zum Ziele kommen; denn ich werde das Vertrauen von Beiden haben.“

Nachdem der Pater sich entfernt hatte, begannen die Umarmungen der beiden Frauen von neuem, untermischt mit den lauten Ausdrücken der herzlichsten Freude über das unverhoffte Glück des Wiederfindens. — Dann folgten Erklärungen und diesen Herzensergießungen, die weit bis in die Nacht hinein dauerten.

Als Beide endlich nach der ungeheuren Aufregung dieses Tages die Ruhe suchten, sanken sie sich nochmals zur guten Nacht in die Arme, und ihre Küsse sagten, daß sie heut geworden, was sie früher niemals gewesen waren: ein Herz und eine Seele! —

36.

Doppelliebe.

Der Pater Bullario war offenbar zum Unglück prädestinirt. Denn schon nach wenigen Tagen hatte er sich überzeugt, daß alle seine auf die Ausforschung der beiden Schwestern gerichteten Pläne als vollkommen gescheitert zu betrachten waren.

Die beiden Frauen hatten überhaupt gleich nach ihrer Wiedervereinigung ein seltsames Wesen gegen ihn angenommen, ein Wesen, aus welchem er schließen mußte, daß es ihnen mehr darum zu thun war, ihm Etwas zu verbergen, als anzuvertrauen.

Hätte er es wenigstens dahin bringen können, mit einer der Schwestern, besonders mit Hedwig, allein zu sprechen! Allein es war, als ob die beiden Frauen sich verschworen hätten, einander keine Secunde zu verlassen.

Endlich hatte der Pater die von ihm beabsichtigte momentane Trennung der beiden Schwestern dadurch vorzubereiten gehofft, daß er zu Hedwig im Beisein Herminens gesagt hatte: er müsse noch mit ihr über eine Angelegenheit reden, die ihr vor kurzem noch so wichtig gewesen, die sie aber jetzt vergessen zu haben scheine: über die von ihr beabsichtigte Rache nämlich.

„Ganz recht!" hatte Hedwig geantwortet; „ganz recht, Herr Pater, und es ist mir sehr lieb, daß Sie jetzt gerade die Rede darauf bringen. Denn meine Schwester befindet sich mit mir in ganz gleichem Falle: Auch sie möchte sich gar zu gerne an einem Manne rächen, den sie früher liebte, und der sich hernach dieser Liebe unwerth machte."

Diese Eröffnung an und für sich hätte dem Pater die größte Hoffnung geben können, daß er sich auf dem Wege zum Ziele befände, wenn nur der Ton nicht gewesen wäre, in welchem die Gräfinn gesprochen.

Aber eben dieser Ton, leicht und scherzhaft, wie das ganze Wesen der Gräfinn und ihrer Schwester in letzterer Zeit geworden war, ließ ihn glauben, daß man ihn mehr verspotten als consultiren wollte.

Um sich darüber in's Klare zu bringen, hatte der Jesuit geäußert: es käme vor allen Dingen darauf an, zu wissen, wodurch sich der Mann jener Liebe unwerth gemacht habe.

„Wodurch?" hatte Hermine gefragt. „Mein Gott, wodurch anders kann sich ein Mann unserer Liebe unwerth machen als dadurch, daß er uns zeigt: er habe uns nicht geliebt?"

Der Jesuit wußte genug. Er sah es ein, man wollte ihm Nichts anvertrauen. Er half sich daher mit einer — wie er glaubte — ganz unwesentlichen Phrase, indem er sagte:

„Man muß ihm zeigen, daß man ihn auch nicht geliebt habe, und so schnell wie möglich einen Andern lieben.“

Bei diesem Ausspruche hatten die beiden Schwestern laut aufgelacht und ausgerufen:

„Richtig, das haben wir auch gedacht und darum feierlich geschworen, den Nebenbuhler des Treulosen zu lieben!“ —

Diese und ähnliche Scenen hatten den Jesuiten zu der Ueberzeugung gebracht, deren wir oben gedachten. Es war aus den beiden Schwestern nicht klug zu werden.

Aber der Pater Bullario war nicht der Einzige, dem es so erging. Der Graf von Slavanicz, welchen Namen der Doctor Böhm als den ihm rechtmäßig zustehenden wieder angenommen hatte, theilte sein Loos.

Als officieller Tröster Herminens in der Gunst dieses sonderbaren Wesens überraschend schnell vorgerückt, war er nicht wenig erstaunt gewesen, in dem von ihm jetzt geliebten Weibe die Schwester der einst geliebten Frau seines ehemaligen Freundes zu finden, deren eigenthümliche Reize ihn noch immer in der Erinnerung beschäftigt hatten.

Sein Herz erfuhr dadurch eine bei Männern nicht ungewöhnliche Theilung. Denn wenn er sich über seine Gefühle gegen jede der beiden Frauen klar zu werden suchte, so machte er die Entdeckung,

daß er sie beide gleich sehr liebte und gleich sehr begehrte.

Was das Benehmen Hedwigs gegen ihn betraf, über dessen Erscheinen sie sich gar nicht zu wundern schien, so hatte dasselbe seinen früheren Charakter ganz und gar verloren: An die Stelle des Abscheues war gleich anfangs eine scheue Zurückhaltung getreten, diese aber bald darauf einem herzlichen Entgegenkommen gewichen.

Woher diese Umwandlung? —

Böhm wußte es nicht und konnte es sich nicht erklären.

Dennoch war diese Umwandlung eine wohl motivirte. Sie beruhte auf der von Hedwig gewonnenen Ueberzeugung, daß sie diesem Manne, der sie geliebt, ein großes Unrecht gethan hatte, als sie ihn für den Mörder ihrer Mutter gehalten. —

Wie aber hatte sie diese Ueberzeugung erlangt?

Auf dieselbe Weise, in welcher ihr seine Schuld geoffenbart worden war: durch einen Traum. Dieselbe Erscheinung, welche sie einst gewarnt hatte, ihren Gatten zu befreien, war jetzt als Sachwalterinn des Doctors aufgetreten.

Durch sie erfuhr Hedwig, daß ihr Mann den Doctor durch die Androhung, ihn und sich der Behörde zu überliefern, gezwungen hatte, das Leben ihrer Mutter zu verkürzen.

Hedwig glaubte trotz ihrer Freigeisterei an

Träume; und wenn sie dem ersten getraut hatte, so war kein Grund vorhanden, dem andern zu mißtrauen.

Freilich mußte der Doctor immer als das Werkzeug der verabscheuenswerthen That betrachtet werden. Allein wußte Hedwig nicht, daß dieser so eigenthümliche Mann weit weniger durch sein eignes Herz als durch die Menschheit zu einem so großen Verbrecher geworden war? wußte sie außerdem nicht, daß er sie liebte? —

Die Brust eines Weibes ist ein seltsames Ding, in welchem sich oft die widersprechendsten Gefühle in Frieden nebeneinander niederlassen. Die Liebe eines Weibes regelt sich selten nach dem Barometer der Moralität, sondern meist nur nach dem Thermometer der Gefühle des Mannes; und ein Verbrecher aus Liebe zu ihr ist ein weit würdiger Gegenstand ihres Verlangens als ein Tugendheld, der ihr Gleichgiltigkeit beweis't. — Außerdem hatte es sich Hedwig in den Kopf gesetzt, endlich einmal durch die Liebe glücklich zu werden; und so liebte sie den Doctor, weil sie ihn nun einmal lieben wollte. —

Aber Hermine, die ihn auch liebte? auch vielleicht nur liebte, weil sie ihn lieben wollte? — Lag hier nicht der Keim zu einem tragischen Conflict?

Nicht im geringsten!

Denn beide Schwestern, die so völlig Eins geworden waren, die sich einander Alles anvertraut

und für ihre Zukunft den Entschluß gefaßt hatten, genau dieselben Wege zu wandeln, konnten sich sehr gut in der Liebe zu einem Manne begegnen, ohne sich gegenseitig vernichten zu müssen. — Beide Frauen hatten gegen die Liebe nach gewöhnlichem Zuschnitt einen Abscheu gefaßt, die eine weil sie ihrer überdrüssig, die andere weil sie dadurch unglücklich geworden war: Grund genug für sie zu dem Verlangen, in einer Liebe ungewöhnlicher Art ihre Befriedigung zu suchen.

Böhm selbst (wir wollen ihm diesen Namen ferner lassen!) war der einzige, der sich hierdurch in ein Dilemma gebracht sah, zumal er noch durchaus keine Ahnung davon hatte, was in dem Kopfe und Herzen der beiden Schwestern vorging.

Sie waren beide gegen ihn gleich liebenswürdig, gleich zuvorkommend, aber auch gleich zurückhaltend. — In dem Bestreben, sich einer von ihnen besonders zu nähern, war er eben so unglücklich wie der Pater Bullario: er konnte weder Herminen ohne Hedwig noch Hedwig ohne Herminen sehen und sprechen.

Man kann sich die Verzweiflung dieses Mannes denken, der keine Ahnung davon hatte, daß er, der sich sonst über Armuth an Liebe beklagen mußte, jetzt in der Verlegenheit des Reichthums an Liebe war. — Er fing endlich an, sich für den Dupe dieser beiden satanischen Frauen zn halten. —

In dieser Verzweiflung verfiel er auf ein Aus-

kunftsmittel, von welchem er sich den besten Erfolg versprach:

Er schrieb an den Grafen Wrsowecz, der sich als Chef einer Commanditbank in einer entfernt gelegenen Handelsstadt befand, und theilte ihm mit, daß sich seine Frau seit einiger Zeit in Heimburgshöh befinde, wo sie ihre Schwester wiedergefunden habe.

Böhm kannte das specielle Verhältniß nicht, welches zwischen den beiden Gatten bestand. Er ahnte nur, daß es ein ganz absonderliches sein mußte, da Hedwig stets, wenn er von ihrem Manne zu sprechen versuchte, der Unterhaltung eine andere Wendung gab, woraus sich schließen ließ, daß sie in keine Verbindung mit ihm zu treten wünschte.

Aber grade darauf baute der Doctor seinen Plan:

Er dachte, wenn sein Freund plötzlich erschiene, so werde er seine Gattinn in Anspruch nehmen und dadurch die Verbindung der beiden Schwestern in so weit lösen, daß ihm der Weg zu dem Herzen und dem endlichen Besitze Herminens frei werde.

In der That hatte der Graf Wrsowecz die Nachricht des Doctors nicht so bald erhalten, als er sich auch schon in Heimburgshöh einfand.

Sein Verlangen nach der Wiedervereinigung mit seiner Gattinn war noch um nichts schwächer geworden als einst, da er sie in London wiedergefunden hatte. — An die Rache, welche sie ihn bei ihrer

Flucht angedroht hatte, dachte er schon längst nicht mehr; denn er hatte das schriftlich hinterlassene Gelübde für den bloßen Ausbruch einer Empörungslaune dieses seltsamen Weibes gehalten. — Noch immer war er der Meinung, auf sein Recht als Gatte fußen zu können, um wieder in den Besitz einer Frau zu gelangen, die ihm nie liebenswürdiger erschienen war, als seit sie ihn haßte oder zu hassen vorgab.

Als der Graf ankam, hatte er, bevor er sich seiner Frau vorstellen wollte, eine Unterredung mit Böhm gesucht und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Pater Bullario gemacht, welcher sich seit kurzem an den Doctor anzuschlängeln gewußt hatte, weil er durch diesen in das richtige Fahrwasser zu dem Vertrauen der beiden Frauen zu gelangen hoffte.

Der Jesuit und der polnische Graf fühlten schon bei der ersten Entrevue eine gewisse Sympathie füreinander; und gewiß hätte der Letztere dem Erstern unter manchen andern Herzensergießungen auch sein sonderbares Verhältniß zu seiner Frau vertraut, wenn er dadurch nicht genöthigt worden wäre, sich als Graf Dulemba zu enthüllen, was ihm unter allen Umständen gefährlich erschien.

Das frühere Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und Böhm hatte sich im Laufe der Zeit bedeutend gelockert, da es niemals auf der Uebereinstim-

mung der Charaktere, sondern nur auf der des Interesses beruht hatte.

Dies Interesse war durch das Reichwerden Beider geschwunden, und so blieb von der Freundschaft nur noch die äußere Form, welche Beide meist nur um deswillen nicht verletzten, weil sie zu viel von einander wußten, um sich nicht gegenseitig zu fürchten.

Der Graf Wrsowecz hatte von der Liebe seines ehemaligen Freundes zu Hedwig stets eine sehr frivole Anschauung gehabt; und von der jetzigen Liebe desselben zu Herminen, deren er sich kaum noch erinnerte, wußte er gar nichts.

Da nun seiner Meinung nach Böhm auch keine Ahnung haben konnte von dem sonderbaren Zerwürfniß zwischen Hedwig und ihrem Gatten, so hatte der Graf die Benachrichtigung des Doctors in Bezug auf Hedwig wie eine gewöhnliche freundschaftliche Mittheilung aufgenommen.

Demgemäß behandelte denn auch der Graf die Frage über seine Vorstellung bei seiner Gattinn sehr oberflächlich, indem er den Doctor nur über ihre Wohnung und ihre Lebensweise ausforschte und beiläufig erwähnte, daß er sich im Grunde gar nicht veranlaßt finden sollte, sie aufzusuchen, da dies eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre. Er wollte sie indeß überraschen und bäte den Doctor, ihr von seiner Ankunft nichts zu sagen.

37.

Die Ausforderung.

Es war Abend zur Zeit der Theestunde, in welcher sich Böhm gewöhnlich bei den beiden Frauen einzufinden pflegte.

Als er in das Zimmer trat, saßen Hedwig und Hermine, sich herzlich umschlungen haltend, auf dem Sopha; und der Eintretende hörte noch, wie sie fröhlich lachtn, als hätten sie eben über einen komischen Gedanken verhandelt.

Dies mußte auch in der That der Fall sein. Denn Böhm wurde sogleich bei seinem Eintreten mit Fragen bestürmt, die ihm überaus seltsam vorkamen:

„Sagen Sie uns, Graf," fragte Hermine, „haben Sie nicht behauptet, daß die muhamedanische Religion die reizendste von allen sei?"

„Schwärmen Sie nicht für die orientalische Sitte, Doctor?" rief Hedwig. „Mein Gott, ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, ihn Graf zu nennen, da er mich eigentlich nur als Doctor geliebt hat."

„Möchten Sie nicht zum Islam übertreten?" fuhr Hermine fort.

„Und türkischer Pascha werden?" setzte Hedwig hinzu.

„Natürlich, wenn Sie gleich zwei so liebens-

würdige Frauen mitbringen könnten, wie wir sind!" vervollständigte Hermine das Examen.

Böhm befand sich diesem Humor gegenüber in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Zum ersten Male in seinem Leben machte er ein dummes Gesicht; denn er wußte durchaus nicht, was diese Fragen — wenn man sich nicht über ihn lustig machen wollte, — zu bedeuten haben konnten.

Diese beiden Frauen waren seit ihrem Wiederfinden wie ausgetauscht. Eine so völlige Umwandlung der Charaktere war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommeu.

Psychologisch konnte er sich diese Erscheinung nicht anders erklären, als daß er annahm: Beide Frauen hätten sich nur dadurch vor der Verzweiflung am Leben zu retten gewußt, daß sie den Entschluß gefaßt hatten, sich in die Bacchanalien des Lebens zu stürzen.

Aber gerade so, wie sie jetzt waren, erschienen ihm die beiden weiblichen Wesen, welche er nacheinander geliebt hatte, so begehrenswerth, so verführerisch, so ganz den Bedürfnissen seines Herzens und seiner Sinne entsprechend, daß er alles Ernstes glaubte, sie Beide lieben und Beide besitzen zu müssen, um völlig glücklich sein zu können.

Wenn in ihren wundersamen Fragen etwas Anderes gelegen hätte als Hohn, etwas Mehres als Neckerei —?

Schon bereute er es, den Grafen Wrsowecz von der Anwesenheit Hedwig's benachrichtigt zu haben.

Aber mit allen diesen Gedanken, die ihm blitzschnell durch den Kopf schossen, hatte er immer noch Nichts auf jene Fragen geantwortet; und die beiden Schwestern fuhren in ihrem Gelächter fort.

„Ja, meine Damen," stotterte er endlich, „ich will Türke, Perser und selbst Chinese werden, Alles, was Sie wollen, wenn ich dadurch die Gewißheit erlange, daß — —"

In diesem Augenblicke trat das Dienstmädchen herein und meldete einen fremden Herrn, welcher die Baroninn von Hartenfels dringend zu sprechen wünschte.

„Nun, er soll herein kommen!" rief Hermine, die mehr neugierig als vorsichtig war.

Kaum hatte sich das Dienstmädchen entfernt, so erschien der Graf Wrsowecz in der Thür.

Das Licht der Lampe warf sich hell auf seine Gestalt.

Kaum hatte er seinen Kopf nach der üblichen Verbeugung erhoben, so that Hedwig einen lauten Schrei, indem sie vom Sopha in die Höhe sprang.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Damen," begann der Graf.

Doch Hedwig ließ ihn nicht ausreden. Sie war ihm mit kühnem, festem Schritte entgegen gegangen,

hatte sich mit herausforderndem Blicke vor ihn hingestellt und fragte ihn in herrischem Tone:

„Wem gilt Ihr Besuch eigentlich, mein Herr?“

„Eigentlich?“ — wiederholte der Graf. „Der Gräfinn Dulemba!“

„Dann haben Sie Sich also unter einem falschen Vorwande hier eingeschlichen?!“

„Aber Hedwig!“ —

„Wer sind Sie, mein Herr?“

Der Graf gerieth über diesen Empfang sichtlich außer Fassung.

„Man nennt mich den Grafen Wrsowecz!“ stammelte er.

„Nun, Herr Graf von Wrsowecz,“ sprach Hedwig mit unnachahmlicher Würde; „was wünschen Sie von der Gräfinn Dulemba? Ich bin es.“

Der Graf hatte gewaltsam nach Fassung gerungen.

„Madame,“ sagte er, und sein Gesicht nahm einen verachtenden Ausdruck an; „Ihr Komödienspiel ist kindisch und lächerlich; und Sie irren sehr, wenn Sie mir dadurch zu imponiren glauben. Ich bin hierher gekommen, um meine rechtmäßige Gattinn zur Rückkehr zu mir aufzufordern.“

„Wirklich?“

„Die den Gesetzen nach verpflichtet ist, mit ihrem Manne Freud und Leid gewissenhaft zu theilen.“

„Verpflichtet? So?!“

„Und die mir folgen wird, wenn ich es verlange, da sie mir am Altare Gehorsam gelobte.“

„Meinen Sie?“

„Und diese meine rechtmäßige Gattinn sind Sie, — bist Du, Hedwig!“

Hedwig biß voll Grimm die Lippen mit den Zähnen, entgegnete aber mit dem äußern Schein der Ruhe, jedoch mit starker Betonung:

„Sie irren, mein Herr Graf von Wrsowecz. Die Gräfinn Dulemba ist die rechtmäßige Gattinn des Grafen Dulemba; dieser Graf Dulemba aber sitzt im Zuchthause!“ —

Der Graf fuhr bei dem letztern Worte unwillkürlich zurück, als hätte ihn eine Viper gestochen.

Hedwig nahm diesen Eindruck wahr und fuhr, um sich des Sieges zu versichern, fort:

„Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mich nicht zwingen, Ihnen die Wahrheit meiner Worte gerichtlich zu beweisen.“ —

Der Graf lachte vor Ingrimm krampfhaft auf.

„Satan! Satan!“ schrie er. „Aber wenn es auch den Galgen gälte, — mein mußt Du dennoch sein!“

Bei diesen Worten trat er auf sie zu und erfaßte ihr Handgelenk, wie um sie gewaltsam mit sich zu ziehen.

Die Gräfinn entwand sich ihm mit einem ge-

schickten Ruck, trat zwei Schritte zurück und rief, hochroth vor Zorn:

„Rühren Sie mich nicht an, Wahnsinniger, oder — —"

„Ich will mein Weib! — ich will mein Weib!" schrie er, als ob seine Sinne ihn völlig verlassen hätten; „und ich trotze Allem, um das zu erringen, was mein ist; selbst dem Henkertode."

Die Gräfinn war jetzt mit ihren Vertheidigungsmitteln fast zu Ende; denn die Drohung mit dem Richter hatte bei dem wahnsinnigen Verliebten bereits ihre Schärfe verloren.

„Also die Gewalt und das brutale Recht und Nichts als dies ist es," rief sie mit Indignation aus, „was Sie gegen mich geltend machen wollen? Sie haben die Schandthat schon vergessen, die sie einst kraft derselben Gewalt, desselben Rechts gegen mich verübt? So hören Sie denn: Ich bin nicht Ihr Weib, werde es niemals sein! Ich bin die Geliebte dieses Mannes hier, den Sie Ihren Freund nannten, der Ihr Helfershelfer war, und an den Sie, Schändlicher, mich einst verkuppeln wollten. Aus Haß und Rache gegen Sie habe ich mich ihm ergeben. Was wollen Sie noch von mir?" —

Bei dieser so furchtbaren Eröffnung, welche alle giftigen Pfeile der Eifersucht in das Herz des Grafen drängte, verließ ihn der letzte Rest seiner Besinnung

Während Böhm, der bisher mit Herminen ein

stummer Zuhörer der schrecklichen Scene gewesen war, in Verwirrung gerieth über das, was er gehört hatte, stürzte der Graf mit dem Ausdrucke eines Rasenden auf Hedwig los, krallte sich mit seinen beiden Händen in ihren Hals ein und drohte sie zu erdrosseln.

In demselben Augenblicke aber blitzte ihm ein Messer vor den Augen und berührte seinen Hals. — Er taumelte, vom Schrecken plötzlich abgekühlt, einen Schritt zurück, und wurde von Böhm erfaßt und in die Ecke geschleudert.

Es war Hermine gewesen, welche ihrer Schwester mit dem Messer zu Hilfe gekommen war.

Hedwig hatte im Augenblick ihre Fassung wieder gewonnen, nahm der Schwester das Messer aus der Hand und ging entschlossen auf den Grafen zu, der in der Ecke auf einen Stuhl zusammen gesunken war.

„Sie haben mich thätlich mißhandelt, Elender!“ sagte sie mit vor Zorn zusammen gekniffenen Zähnen. — Eine solche unerhörte Beleidigung wird nur mit Blut gesühnt. Doch ich will nicht Mörder werden, wie Sie es geworden sind. Hören Sie.“

Hedwig beugte sich zu dem Ohr des Grafen hinunter und flüsterte ihm mehre Worte zu.

Der Graf schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Sie lachen dazu?“ rief Hedwig, indem sie todtenbleich wurde. „Nun, so will ich sehen, ob

Sie auch darüber lachen. Sie sind ein elender, feiger Schuft!" —

Mit diesen Worten hatte sie das Messer weggeworfen und versetzte dem Grafen eine schallende Ohrfeige. —

Dieser sprang wie ein Tiger brüllend auf. —

Der Doctor und Hermine waren schützend zwischen ihn und Hedwig getreten. — Der Graf, todtenbleich vor innerer Wuth, knirschte mit den Zähnen.

Endlich stieß er die Worte hervor:

„Gut denn, teuflisches Weib! Es bleibe dabei! Einer von uns Beiden!" —

Damit stürzte er, ohne seinen hingefallenen Hut zu suchen, zur Thür hinaus, als eben der Pater Bullario eintreten wollte.

Der Graf faßte diesen am Arm und rief:

„Kommen Sie mit mir, Herr Pater. Hier hat sich etwas Schreckliches zugetragen, und ich brauche Sie vielleicht!" —

Er zog den bestürzten Jesuiten die Treppe hinunter und aus dem Hause.

38.

Das Duell.

Wenn Jemand am andern Tage, da die Sonne im Mittage stand, von der Straße, die von Heim=

burgshöh nach Frankfurt führt, links abgebogen wäre, um den dort gelegenen dunklen Tannenwald zu durchstreifen, so würde er Zeuge einer höchst seltsamen Scene geworden sein.

An einer hügligen Lichtung des dichten Gehölzes hielten in einiger Entfernung von einander zwei Wagen. In dem einen derselbeu saß eine Gestalt, die man trotz der männlichen Kleidung für eine weibliche erkannt haben würde.

Eine andere Frau in Mannskleidern stand, von vier Männern umgeben, mit untergeschlagenen Armen vor einem am Boden ausgebreiteten buntseidenen Taschentuche, unter welchem Etwas verborgen lag.

Wir haben nicht nöthig, es zu verbergen, denn der Leser wird es bereits errathen haben: die Frau im Wagen war Hermine, die andere Hedwig. In den vier Männern erkennen wir Böhm, den Grafen Wrsowecz, Kraczewski und den Pater Bullario.

„Du hast zu wählen, Ludwig!" sagte der Doctor zum Grafen Wrsowecz.

„Aber, Herr Pater," wandte sich dieser zu dem Jesuiten, „machen Sie doch dieser Wahnsinnigen begreiflich, daß ein Duell mit einem Weibe aller Sitte und aller Vernunft widerstreitet."

Ehe der Jesuit noch das Wort ergreifen konnte, entgegnete Hedwig, ohne ihre ruhige Stellung zu verändern:

„Ersparen Sie Sich die Mühe, Herr Pater.

Der Sitte? — das gebe ich zu. Allein ich habe bei der Sitte mein Lebtag schlechte Rechnung gehabt, und es gelüstet mich, sie mit Füßen zu treten. Warum es aber der Vernunft widerstreitet, sehe ich nicht ein. Ja, wenn es ein gewöhnliches Duell wäre, bei dem Geschicklichkeit oder Kraft entscheidet, und die Waffen also ungleich wären! Hier aber ist es ein Hazardspiel, bei dem das Weib eben so viel Glück haben kann wie der Mann. Beginnen wir also dies Hazardspiel! Der Graf von Wrsowecz muß ja Erfahrung im Hazardspiel haben!"

„Aber, meine Herren,"wandte der Graf ein.

Doch Hedwig unterbrach ihn:

„Wählen Sie, Graf von Wrsowecz! Der Einsatz ist ja nur das Bischen elendes Leben, der Gewinn Ruhe und Frieden für Jeden. Einer von uns nur wird diesen Platz lebend verlassen. Es ist kein Raum für uns Beide auf der weiten Erde! — Wählen Sie!" —

Da der Graf noch immer zögerte, sprach Hedwig in höhnendem Tone:

„Haben Sie denn so große Furcht vor der Reise ins Jenseit?" —

Der Graf stampfte vor Wuth auf den Boden, schoß einen giftigen Blick auf seine Gegnerinn und die übrigen Anwesenden, bückte sich zur Erde und zog unter dem Taschentuche ein Pistol hervor.

Kaum war dies geschehen, so hob Hedwig das

Tuch auf und ergriff das darunter gelegene zweite Pistol.

Dann faßte sie das Tuch mit der linken Hand an dem einen Zipfel, und Kraczewski gab den andern dem Grafen Wrsowecz in die linke Hand.

Die Länge des Tuches allein trennte die beiden Gegner.

„Fertig!“ rief der Pater, der als unparteiischer Zeuge fungirte.

Es ließ sich das Knacken zweier Hähne vernehmen. — Die Pistons beider Pistolen waren mit Zündhütchen besetzt.

In diesem Augenblicke bog sich Hermine, welche der Scene bisher zugeschaut hatte, in den Fond des Wagens zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Hat noch Jemand irgend Etwas zu verfügen oder zu bemerken?“ fragte der Jesuit.

Alles blieb still. —

Jede der beiden Pistolen war auf die Brust des Gegners gerichtet. —

„Nun denn,“ fuhr der Pater fort, „in Gottes Namen! Eins! — zwei — drei!“ —

Man hörte nur einen Pulverknall; und — der Graf Wrsowecz fiel lautlos zu Boden.

Der Doctor sprang eiligst hinzu, um die Wunde zu untersuchen.

Aber schon nach wenigen Secunden erklärte

er den angstvoll Harrenden: daß der Graf eine Leiche sei.

Hermine war aus dem Wagen gestürzt und hatte sich ihrer Schwester in die Arme geworfen.

In diesem Augenblicke sah Böhm von weitem zwei Jäger herbei kommen, die der Schuß angelockt hatte.

„Schnell, meine Damen!" drängte er die beiden Frauen; „sichern Sie Sich; denn wir erhalten Zeugen."

Er führte sie dem Wagen zu.

„Sie sehen, mein Freund," sagte Hedwig zu ihm, „es bedurfte Ihres angebotenen Opfers nicht, um die gerechte Sache siegen zu machen. Adieu denn! Besorgen Sie Alles, wie verabredet! Auf Wiedersehen! Sie finden uns in Venedig. Wir halten Wort!" —

Damit nahm der Wagen die beiden Schwestern auf und rollte der Straße nach Frankfurt zu.

Inzwischen hatten der Pater und Kraczewski mit Hilfe des Kutschers die Leiche des Grafen Wrsowecz in den andern Wagen gebracht, wobei der Jesuit eine Gelegenheit gefunden hatte, ihr heimlich aus der Brusttasche ein Portefeuille zu entwenden. — Er hoffte in demselben die Aufklärung des Geheimnisses zu finden, an dessen Entwickelung er uneingeweiht Antheil genommen hatte.

Als der Doctor wieder herangekommen war,

nahmen Alle in dem Wagen Platz; und noch ehe die beiden Jäger die Stelle des Duells erreichten, befand sich derselbe bereits auf dem Wege nach Heimburgshöh.

An demselben Tage verbreitete sich in dem Städtchen das Gerücht: der Graf von Wrsowecz habe sich auf der Jagd durch Unvorsichtigkeit erschossen. —

39.

Die Folgen der Creditbank.

Seit dem zuletzt erzählten Ereignisse waren drei Jahre verflossen; und der Baron v. Hartenfels hatte noch immer nicht an die Rückkehr nach Heimburgshöh gedacht.

Ganz zurückgezogen von aller Verbindung mit der Außenwelt, lebte er an der Seite Anna's in den reizenden Gefilden der Borromäischen Insel ein paradiesisches Leben.

Das für die Verbindung der beiden Liebenden bestimmte Probejahr war wie ein flüchtiger Traum an ihnen vorübergegangen.

Sie hatten sein Ende nicht berechnet, hatten die Zeit stillschweigend an sich vorüber ziehen lassen und so wenig den Wunsch nach einer Veränderung ihres jetzigen Zustandes gehabt, daß sie gewiß nicht ge-

wußt hätten, wie lange sie schon in ihrem irdischen Paradiese zugebracht hatten wenn nicht die von Zeit zu Zeit an Felix eingehenden Briefe Morawsky's sich unwillkürlich als Kalender aufgedrängt hätten.

Die Verbindung mit Morawsky war die einzige, in welcher das Einsiedler-Kleeblatt zu der Außenwelt stand. Selbst der alte Kurd beförderte seine regelmäßigen, aber kurzen Briefe an seine „lieben Kinder" stets nur auf diesem Wege.

Aus den Berichten Morawsky's hatte Felix den Tod des Grafen Wrsowecz und später etwas Näheres über die Schicksale des Doctors Böhm und der beiden Schwestern erfahren:

Böhm oder der Graf von Slavanicz war in Constantinopel mit seinen beiden Begleiterinnen Hermine und Hedwig zum Islam übergetreten, hatte beide zu seinen rechtmäßigen Frauen gemacht unter der vertragsmäßigen Verpflichtung, außer ihnen keine andere Frau weiter zu heirathen, war alsdann in türkische Staatsdienste getreten, wo er sich bald unter dem Namen Kara Mustafa zu der Würde eines Pascha aufgeschwungen und um die Reform des türkischen Medicinalwesens außerordentliche Verdienste erworben hatte. —

Felix, über diesen Ausgang des ihn besonders interessirenden Verhältnisses höchlich erfreut, erfuhr weiterhin, daß die Creditbank unter der oberen Leitung Morawsky's einen immer größeren Aufschwung

genommen und fast alle Erwerbsthätigkeit des Landes sich zu eigen gemacht habe.

Das von ihr gegebene Beispiel war aber von den Capitalmächten anderer Länder befolgt worden, und der Crédit mobilier hatte sich auf solche Weise nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch besonders über Frankreich, Spanien und Italien ausgebreitet. — Die Länder waren mit Creditbanken übersäet, deren Operationen die ganze Welt in einen rauschähnlichen Schwindel versetzten.

Der sociale Zustand der Länder hatte bereits einen sehr seltsamen und höchst bedenklichen Charakter angenommen: Ueberall zeigte sich eine progressive Vertheuerung der Lebensbedürfnisse. Bei der geringsten politischen Frage oder dem kleinsten Witterungsumschlage schnellte der Preis derselben plötzlich in die Höhe, ging nach Beseitigung der Krisis wieder ein wenig herab, um binnen kurzem wieder weit mehr aufzuschnellen. Auf drei Schritte nach oben kam immer nur einer nach unten.

Diejenigen, welche sich mehr oder weniger am Crédit mobilier betheiligt hatten, empfanden den Druck, der durch die Vertheuerung der Lebensbedürfnisse ausgeübt wurde, so eigentlich nicht, da ihre Geldmittel in demselben Verhältnisse sich vermehrten. Allein die große Masse Derjenigen, welche an der Rente des Crédit mobilier keinen andern Theil hatten, als daß sie diese Rente mittels ihrer Arbeit

aufbringen mußten, die also aus der Hand in den Mund lebten und ihren Verdienst eher vermindert als vermehrt sahen, ingleichen die Masse der gering besoldeten Beamten, deren fixes Einkommen auf dem alten Standpunkte stehen geblieben war, — diese hatten unter jenem Drucke furchtbar zu leiden.

Freilich fanden die Letzteren, die Beamten nämlich, eine kleine Stütze in dem Staate selbst, der es endlich für nothwendig erachtete, ihre Gehälter angemessen zu erhöhen. Allein dies konnte begreiflicherweise nicht anders geschehen, als durch eine Vermehrung der Steuern; eine solche fiel schließlich wieder den ohnehin schon gedrückten producirenden Klassen zur Last, und dadurch wurde deren Nothstand noch mehr vergrößert, als er es ohnehin schon war.

Dazu gesellte sich noch im Gebiete dieser producirenden Klassen eine merkliche Zerrüttung der kleinen und mittleren Gewerbe.

Diese konnten in ihrer Production nicht gleichen Schritt halten mit den großartigen, von gewaltigen Geldmitteln poussirten Fabrikunternehmungen der Creditbanken, einmal weil der Handarbeiter dem Fabrikanten schon an und für sich nicht folgen kann, zum andern, weil es dem kleinen Gewerbe an allen unterstützenden Geldmitteln zu fehlen anfing.

Denn niemals war das Geld rarer, niemals schwieriger zu haben, als jetzt, da es massenweis fabricirt wurde.

So seltsam dies klingt, so natürlich war es. Denn Jeder, der irgend eine disponible Summe besaß, legte sie bei dem Crédit mobilier an, wo sie ihm nicht allein sicherer schien, sondern auch viel mehr Gewinn versprach, als bei dem kleinen Gewerbstand.

Die Folge davon war, daß der Zinsfuß furchtbar in die Höhe stieg; und dies hatte denn wieder den nachtheiligsten Einfluß auf die große Masse der Grundbesitzer und ihrer Miether. Die ersteren mußten die ihnen gekündigten Capitalien durch andere zu viel höheren Zinsen ersetzen, und diese Zinsen dadurch beitreiben, daß sie die Miethe erhöhten, was wiederum den Nothstand des ohnehin schon so furchtbar gedrückten producirenden Erwerbsstandes vermehrte.

Kurz, der sociale Krebs, von dem ein großer Theil der Bevölkerung des Landes angesteckt worden war, griff nach allen Seiten hin mit reißender Schnelligkeit um sich; und die materielle Noth des einen Theils erreichte inmitten des Reichthums des andern einen höchst bedenklichen Grad.

Das Wunderbarste bei der ganzen Sache aber war, daß man fort und fort von dem großen Uebel, von der schrecklichen Calamität sprach, aber nie ernstlich nach den wahren Ursachen derselben forschte. Die Menschen schienen hierin wie mit Blindheit geschlagen. Sie tappten auf alles Mögliche hin, nur nicht auf das Richtige.

Wenn sich hier und da eine einzelne Stimme vernehmen ließ, welche auf die Creditbanken als die Wurzel des Uebels hindeutete, so wurde sie von aller Welt wie nach Verabredung ignorirt. Denn die Presse, welche sich an jene Institute mit tausend Fäden des Interesses gebunden fühlte, fand sich nicht im geringsten veranlaßt, jenen Stimmen als Echo zu dienen, sondern strebte im Gegentheil dahin, sie zu ersticken, und das Volk mit allerlei Phrasen irre zu führen.

Endlich aber, nämlich zu der Zeit, bei welcher wir in unsrer Erzählung jetzt stehen, das heißt drei Jahre nach den zuletzt gemeldeten Ereignissen, trat ein Mann auf, den ein wichtiges besonderes Interesse veranlaßte, nach der entgegengesetzten Richtung hin zu wirken.

Es war der Pater Bullario, welcher — nachdem ihm alle seine Pläne fehlgeschlagen waren — durch die der Leiche des Grafen Wrsowecz entwendeten Papiere angereizt worden war, sich über das Wesen der Creditbank mittels einer directen Betheiligung daran vollständig in's Klare zu bringen.

Hierbei war ihm vorzugsweise der junge Kraczewsky behilflich, dessen theilweises Vertrauen zu gewinnen dem Pater gelungen war.

Nach Einsammlung der nöthigen Kenntnisse und nach Anstellung der erforderlichen Beobachtungen träumte der Jesuit von nichts Geringerem, als da=

von, das ganze Baarvermögen der Creditbank zu Heimburgshöh in den Besitz seines Ordens zu bringen.

Die zur Verfolgung dieses Planes nöthige Vollmacht wurde ihm von Seiten des Ordensgenerals natürlich nicht vorenthalten; die Erfindung und Anwendung der Mittel zum Zwecke, die dieser zu heiligen hatte, waren indeß seine eigne Sache. Nur Geld stand ihm zur Verfügung; aber auch dessen bedurfte er nicht, da er in dem Portefeuille des Grafen Wrsowecz an Werthpapieren eine Summe vorgefunden hatte, welche für seine Absichten vor der Hand genügend erschien.

Nachdem er lange Zeit über die Mittel zum Zwecke nachgesonnen hatte, war er auf eines gefallen, welches allerdings weit aussehend schien, aber bei richtiger Behandlung und Anwendung sich sehr praktisch erzeigen konnte.

Der Jesuit wußte, daß das Baarvermögen der Creditbank kein anderes Domicil haben konnte, als das Haus des Banquier Mainzer, beziehungsweise die Schatzkammer der ehemaligen Freimünzer-Verbrüderung.

Freilich war diese Schatzkammer selbst Niemandem bekannt, der sie dem Jesuiten hätte verrathen können. Allein wenn man das Haus hätte, — dachte er, — würde man auch die Schatzkammer haben; und das Haus könnte man am kürzesten und ein-

fachsten dadurch bekommen, daß man es bei Gelegenheit eines Volksaufstandes demoliren ließ.

Ein Volksaufstand in Heimburgshöh erschien allerdings als ein Unsinn, weil es in Heimburgshöh streng genommen kein Volk gab. — Indeß man konnte ja wohl bei einer passenden Veranlassung das nöthige Volk aus den umliegenden Städten dorthin ziehen, besonders zur Zeit einer großen Gährung, die aus einer Erbitterung des Volkes gegen die Creditbanken entstanden sein würde.

In seinem Ideengange bis hierher gelangt, war der Vorbereitungsplan des Jesuiten fix und fertig.

40.

Das Journal.

Eines schönen Tages kündigte sich in Frankfurt am Main ein neues politisch-sociales Journal für Deutschland unter dem Titel „das Vaterland" an.

Dies Journal, ersichtlich den Interessen der katholischen Kirche eben so sehr wie den socialen Fragen gewidmet, war die Schöpfung des Pater Bullario, der indeß ganz incognito dahinter stand.

Der sehr billige Preis des Blattes in Verbindung mit dem Talente der Mitarbeiter, es in ganz populärer Weise zu halten, verschaffte ihm eine

große Verbreitung unter derjenigen Volksklasse, welche von den socialen Fragen vorzugsweise berührt wurde.

Nachdem sich das Journal eine einflußreiche Stellung errungen hatte, nahm es eine oppositionelle Richtung gegen den Crédit mobilier ein, indem es andeutete, wie die Ursache des immer drohender werdenden socialen Uebels auf die Existenz und die Wirksamkeit der Creditbanken zurückzuführen sei.

Als sich diese Ansicht allmälig als eine zu beachtende Bahn gebrochen hatte, trat das „Vaterland" in einer Reihe raisonnirender Artikel mit der Beweisführung für seine Behauptungen auf.

Es entwickelte nach und nach aus folgenden Prämissen folgende Schlußfolgerungen:

„Der große und gefahrdrohende Nothstand, unter welchem die gegenwärtige Zeit seufzt, macht sich besonders in zwei Erscheinungen geltend. Er zeigt sich 1) als Vertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse; 2) als Verfall und Zerrüttung der Gewerbe."

„Ohne daß wir Mißjahre gehabt oder voraussichtlich zu erwarten hätten, ja selbst nach einer in jeder Beziehung gesegneten Ernte und mitten im Zustande des tiefsten Friedens, ist der Preis aller Lebensmittel auf das Doppelte gestiegen und fährt in diesem Steigen noch immer fort."

„Was den Verfall der Gewerbe betrifft, so zeigt sich derselbe zunächst darin, daß in der gesamten

Industrie die Production bei weitem stärker ist, als die Consumtion. Es fehlt somit den Gewerben an dem nöthigen Absatz für ihre Producte. Die natürliche Folge davon ist die Arbeitslosigkeit Derer, welche die Producte erzeugen, und die Folge dieser Arbeitslosigkeit die Verdienst- und Mittellosigkeit der arbeitenden Klassen. Diese verdienen nichts, folglich besitzen sie nichts, — ganz im Gegensatze zu Denen, welche blos darum verdienen, weil sie besitzen, d. h. den Geldbesitzern."

„Der gegenwärtige Nothstand besteht also in folgender Doppelthatsache: Während auf der einen Seite die Lebensmittel im Preise steigen, vermindern sich auf der andern Seite die Geldmittel der arbeitenden Klassen."

„Was ist nun zunächst die Ursache der Preissteigerung der Lebensmittel? —"

„Eine ganz natürliche, aus dem Wesen des socialen Verkehrs von selbst hervorgehende: die seit einigen Jahren künstlich erzeugte Vermehrung der Geldmasse."

„Das künstliche Mittel, um die Geldmasse zu vermehren, besteht aber in einer Manipulation der geldbesitzenden Klassen, die sich auf einen Mißbrauch des Credit- und Zinswesens stützt, und die zur Folge hat, daß sich das Geld in den Händen der Geldbesitzer ohne productiven Erwerb durch sich selbst vermehrt."

„Es ist also der in den vielen Geldinstituten oder sogenannten Creditbanken concentrirte Geldwucher, welcher die Vermehrung der Geldmasse mittels der Schöpfung von Werthpapieren erzeugt hat.“

„Nun ist es aber ein ganz bekannter und unbestreitbarer socialer Grund- und Erfahrungssatz: daß — wenn die circulirende Geldmasse sich vermehrt, — der Preis der Waaren steigt. — Die circulirende Geldmasse hat sich vermehrt, folglich ist der Preis der Waaren gestiegen! — Gegen diese Schlußfolgerung ist Nichts einzuwenden.“

„Die Vermehrung der Geldmasse und demzufolge die Erhöhung der Waarenpreise würde freilich nichts schaden, wenn durch die Vermehrung der Geldmasse im Allgemeinen auch die Geldmasse jedes Einzelnen verhältnißmäßig vermehrt würde.“

„Allein dies eben ist nicht der Fall; denn da das Geld nur durch sich selbst, also nur in den Händen der Capitalbesitzer vermehrt wird, und zwar durch die angeführten Finanzmanipulationen, so ergiebt sich daraus die nothwendige Folge, daß ein Theil der Menschen zu ungemessenem Reichthume gelangen, der andere, größere aber zur Dürftigkeit herabsinken muß, und daß die Theuerung der Lebensmittel nur auf den letzteren ihren Druck übt.“

„Aber auch die Zerrüttung der Gewerbe entspringt aus dieser Erscheinung. Denn die Gewerbe haben durch die Vermehrung der Capitalmasse die

Last aufgebürdet erhalten, die ungeheure Rente dieser Capitalmasse durch ihre Production aufzubringen. Alles, was eine unproductive Capitalmacht an Zinsen und Dividende einnimmt und demgemäß in Producten des Ackerbaues und der Industrie consumirt, muß ihr durch die Arbeit des Ackerbauers und des Industriearbeiters erworben werden. Ackerbau und Industrie arbeiten also für den faulen Capitalbesitzer; sie müssen ihn durch ihre Arbeit mit ernähren, und sie müssen sich also das, was er verbraucht, entziehen. — Was Wunder, daß sie in Zerrüttung gerathen, wenn sie so viele kostbare Mitesser haben!"

„Das Ueberhandnehmen der unproductiven Rente, erzeugt durch die künstliche Vermehrung der Capitalmacht, ist also die wahre Ursache des gegenwärtigen Nothstandes; und folglich ist die Existenz der auf Zinsen und Dividende abzielenden finanziellen Institute, ganz besonders aber der sogenannten Creditbanken, der Actiengesellschaften 2c., mit einem Worte die Existenz des Wesens, welches man den Crédit mobilier genannt hat, der eigentliche sociale Krebs, den man mit scharfem Messer von dem gesunden Fleische des Staates trennen muß, wenn er nicht den völligen Ruin des Letzteren herbei führen soll."

Als unser Journal durch immer neues Zurückkommen auf diese Beweisführung und durch allseitige Beleuchtung ihrer Richtigkeit eine sehr bedeutende Mißstimmung der arbeitenden Volksklassen gegen die

Creditbanken herbeigeführt hatte, stellte es sich die Aufgabe, gegen die am Crédit mobilier als Leiter betheiligten Persönlichkeiten zu operiren, indem es besonders deren Habsucht und verschwenderisches Leben angriff, und die betreffenden Personen als die Fürsten des Geldwuchers und die wahren Blutsauger des Volkes charakterisirte.

Namentlich richteten sich diese Angriffe gegen den Gründer des ganzen Systems, den Baron von Hartenfels.

Er wurde als ein Mensch von dunkler, zweifelhafter Herkunft geschildert, der sich seinen Titel und Namen — wenn er ihn ja mit Recht führte — höchstens durch eine Summe Geldes erworben habe, die er durch seine industrieritterlichen Finanzoperationen gewonnen.

Ja, das Journal ging sogar so weit, die Behauptung aufzustellen, daß dieser Mann, welcher jetzt in irgend einem versteckten Winkel des Landes ein sybaritisches Leben führe, den förmlichen Plan verfolge, die Menschheit in den Abgrund des socialen Elends zu stürzen. —

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß alle diese Insinuationen bei dem Volke auf fruchtbaren Boden fielen.

Denn das Volk ist der Verleumdung so sehr zugänglich, besonders wenn diese Verleumdung von der Presse ausgeht und gegen Personen gerichtet ist,

welche irgend eine das Interesse des Volkes berührende Rolle spielen.

So geschah es denn, daß der noch vor kurzem so geachtete Namen des Barons von Hartenfels endlich ziemlich allgemein nur mit Haß und Abscheu genannt wurde.

41.

Die Rückkehr.

Felix, in seiner idyllischen Zurückgezogenheit noch immer dem Glück seiner Liebe lebend, erfuhr in letzter Zeit durch die Berichte Morawsky's Alles, was gegen die Creditbank und seine Person gesponnen wurde. — Morawsky versäumte es sogar nicht, ihm die einzelnen Blätter des „Vaterland“ zuzuschicken, und ihn von dem Eindrucke in Kenntniß zu setzen, den die Angriffe jenes Journals auf die Bevölkerung der Umgegend hervorbrachten.

„Es möchte an der Zeit sein,“ — schrieb ihm sein Freund, — „daß Sie zurückkehrten, um das Unwetter der öffentlichen Meinung, welches sich über Ihrem und unserm Haupte zusammen zu ziehen scheint, durch die geeigneten Maßregeln zu beschwören. Alle meine Versuche, das immer mehr Ausbreitung gewinnende Journal auf dem Wege des Ueberein-

kommens zum Einstellen seiner Angriffe zu vermögen, sind gescheitert, ohne Zweifel nur an den Absichten einer dahinter stehenden unbekannten Macht, welche besondere, aber gewiß nicht aus bloßer Humanität entspringenden Zwecke zu verfolgen scheint.“—

* * *

Eines Morgens weckte Felix die an seiner Seite lieblich ruhende Anna mit einem Kusse.

Als das holde Weib, noch schöner und reizender geworden durch die drei Jahre eines ungetrübten Liebesglückes, ihre Augen aufschlug, sagte Felix zu ihr:

„Weißt Du auch, mein holdes Lieb, warum ich Dich heut geweckt habe?“

„Ohne Zweifel, um mir wie immer einen guten Morgen zu wünschen!“ erwiederte Anna, indem sie ihn mit ihren schönen Armen umschlang und ihm seinen Kuß zurückgab.

„Diesmal auch noch zu einem andern Zweck!“ sagte Felix.

„Und zu welchem, mein Geliebter?“

„Um Dir zu sagen, daß wir noch heut dies Paradies verlassen werden, um dem Schicksalsspruche zu folgen, der einst unsre Stammeltern aus dem himmlischen Paradiese trieb.“

„Wie, Du wolltest diesen herrlichen Aufenthalt verlassen, an dem wir drei Jahre so glücklich waren?

Dieses schöne, theure Fleckchen Erde, auf welchem sich das frische Grab Deiner Mutter befindet?"

„Ich habe ihr in diesen drei Jahren die ganze Fülle kindlicher Liebe gewidmet, deren meine Brust fähig war, und sie ist vollkommen glücklich gestorben. Was könnte es ihr nützen, wenn wir an ihrem Grabhügel blieben? — Und dann sieh', mein süßes Weib, ich habe noch eine große Mission zu erfüllen, wozu es jetzt die höchste Zeit ist, wenn ich nicht für ewig das Verdammungsurtheil auf mir ruhen lassen will, die Gottesgeißel der Menschheit gewesen zu sein. — Die Ausführung meiner Idee, die das sociale Heil der Menschen begründen soll, muß vom Staate ausgehen; aber ich glaube, so viel Gewicht bei der Regierung zu haben, um sie für die Ausführung zu bestimmen, um so mehr, als es in ihrem Interesse so gut wie in dem der Unterthanen liegt, und als der jetzige Zustand ohnehin geeignet ist, sie für die Ruhe und Ordnung Alles fürchten zu lassen. — Denn dieser Zustand muß sich, wenn ihm kein Ende gemacht wird, von Jahr zu Jahr verschlimmern und es in verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin bringen, daß die Menschheit nur noch aus schwelgerischen, müßiggängerischen Herren und einer Masse arbeitender, aber dennoch verhungernder Sclaven besteht. Ein solcher Zustand kann indeß keine Dauer haben. Er trägt vielmehr den Keim zu einer großen socialen Revolution in sich, deren Aus-

bruch die Länder Europa's in den Höllenschlund der Anarchie, vielleicht sogar für lange Zeit in den Sumpf der Barbarei führen wird." —

„Ich verstehe von dem Allen freilich nur sehr wenig, mein Geliebter; aber ich sehe doch daraus, daß Du ein Menschenfreund bist und ein eben so edles wie großes Herz hast. Das genügt mir. Nichtsdestoweniger thut es mir recht leid, dies schöne Eiland verlassen zu müssen."

„Das sah ich voraus, und deshalb habe ich Dir auch nicht früher davon gesprochen, als bis die Stunde der Abreise selbst da war. Wozu solltest Du Dich früher grämen? — Ich habe Alles während eines Theils der Nacht vorbereitet. In zwei Stunden ist das Fahrzeug da, welches uns nach dem Festlande bringt."

„Also ein Lebewohl für dieses paradiesische Erdfleckchen?! — Nun sei es drum! Doch sieh, mein Felix, ich glaube, Du würdest viel glücklicher sein, wenn Du keine Mission zu erfüllen hättest!"

„Es wird die Zeit kommen und sehr bald, da sie erfüllt ist; und dann werde ich, werden wir so glücklich sein, wie wir es hier gewesen sind, vielleicht noch glücklicher, da wir eine ruhige Thätigkeit haben werden, die auf die wahre Glückseligkeit von einer Anzahl Menschen gerichtet sein und dadurch belohnt werden wird."

„Was meinst Du damit?"

„Das sollst Du später erfahren.“

„Aber ich bin neugierig.“

„So befriedige Deine Neugierde für's erste mit folgenden Brosamen meines Geheimnisses: Wir gehen nach Heimburgshöh. Dort feiern wir das Fest unsrer Vermählung; ich treffe die Vorbereitungen zur Ausführung meiner Idee; und ist dies geschehen, so verlassen wir Europa, um einen noch wenig bekannten, aber schönen Welttheil aufzusuchen: Australien! — Dort werden wir — — Doch das ist ja eben das Geheimniß, welches Du noch nicht wissen sollst. — Und nun erhebe Dich von Deinem Lotterbette, Du große Touristinn! Du hast jetzt lange genug geruht, um wieder einmal eine große Reise über Land und Meer machen zu können!“ —

Felix hob die himmlisch schöne Gestalt des geliebten Weibes mit zärtlichen Armen von dem gemeinsamen Lager auf und trug sie in ihr von Rosen umduftetes Boudoir.

Zwei Stunden darauf hatten die beiden Liebenden Isola bella verlassen, wo nichts von ihrer Anwesenheit Zeugendes zurückblieb als eine Leiche unter einem Grabstein, auf welchem man die Worte las:

„Mein Leben währte ein halbes Jahrhundert; drei Jahre nur bin ich glücklich gewesen. Diese drei Jahre des Glücks haben drei Jahrzehnde des Elends

aufgewogen. Menschen, beneidet eine glückliche Mutter!"

* * *

Kurze Zeit darauf erschien in dem Journale „das Vaterland" folgende Notiz:

„Der Chef-Director der Creditbank, Baron v. Hartenfels, wird jeden Tag in Heimburgshöh erwartet, wo er zum 18. September eine Generalversammlung aller Haupttheilhaber der Creditbank ausgeschrieben hat. — Man glaubt, daß sich viele Leute aus den arbeitenden Klassen, besonders auch aus unserer Stadt, gleichzeitig dort einfinden werden, um sich möglichst mit eignen Augen und Ohren zu überzeugen, durch welche Machinationen sie in die Noth und das Elend gebracht worden sind, unter denen sie bereits bis zur Unerträglichkeit leiden." —

42.

Aufreizung.

Die Ankunft des Barons v. Hartenfels in Heimburgshöh hatte dort wie in der ganzen Umgegend die Bevölkerung in eine gewaltige Aufregung versetzt. Es war das Gerücht verbreitet worden, die Generalversammlung der Creditbankmitglieder habe den

Zweck, bei der Regierung eine Freigebung des Zinsfußes zu bewirken, um alsdann diesen Zinsfuß auf 10 Procent hinaufschrauben zu können, und also ihre auf Grundstücken anzulegenden Capitalien sicher und ohne alle Production wie ohne alles Risico in zehn Jahren sich verdoppeln zu lassen.

Das Journal „Vaterland" hatte darüber kurz zuvor folgende interessante Berechnung angestellt:

Nehmen wir an, — hatte es gesagt — ein Land bestehe aus 16 großen Landgütern, deren jedes den Werth von einer Million Gulden habe, so werden wir jetzt nachweisen, wie eine Bankgesellschaft, welche nur im Besitze einer Baarsumme von einer Million ist, schon binnen 40 Jahren ohne alles Risico, und ohne nur eine Hand zu rühren, sich zum besitzenden Herrn sämmtlicher 16 Landgüter machen kann:

Sie legt ihre Million zunächst als zehnprocentige Hypothek auf das Landgut Nr. 1. Nach Verlauf von zehn Jahren hat ihr der Besitzer an Zinsen die Million zurückgezahlt, aber die Last des Capitals von einer Million noch immer auf seinem Gute ruhen.

Die an Zinsen zurückerhaltene Million legt nun die Bank als Hypothek auf das Landgut Nr. 2. Nach Verlauf von abermals zehn Jahren hat sie an Zinsen zurückerhalten vom Landgute Nr. 1 eine Million, vom Landgute Nr. 2 auch eine Million, zusammen also zwei Millionen, und außerdem sind

noch beide Landgüter mit zwei ihr gehörenden Millionen belastet.

Die an Zinsen zurückerhaltenen zwei Millionen legt sie nun auf die Landgüter Nr. 3 und 4 an. Nach Verlauf von wiederum zehn Jahren hat sie von den vier Landgütern an Zinsen vier Millionen zurückerhalten, und die vier Landgüter sind ihr noch außerdem mit vier Millionen verhaftet.

Die zurückerhaltenen vier Millionen legt sie jetzt auf die Landgüter Nr. 5, 6, 7 und 8 an. Nach Verlauf von abermals zehn Jahren hat sie von den acht Landgütern an Zinsen acht Millionen erhalten, und die acht Landgüter sind ihr noch mit acht Millionen verhaftet.

Die Bank besitzt also jetzt, nach Verlauf von im Ganzen nur vierzig Jahren, statt ihrer ursprünglichen einen Million die Summe von sechszehn Millionen, mit welcher sie sich zum eigenthümlichen Besitzer und Herrn der 16 Landgüter, das heißt des ganzen Landes, macht. Und dies war zu beweisen!

Es ist durch das hier gegebene Beispiel die Ursache zu finden, warum die Reichen ohne Arbeit immer reicher, und die Armen trotz aller Arbeit immer ärmer werden können. Der Urquell dieses Uebels ist der Zins; und dieser Zins soll nun durch seine Freigebung gar noch erhöht werden! — Man

sollte es nicht dulden! man sollte sich dagegen erheben! —

Hierin lag eine offenbare Aufreizung des Volkes zur Feindseligkeit gegen die ohnehin schon so verhaßte Creditbank von Heimburgshöh; und dem Baron v. Hartenfels, welcher die Richtigkeit der von dem Journal geführten Argumentation besser begriff, als irgend ein Anderer, entging die Gefahr nicht, die dem von ihm gegründeten Systeme drohte.

Allein er fürchtete Nichts. Besaß er doch schon längst das unfehlbare Remedium gegen alle aus dem Zins- und Creditwesen entspringenden Uebel! Und stand er doch grade jetzt auf dem Punkte, die Generalversammlung dazu zu bestimmen, daß die Regierung für die Anwendung dieses Remediums gewonnen werde.

Schmerzlich berührt wurde er nur von der hier abermals gemachten bitteren Erfahrung, wie sehr zugänglich das Volk verleumderischen Gerüchten ist, und wie solche Gerüchte einen Menschen grade dann am heftigsten verfolgen, wenn er die Ausführung der besten Pläne beabsichtigt, die alsdann durch jene Verfolgungen meist vereitelt werden.

Hartenfels hatte zur Herbeiführung des Beschlusses der Bankgesellschaft, der eine so wohlthätige Umwälzung in dem gesamten Finanzwesen bewirken sollte, denselben Tag bestimmt, an welchem er seine

kirchliche Vermählung mit seiner geliebten Anna begehen wollte.

„Andere Menschen“ — sagte er zu seinen Freunden, die sich im Hause des Banquier Mainzer, wo er in der Bel-Etage Wohnung genommen, bei ihm eingefunden hatten; — „andere Menschen feiern ihre Hochzeit mit Schmausereien, Musik und Tanz. Ich will die meinige damit feiern, daß ich zu einem guten und großen Werke den Grundstein lege.“ —

Der zu den beiden so verschieden wichtigen Acten seines Lebens festgesetzte Tag war der 18. September.

Die vom Gesetz zur Verheirathung vorgeschriebenen vorbereitenden Förmlichkeiten hatten ohne viele Mühe stattgefunden. Was dabei mittels Geldopfern an Zeit und Umständen hatte erspart werden können, das war erspart worden. Miß Anna hatte ihre „Papiere“ vollständig beigebracht; und auch der Baron konnte das präsentiren, was bei ihm zu einer gesetzmäßigen Trauung nothwendig war: eine Urkunde, die ihn als den unehelichen Sohn der verstorbenen Gräfinn Nesseloff beglaubigte, und ein Diplom, kraft dessen er von einem kleinen deutschen Souverain zu der Würde eines Freiherrn mit dem Namen von Hartenfels erhoben worden war.

Der 18. September brach an und zwar unter einem bösen Omen; denn Lairitz brachte dem Ba-

von eine Nachricht, welche nicht verfehlen konnte, einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn zu machen.

Master Dickens, welcher die ganze Zeit über in seiner alten Stube ruhig wohnen geblieben war, weil sich keiner der Käufer des Hauses mehr darum bekümmert hatte, — dieser Mr. Dickens war vor seiner durchwühlten Geldkiste vom Schlage getroffen und als Leiche gefunden worden. Aus den von Kraczewsky auf die Meldung der Wirthinn angestellten Ermittetelungen hatte sich ergeben, daß der Hergang ungefähr folgendermaßen stattgefunden haben mußte:

Während der Geizhals wie gewöhnlich anbetend vor seiner Geldkiste gesessen, war von der morschen Zimmerdecke ein großes Stück Kalk herab und gerade auf die Goldfläche der Kiste gefallen, so daß die Goldstücke dadurch verschoben worden waren. Wahrscheinlich war dabei der Sand zum Vorscheine gekommen, der Geizhals hatte mit seinen Händen weiter gewühlt, den Raub seines Schatzes entdeckt und in Folge des dadurch verursachten Entsetzens einen tödtlichen Schlaganfall bekommen. —

Das unheimliche Gefühl, welches sich der Brust des Barons bei dieser Nachricht bemächtigte, wurde noch vermehrt durch eine eigenthümliche Ahnung, die ihm sagte, daß er sich von der großen Menge fremder Menschen, welche sich im Laufe des Vormittags in Heimburgshöh einfanden, nichts Gutes zu versehen habe.

Es waren in der That nahe an 500 Personen, meist den niedern Ständen angehörend, herbeigekommen, ohne daß man eigentlich recht wußte, was sie wollten.

Unter ihnen zeichnete sich eine aus etwa zwölf Männern bestehende Rotte dadurch aus, daß sie sich stets zusammenhielt, und der Leitung Eines von ihnen zu folgen schien.

Dieser Leithammel der Heerde stak in einer so seltsamen Kleidung, daß man sie für eine Verkleidung zu halten geneigt sein mußte.

Eine lange Blouse verhüllte seine Gestalt, den Kopf deckte eine große schwarze Perrücke, das linke Auge eine schwarze Binde und das rechte nebst der Stelle des linken eine blaue Brille.

Aber es hatten sich auch andre Personen eingefunden, deren Erscheinen Felix' Herz mit Freude und Wonne erfüllte: Der alte Kurd nebst fünfen seiner intimsten Sachsenhäuser Freunde, darunter der Wirth und Hansfritz. — Es kam Felix vor, als hätte er an diesen biederen Männern eine Art Leibgarde in dieser bedenklichen Zeit.

Unter solchen Umständen fand am Nachmittage des 18. Septembers in dem Hause des Banquier Mainzer die Trauung Felix' und Anna's auf die einfachste und stillste Weise von der Welt statt.

Als Trauzeugen figurirten Niemand als der alte

Kurd, Morawsky, Lairitz und Kraczewsky, von weiblichen Personen nur die Gattinn des Letzteren.

Nachdem die Trauung vorüber und der Pfarrer mit einem Douceur von 100 Stück Friedrichsd'ors entlassen worden war, nahm man ein Mittagsmahl ein, welches trotz aller Frugalität vom feinsten Geschmack zeugte, bei welchem aber nur der Wein eine Heiterkeit der Stimmung bewirkte.

Es schwebte Etwas in der Luft, was die Herzen der kleinen Gesellschaft schwül machte.

Endlich um 5 Uhr, als der zur Berathung der Generalversammlung bestimmten Zeit, begaben sich diejenigen Personen der Gesellschaft, welche zur Creditbank gehörten, in den großen Ballsaal des Kurhauses, wo die Versammlung abgehalten werden sollte. Kurd ging zu seinen Freunden, die er in einem Hôtel untergebracht hatte. Anna blieb allein; — freilich eine seltsame Situation einer jungen Frau am Hochzeitsabend! — Aber Felix liebte nun einmal das Seltsame, und daher würde sie es auch geliebt haben, wenn sie nicht schon ohnehin eine Anhängerinn des Originellen gewesen wäre.

Vor dem Kurhause war eine starke Menschenmenge versammelt, in Gruppen zerstreut, die sich sehr angelegentlich unterhielten.

Als der Baron von Hartenfels mit seiner kleinen Begleitung die Gruppen durchschritt, wurde er sogleich erkannt und mit Reden begrüßt, die ihm

über die feindselige Stimmung des Volkes keinen Zweifel ließen.

„Das ist Er! — Das ist der Häupter! — Von dem rührt alles Unglück her! — Jetzt wollen sie uns noch mehr aussaugen! — Es sind Canaillen!"

Diese und ähnliche Reden, von allen Seiten durcheinander geworfen, saus'ten dem Baron an den Ohren vorüber.

Doch zu stolz, um sich hier auf eine Beschwichtigung oder gar auf eine Rechtfertigung einzulassen, schritt er ruhig und erhobenen Kopfes, den Massen imponirend, hindurch, dem Saale zu.

43.

Die Revolte.

Die Versammlung begann.

Es fehlten bei dem Controliren der Eintrittskarten nur drei Mitglieder, darunter denn auch der Pater Bullario.

Nachdem Mainzer einen sehr langen Rechenschaftsbericht über die Ausdehnung und das Wirken der Creditbank vorgetragen hatte, ergriff der Baron Hartenfels das Wort.

Er ließ sich zuerst ziemlich weitläufig über das

sociale Elend aus, welches durch das Princip des Crédit mobilier über die bürgerliche Gesellschaft gebracht worden wäre, obgleich er zugestand, daß dieser Crédit mobilier nichts Anderes sei, als eine ganz natürliche Consequenz des Zins- und Creditwesens, wie dasselbe schon seit Jahrhunderten — freilich nur zu Gunsten einer sehr kleinen Minderzahl — bestanden habe. Er suchte die schrecklichen Folgen dieser neuen Schöpfung des Speculationsgeistes in nächster Nähe zu zeigen, und machte besonders geltend, daß der von der Zeit herbeigeführte Zusammensturz derselben nothwendigerweise die Freunde und die Gegner, die Nutznießer und die Benutzten, die Aussauger und die Ausgesogenen miteinander in den Abgrund stürzen müsse. — Er kam nun zu der Behauptung, daß es zum Heile der Menschheit eben so sehr wie im eigenen Interesse der Bankgesellschaft nothwendig sei, das angerichtete Uebel dadurch zu beseitigen, daß man die Ursache für immer aus dem Wege räume, nicht blos die nächste, den Crédit mobilier, sondern gleich die Grundursache selbst, nämlich das Zins- und Creditwesen, so daß es fernerhin unmöglich sei, aus dem bloßen sicheren Besitz von Geld — ohne irgend eine directe oder indirecte Production — Geld zu erwerben. Die Grundursache alles Erwerbs müsse die Production sein; denn nur so sei man sicher, daß Niemand mehr erwerbe, als ihm von Rechtswegen zukomme, und

Niemand weniger, als er zum Leben nothwendig brauche.

„Es liegt in der Natur der Sache," — fuhr er fort — „daß eine Reform in diesem Sinne und nach dieser Richtung hin nur von der Staatsgewalt ausgehen kann. Wenn Sie, meine Herren, mich nach dem Wie? fragen sollten, so sage ich Ihnen: das ist vor der Hand noch mein Geheimniß. Hier aber," — er zog eine kleine Papierrolle aus seiner Tasche — „auf diesem halben Bogen Papier steht es! Es ist der Entwurf eines einzigen, aus nur sieben Paragraphen bestehenden Gesetzes. — Aber lassen Sie diesen Gesetzentwurf unterzeichnet sein mit dem Namen des Staatsoberhauptes, lassen Sie ihn dadurch rechtskräftig werden; und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in Zeit von einem einzigen Jahre ist der Zustand, welchen ich andeutete, herbeigeführt, ohne daß die persönliche Freiheit der Staatsbürger oder der Begriff des Eigenthums im geringsten verletzt ist. — Die wohlthätigen Folgen dieses Zustandes werden sich auch dem blödesten Blicke darlegen: der Staat wird vor allen Dingen — so seltsam und chimärisch dies auch klingen möge, — zu seiner Erhaltung keiner Steuern oder Abgaben mehr bedürfen; er wird nie in den Fall kommen, eine Anleihe machen zu müssen, sondern er wird sich vielmehr in einer verhältnißmäßigen Zeit aller seiner Schulden entlastet finden; seine Finanzen werden jeder Influenz poli-

tischer Ereignisse entzogen sein; der materielle Nothstand des Volkes wird ein Ende haben und Hungersnoth nur bei mehrjährigem wirklichen Mißwachs möglich sein; endlich wird der Grundsatz: „„Keine Arbeit ohne Erwerb und kein Erwerb ohne Arbeit!"" ganz von selbst in's Leben treten, und Arbeitsunfähige wird der Staat die Mittel haben, zu versorgen." —

„Wenn diese meine Idee nur in einem einzigen Staate zur Ausführung gebracht ist, dann meine Herren, wird es für die andern Staaten zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit werden, sie gleichfalls zu adoptiren, weil sie sonst zu Gunsten des einen Staates geradezu ausgesogen werden würden. Es ist daher mein Plan, mit unserm Lande den Anfang zu machen, indem — —"

Hier wurde der Redner unterbrochen durch eine wilde Rotte grimmig aussehender Bursche, welche, zum Theil mit Knitteln bewaffnet, in den Saal drang, nachdem sie die verschlossene Thür mit einem Druck der gemeinsamen Fäuste und Rücken aufgesprengt hatte.

Eine größere Volksmenge schob sich den ersten Eindringlingen nach, und zugleich sah man auf der andern Seite an den Fenstern des Saales eine Masse plebejischer Köpfe mit grimmigen Gesichtern erscheinen, deren Eigenthümer Miene machten, die Scheiben zu zerschlagen, und so in den Saal zu dringen.

Es war draußen schon dunkel, und die wilden Gestalten erhielten durch den Schein der Kerzen etwas noch viel Unheimlicheres, als sie bei Tage gehabt haben würden.

Der Baron von Hartenfels verlor bei diesem plötzlichen Ueberfall ein wenig seine Haltung; die meisten Mitglieder der Versammlung waren ängstlich von ihren Sitzen aufgesprungen; auch die eindringende Rotte zeigte sich beim plötzlichen Anblicke der Versammlung etwas verdutzt.

Diesen Moment nahm der Baron wahr, um den Mitgliedern zuzurufen:

„Behalten Sie Ihre Plätze, meine Herren!"

Dann sich zu den Eindringlingen wendend, fragte er in barschem Tone:

„Wie könnt Ihr Euch unterstehen, hier in eine geschlossene Gesellschaft einzudringen, und so das Hausrecht zu verletzen?"

„Oho!" nahm einer der Eingedrungenen, der schon von uns beschriebene Einäugige, das Wort: „Ihr wollt hier noch von Recht reden, von einem Recht des Hauses? Ihr, die Ihr uns noch nicht einmal das Recht zum Leben laßt?! — Wir wollen doch ein wenig sehen, was Ihr wieder ausheckt, um uns noch mehr Blut abzuzapfen."

„Ja, das wollen wir!" brüllte der Haufen nach, indem er, von den Hinteren geschoben, noch weiter vordrang.

„Zurück!" herrschte ihnen der Baron zu, wurde aber vom Ritter von Waldenburg überschrieen, welcher in der Angst seines Herzens die Revolutionärs dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er ihnen mit lauter, Alles übertönender Stimme zurief:

„Hört mich, Ihr guten Leute, hört mich! Wir berathschlagen ja eben über Eure Wohlfahrt; wir sind grade dabei, Euer Heil zu begründen!"

„Wohl das himmlische Heil, das Heil unsrer Seelen?" kreischte der Einäugige in widerlichem Tone. „Damit ist man immer bei der Hand, wenn man ein Stückchen Fell vom irdischen Leibe abziehen will. An der Seele soll's immer vergolten werden, und für unser sauer verdientes gutes Geld giebt man uns unacceptirte Wechsel auf die Seligkeit. O, das kennen wir aus dem Fundamente! In dem Fache sind wir erfahren, durch Schaden klug geworden. Wir verlangen jetzt etwas viel Besseres, viel Reelleres!"

„Ja, das verlangen wir!" schnaubte der Haufen, indem sich einige Stöcke erhoben.

„Ihr seid im Irrthum, meine lieben, guten Herren Bürger," versicherte der Ritter, welcher allein den Muth zu haben schien, der Rotte wenigstens mit Worten entgegen zu treten. „Ihr seid im Irrthum. Wir berathschlagen das Leibliche, das materielle Wohl des Volkes!" —

„Oho," meinte der Einäugige wieder in seinem

höhnischen Tone; „das kennen wir auch! Alles schon abgedroschen! Sparkassen, wo die Armen die paar Pfennige niederlegen sollen, die sie sich abdarben müssen, um für einen Gulden nach einem Jahre 63 Kreuzer zu bekommen, während Ihr aus Euren überflüssigen Millionen Millionen macht! Sterbekassen, die Bankerott machen, ehe der Eingeschriebene noch todt ist! Vorschußvereine, wo nur Diejenigen Darlehne erhalten, die sie auch sonst überall bekommen könnten, und die Einnahme für die Verwaltungskosten draufgehen! Hahaha! — Geht uns doch! Wir wollen Euch etwas Besseres sagen: wir wollen Euer Geld, das Ihr uns abgewuchert habt; und wenn Ihr's uns freiwillig gebt, so wollen wir Euch, damit Ihr nicht zu verhungern braucht, die Gnade erzeigen, eine große Suppenküche für Euch zu bauen! Hihihi!" —

Der ganze Haufen brach in dasselbe höhnende Gelächter aus.

„Euer Geld gebt uns heraus! Euer Geld!" schrieen mehre Stimmen; und eine Masse von Knitteln, untermischt mit einigen großen Messern, ließ sich über den Köpfen der Tumultuanten sehen. —

„Wir werden Euch Geld geben!" rief der Freiherr v. Schwarzschild in seiner Herzensangst. „Ja, wir werden Euch welches geben! Jeder von Euch soll hundert Gulden haben, wenn Ihr ruhig nach Hause geht."

Das Versprechen machte auf den größten Theil der Tumultuanten einen mächtigen Eindruck.

Hundert Gulden war für die meisten von ihnen ein Vermögen.

Die Knittel senkten sich unwillkürlich.

Kaum nahm aber der Einäugige diesen Eindruck wahr, so rief er aus:

„Ah, meine Brüder; laßt Euch nicht beschwatzen. Ihr seht, daß sie sich im Unrecht fühlen, daß sie ein schlechtes Gewissen haben. Wie würden sie sonst Jedem hundert Gulden versprechen?! Wir sind also in unserm Recht. — Was thun wir aber mit hundert Gulden? Die haben sie in Zeit von drei Monaten doch wieder in ihren Klauen! Nichts da also! Ihr ganzes Geld müssen sie uns herausgeben: das macht für jeden von uns eine Million!" —

Die Million erzeugte naturgemäß einen 10000 Mal stärkern Eindruck als die hundert Gulden.

„Euer Geld! Euer Geld!" riefen einige Stimmen; und der Haufen brüllte es nach, indem die Masse der in den Saal Dringenden mit jeder Minute größer wurde.

Der Baron Hartenfels, welcher es bis jetzt vergeblich versucht hatte, zu Worte zu kommen, wollte der Sache mit einem Male ein Ende machen. Als er mit der Glocke eine Secunde lang Stille erzeugt hatte, rief er:

„Die Sitzung ist aufgehoben! Und jetzt, da wir —“

Er konnte nicht ausreden. Der Einäugige unterbrach ihn mit dem Geschrei:

„Sie wollen uns entwischen, meine Freunde. Haltet sie! nehmt sie fest! dann werden sie sich schon auslösen. Drauf!“

„Drauf! Hurrah!“ brüllte die Menge, und truppweise stürzte sie sich auf die einzelnen Mitglieder zu.

Der Einäugige ersah sich den Baron Hartenfels zur Beute. Er nahm vier Kerle aus seiner Rotte und drang mit ihnen auf den Baron ein.

„Hier den Häuptling faßt mir vor allen!“ rief er.

Der Tumult wurde ganz allgemein. Es fielen bereits Knittelschläge, und in dem fürchterlichen Toben, Schreien und Fluchen war der Laut Einzelner nicht mehr zu vernehmen.

Die Volksmenge vor den Fenstern hatte die Scheiben eingeschlagen und drang jetzt ebenfalls in den Saal ein.

Der Baron, einen Stuhl schwingend, suchte sich einen Augenblick gegen seine Angreifer zu vertheidigen. Es dauerte nicht lange. Der Stuhl wurde in Stücke zerschlagen, und schon wollte der Einäugige mit seinen Genossen über den Baron herfallen, als plötzlich durch eines der Fenster der alte Kurd mit seinen fünf Sachsenhäusern eindrang und auf Felix zustürzte.

Das war Hilfe in der Noth! —

Die Sachsenhäuser waren mit großen Messern und kleinen Beilen bewaffnet und hieben um den Baron herum so furchtbar ein, daß sogleich Raum wurde.

„Wart' nur, Ihr Schinähser!" rief der alte Kurd mit seiner gewichtigen Stimme, welche die Mainfluth zu übertönen gewohnt war. „Wart' nur! Ihr sollt Sachsenhäuser Streiche kennen lernen!"

Die Angreifer waren zurückgewichen, und Kurd erfaßte Felix bei der Hand, um ihn durch das Fenster aus dem Saale heraus zu ziehen.

Dies gelang zwar. Allein draußen war die Volksmenge so bedeutend und drohend, daß sich Felix nur mit Mühe in Mainzer's Haus flüchten konnte, verfolgt von der Rotte des Einäugigen, welcher immerfort schrie:

„Mir nach! mir nach! Dort ist die Schatzkammer der Räuberbande!"

Der ganze Tumult zog sich jetzt nach Mainzer's Hause hin.

Dem Banquier war es schon früher gelungen, sich dorthin zu retten und alle Fensterladen zu verschließen.

Anna befand sich in einer tödtlichen Angst, welche so lange dauerte, bis Felix im Hause war.

Kurd und seine Genossen hielten die Thür besetzt, um dem Volke das Eindringen zu verwehren.

Die tumultuarische Scene wurde von mehren Fackeln erhellt, die irgendwo aufgetrieben worden waren. Das Schreien und Fluchen um das Haus herum nahm kein Ende, sondern wurde von Minute zu Minute stärker und fürchterlicher.

Der Einäugige, immer mitten darunter, hetzte die Menge auf alle nur mögliche Art zum Stürmen des Hauses an, indem er wiederholt versicherte, daß dort die Schätze der Bande lägen.

Endlich drang seine Rotte gegen die Thür vor, und es entspann sich zwischen ihr und der Kurd'schen Garde ein tödtliches Gefecht.

Die letztere hielt sich über allen Glauben tapfer; aber drei ihrer Helden lagen bereits schwer verwundet unter den Füßen der Angreifer.

Gleichzeitig flogen von unten herauf große Steine in die oberen Fenster des Hauses. Aber diese Steinwürfe wurden von Seiten des Barons, Mainzer's und Anna's mit Flintenschüssen erwidert.

Hierdurch stieg die Erbitterung der Tumultuanten auf den höchsten Grad.

Man schleppte Leitern herbei, um einzusteigen, während Andere ihre Fackeln an das Holzwerk des Hauses legten, um es anzuzünden.

An der Thür währte der Kampf fort.

Kurd schlug mit seinem Beile wie ein Rasender um sich. Er, der Wirth und Hansfritz waren nur

drei, aber sie hielten sich wie die Dreihundert von Thermopylä.

Endlich traf ein großer Stein den alten Kurd gerade vor den Kopf, und er fiel zu Boden, im Fallen noch einem der Angreifer den Schädel spaltend. Darauf aber selbst von dem Messer eines Andern durchbohrt, gab er den Geist auf, und die treue Vaterseele schied mit den Worten: „Leb' wohl, Felix! Jetzt beschütze Dich Gott weiter!"

Das Gebet wurde von den Schallwogen des tumultuarischen Geschrei's der Menge zum Himmel getragen. — Der alte Kurd war todt! —

Als Kurd gefallen war, retteten sich der Sachsenhäuser Wirth und Hansfritz in die Thür, schlossen dieselbe zu und suchten sie in der Eile zu verbarricadiren. Dann sahen sie sich nach den im Hause Befindlichen um.

Diese waren außer ihnen Niemand als Mainzer, Felix und Anna, noch immer bestrebt, das Volk durch Flinten- und Pistolenschüsse zu verscheuchen. Sie sahen hierin das einzige Mittel ihrer Rettung; denn das umzingelte Haus hatte keinen freien Ausgang, und sie waren von der ergrimmten Volksmasse überzeugt, daß diese sie, wenn sie es wagten, heraus zu gehen, massacriren würde.

Aber wie gering war die Hoffnung auf das Ablassen der Tumultuanten von ihrem Beginnen! Schon

fing die Flamme an, die Läden, die Fensterkreuze und die Thür zu erfassen.

Die Belagerten sahen ihren Untergang in einer schrecklichen Weise voraus.

Da hatte Mainzer einen plötzlichen Gedanken. Er flüsterte der Baroninn einige Worte zu, worauf diese sich schnell entfernte.

„Geben wir auf die Vertheidigung, Herr Baron!“ sagte er zu Hartenfels. „Wir werden uns retten.“

„Aber wie?“ fragte dieser.

„Sie sollen es sogleich erfahren!“ antwortete Mainzer.

Dann wandte er sich zu den beiden Sachsenhäusern mit der Aufforderung, aus einem Stalle des Hinterhauses Hacken, Beile und eiserne Stangen zu holen, und ihn damit im Flur zu erwarten.

Er selbst eilte in sein Comtoir, wo er aus dem uns bekannten Schranke ein Portefeuille mit Papieren nahm.

Während dessen hatte auch Felix sein Feuern eingestellt und schaute mit untergeschlagenen Armen und verachtenden Blicken wie nachdenkend theils auf die tobende Volksmenge, theils auf die Flamme, welche die Gardinen erfaßt hatte und hell aufloderte.

„Lächerliches Volk!“ sagte er für sich. „Du bist's doch am Ende nicht werth, daß man irgend Etwas für Dich thut!“

Er hatte die bekannte kleine Papierrolle aus der Tasche gezogen und warf sie in die Flamme.

In diesem Augenblicke erschien Mainzer und zog ihn fort.

„Es ist Zeit, Herr Baron! Unsere Zuflucht wird sein die Schatzkammer der Freimünzer. Kommen Sie, wir haben zu verlieren keinen Augenblick!"

In der That waren die beiden Angreifer des Hauses, das Feuer und der Pöbel, bereits an dem Ziel ihres Wüthens angelangt; denn der Weg in das Haus stand ihnen offen. Die Flüchtlinge hörten noch die einbrechende Hausthür krachen, die zertrümmerten Fensterläden zusammenbrechen und den Plebs mit bestialischem Siegesgeheul in das Haus eindringen, — als sie alle fünf: der fast in Apathie versunkene Felix, der triumphirend lächelnde Mainzer, die mit einem großen Korbe voll Lebensmittel versehene Anna und die mit Handwerkszeug bepackten beiden Sachsenhäuser, oben in der Dachkammer standen, welche zu der geheimen Treppe des Schatzkammergewölbes führte.

Mainzer, mit einigen Wachslichtern versehen, zündete eines derselben an, öffnete die geheime Thür und führte im Verein mit dem in die Mysterien dieses Ganges gleichfalls eingeweihten Baron die übrigen Flüchtlinge ein.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit gelangten sie in

das bombenfeste Gewölbe, wo der Baarfond der Creditbank gesichert lag.

Hier fühlten sie sich aller Verfolgung entrückt, obgleich sich ihrer nun eine andere Furcht bemächtigte, die nämlich, unter den Trümmern des vom Feuer verzehrten und dann wahrscheinlich zusammenstürzenden Hauses lebendig begraben zu werden.

Und diese Furcht war begründet! —

Die ängstlich lauschenden Gefangenen vernahmen über sich nach Verlauf einer Viertelstunde ein tosendes Prasseln, welches sie muthmaßen ließ, daß das Feuer zerstörende Fortschritte machte, und daß das Volk nicht daran dachte, der von ihm angefachten Flamme Einhalt zu thun.

Im Gegentheil wandte es Alles an, um das Werk der Zerstörung seinerseits zu vollenden. Indem es nach den erhofften Schätzen vergebens suchte, zertrümmerte es Alles, wodurch es in seiner Hoffnung sich getäuscht fand: die Möbel, die Schränke, die Oefen 2c.

Die in dem Gewölbe Eingeschlossenen verbrachten einige bange Stunden, ehe ihr Schicksal sich entschied: Felix saß auf einer Geldkiste, die halbtodte Anna auf seinen Knieen, und deren Kopf an seine Schulter gelehnt, sie von Zeit zu Zeit aufmunternd liebkosend.

Mainzer und die beiden Sachsenhäuser hatten

sich gleichfalls einen Platz zum Ruhen gesucht, in Ergebung ihres Schicksals harrend.

Keiner von Allen sprach ein Wort.

Endlich ließ sich über ihrem Haupte ein dumpfes, rollendes Krachen gleich einem fernen Donner hören. Indem sich dasselbe in unregelmäßigen Zwischenräumen wiederholte, erkannten sie, daß das Haus, der Gewalt des Feuers weichend, zusammenstürzte.

In der That war es in wenigen Stunden ein flammender Trümmerhaufen, umwogt von einer in ihren Hoffnungen getäuschten und dadurch ergrimmten Volksmasse, die endlich von dem Einäugigen, in welchem der Leser längst den verkleideten Pater Bulario erkannt haben wird, das Signal zum Abzuge erhielt.

Die von ihm beabsichtigte Wiederversammlung am andern Morgen, um unter den Trümmern nach den Schätzen zu suchen, wurde durch das Einrücken einer kleinen Militairmacht verhindert.

Was die Mitglieder der Creditbank betrifft, so hatten dieselben, während des Angriffs auf das Mainzer'sche Haus, Zeit und Gelegenheit gefunden, sich zu retten, und den Ort größtentheils verlassen.

Die Revolte von Heimburgshöh war vorüber.

Die Trümmer des Mainzer'schen Hauses gaben noch die einzige Spur davon ab, als die Sonne des folgenden Tages über dem Ort des Schreckens aufging.

O, diese Sonne! Sie sollte auch für fünf dem gräßlichsten Tode in's Auge schauende Menschen einen Strahl der Hoffnung herab senden.

Als die lebendig Begrabenen eine an Qualen so überreiche Nacht verbracht hatten und im Dunkel ihres Grabgewölbes noch immer eines Zeichens der Rettung harrten: da erglänzte allmälig vor ihren Augen ein Lichtstreif. Es war der neue Tag, der sich durch eine der Luftröhren des Gewölbes Bahn brach, es war der Verkündiger der frohen Botschaft, daß sie sich durch diesen Canal retten könnten.

Die Fürsorge Mainzer's hatte diese Rettung möglich gemacht.

Felix und Anna fielen ihm dankbar in die Arme.

Die Begrabenen begaben sich unter Anrufung der Hilfe Gottes an's Werk ihrer Befreiung, und in der zweiten Nacht war sie mit Gottes Hilfe vollbracht. —

Epilog.

Fünf Jahre nach der zuletzt erzählten tragischen Katastrophe ging es eines Abends in einem der Wirthshäuser Hamburg's, die den Seeleuten zur Erholungs- und Geschäftsstation dienen, äußerst lebhaft zu.

Es war eben ein großes Kauffahrteischiff aus Australien angekommen, welches seine Mannschaft in dem Wirthshause abgesetzt hatte.

Der große Saal war schon vorher angefüllt mit Menschen aller Stände, welche gekommen waren, um Neuigkeiten aus der fremden Welt zu hören.

Diese Leute, mit den Matrosen untermischt, saßen bereits im lebhaften Gespräche an den verschiedenen Tischen, welche mit Eßwaaren, kalten und warmen Getränken aller Art besetzt waren.

Da trat ein noch junger Mann ein, gekleidet in die Tracht eines Seecapitains der amerikanischen Kauffahrtei-Marine, gefolgt von einem Seebären, den man an seinem Hute als den Steuermann erkennen mußte.

Es waren die beiden Leiter des angekommenen Schiffes „Australia" und zugleich — zwei alte, lang vergessene Bekannte von uns.

Der Leser wird vielleicht neugierig fragen: „Wer denn?"

Nun, wir wollen seine Neugierde sogleich befriedigen.

Der noch junge Schiffscapitain hieß Helmbold, der alte Steuermann Wächter. Es waren die beiden Unglücklichen, denen die spätern Begründer der Freimünzer und der Creditbank ihren glücklichen Ausbruch aus dem Zuchthause, also ihre Freiheit verdankt hatten, und welche von ihnen in der uns jetzt erinnerlichen Weise verlassen worden waren.

Die beiden Männer, auch in dem Verhältnisse von Vater und Sohn zueinander stehend, wie Kurd und Felix, hatten bald nach der vollständigen Heilung Helmbold's von seiner Wunde durch die Gnade des Landesfürsten ihre Freiheit erlangt, unter der einzigen Bedingung, daß sie nach Amerika auswandern sollten. Da sie ohne Mittel dazu waren, so hatten sie in Hamburg auf einem Kauffahrteischiffe Seedienste genommen, an dem Leben sehr bald Geschmack gefunden und sich dem neuen Berufe mit solchem Eifer gewidmet, daß sie seit einem Jahre in ihrer gegenwärtigen Stellung ganze Männer waren.

Die beiden Eingetretenen, welche an einem abgesonderten Tische Platz nahmen, waren sogleich von einer Menge Landratten umgeben, die sie mit tausend Fragen bestürmten.

„Was giebt es Neues in der neuen Welt, Capitain?"

„Ei," erwiderte Capitain Helmbold, „wir kommen eigentlich nicht aus der neuen Welt, sondern aus der neuesten."

„Aus Australien, versteht sich! aus Neu-Holland! Na, da muß es doch gewiß viel Neues geben!" riefen mehre Stimmen durcheinander.

„Das will ich meinen!" sagte der alte Wächter. „So viel, daß die Menschen aus Eurem dummen Europa schaarenweis hinschwimmen, um es selbst mit anzusehen. Für unsere Rückfahrt ist schon wieder Alles besetzt."

„Das wundert mich gar nicht!" nahm einer der Gäste, ein Mann von anscheinend feiner Bildung das Wort; „geht es doch hier in Europa so zu, daß nur noch die eine Hälfte der Menschen singen kann: „„Freut Euch des Lebens!"" Für die andere ist längst alle Freude dahin, und das Leben wird es auch bald sein."

„Ja, da ist es freilich in Australien anders!" erwiderte der Capitain Helmbold.

„O, erzählen Sie uns doch Etwas davon, Capitain!" riefen einige Stimmen.

„Recht gern!" erwiderte der Capitain. „Wenn ich nur selbst etwas Genaues davon wüßte! Was ich aber von dem weiß, was jetzt in Australien als das Merkwürdigste gilt, das will ich Euch mittheilen."

Die ganze Gesellschaft der anwesenden Landratten schaarte sich um den Capitain, der also fortfuhr: „Es giebt da tief im Innern von Neuholland, das immer noch nicht recht entdeckt ist, einen ganz curiosen Staat, der vorzugsweise von Deutschen bevölkert ist. Sie nennen ihn Felicia, wie man sagt, nach seinem Begründer, der den Namen Felix führt und ursprünglich ein deutscher Baron sein soll. Das ist nun aber auch ein Doppelsinn; denn Felix heißt im Lateinischen der Glückliche, und so betrachten auch die Bürger von Felicia ihren Staat als das Land der Glücklichen. Worin das Glück eigentlich besteht, hat man noch nicht recht weg. Denn sonderbarerweise wandern jährlich einige Tausende in Felicia ein; aber niemals kommt Einer wieder heraus."

„Es wird wohl Allen zu gut darin gefallen!" warf eine Stimme ein, die sich des Beifalls der übrigen erfreute.

„Das glaube ich auch!" fuhr der Capitain fort: „aber freilich weiß man darüber nichts Gewisses, da der Verkehr durch die unangebauten Länder, welche um Felicia rund herum liegen, verhindert wird. — Was man so weiß, ist nur Folgendes: Der Staat wird von dem besagten Felix regiert, den sie den Regenten nennen, und der, nebenbei bemerkt, eine sehr schöne Engländerinn zur Frau hat. Die Bewohner des Landes zerfallen in zwei Klassen, und

zwar nach ihrer wissenschaftlichen Bildung. Wie sie die Klassen nennen, weiß ich nicht; aber so viel steht fest, daß die eine Klasse, die aus den gebildeten Männern besteht, an der Regierung des Regenten Theil nimmt. Was aber das Curioseste ist: es giebt in dem ganzen Verkehr des Landes kein Geld, und doch treiben die Leute auch keinen Tauschhandel. Wie sie es machen, hat man noch nicht heraus; aber so viel weiß man, daß Alles vortrefflich geht. Es giebt zwar auch Wohlhabende und Dürftige; aber es giebt keine Reichen und keine Armen. Wer irgend Etwas arbeitet, findet sein Auskommen; aber wer gar nichts thut, der müßte geradezu verhungern. Um ganz gut zu leben, braucht ein talentvoller Mensch den Tag über höchstens sechs Stunden zu arbeiten; die übrige Zeit kann er dazu benutzen, das Leben zu genießen, wozu es bei der großen Freiheit, die dort herrscht, Gelegenheit die Hülle und Fülle giebt. — Nun kommt aber noch das Allercurioseste, was man sich denken kann: der Staat Felicia hat keine Schulden, macht auch keine; und doch giebt es in ihm ganz und gar keine Steuern!"

„Hurrah! hurrah!" unterbrach hier die Menge den Erzähler, „das ist die Krone! Halloh, da müssen wir hin! da müssen wir hin! — Nehmt uns mit, Capitain!" —

Der Saal des Wirthshauses hallte vom Jubelgetöse wieder. Man schwang die Gläser, man trank,

man brachte Toaste aus auf die neue Welt, auf die neueste Welt, auf Australien, auf Felicia; und mitten hindurch erschallten die Rufe:

„Auf nach Australien! — auf nach Felicia!"

Da trat die Schaarwache herein und gebot — Polizeistunde.

Ende des dritten und letzten Buches.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.